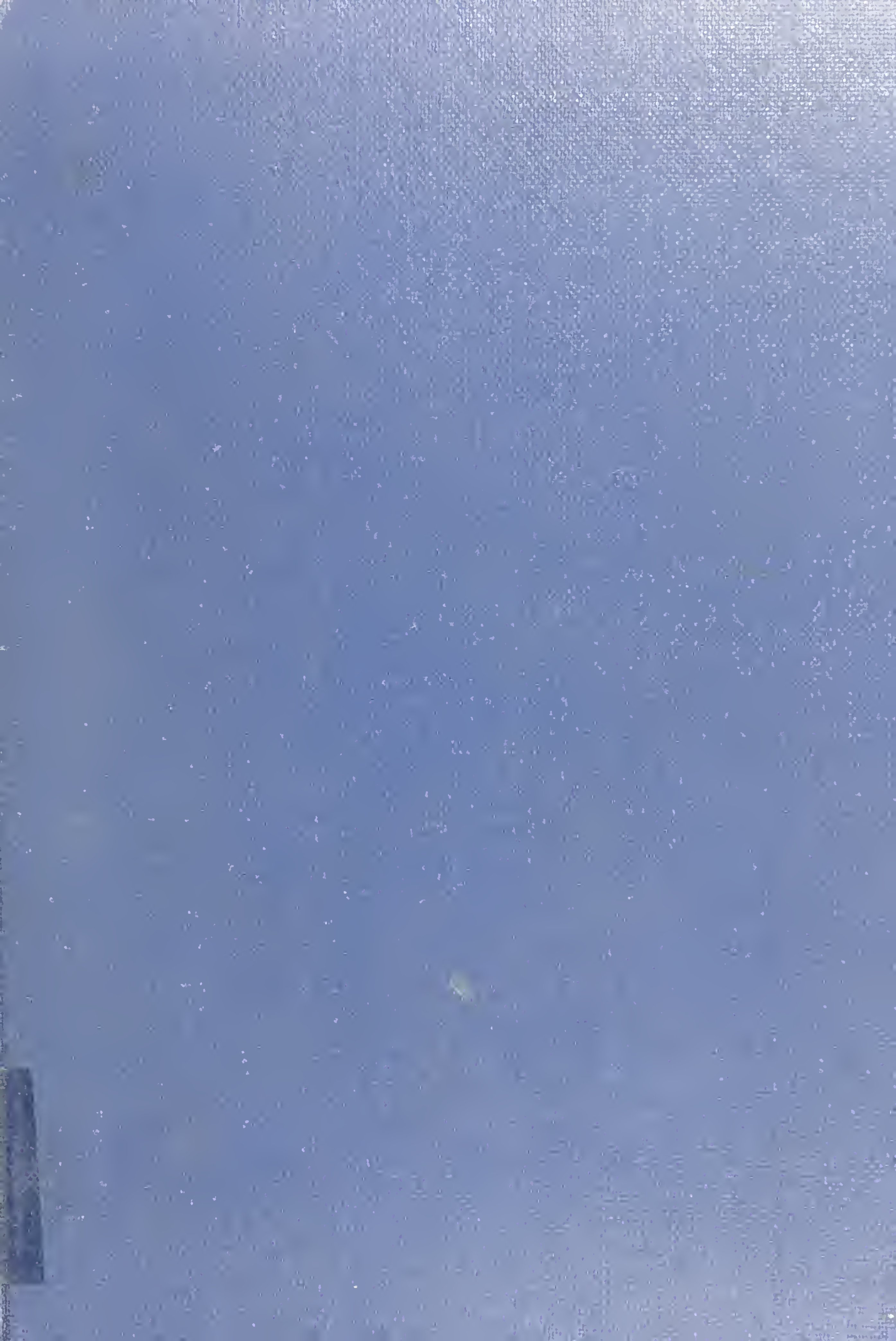
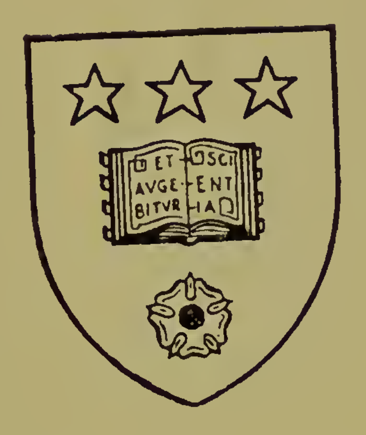
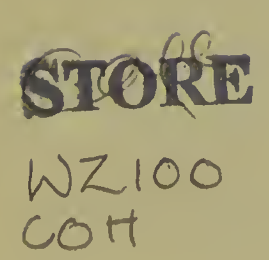
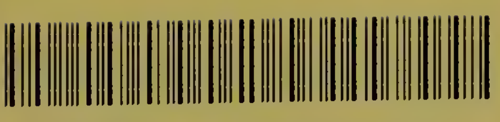



ET
SCI
AVGE
ENT
BITVR
IA


STORE
WZ100
COH


30106 003861522







Ferdinand Cohn

Blätter der Erinnerung

Zusammengestellt

von seiner Gattin

Pauline Cohn

Mit Beiträgen

von

Professor F. Rosen

Zweite Auflage.

Breslau 1901
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

Kopfleisten, Vignetten und Einbanddecke
gezeichnet von Professor Max Wislicenus in Breslau.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Dieses Buch war anfänglich nur für die Familie bestimmt. Wohlmeinende Freunde haben mir gerathen, es einem größeren Kreise zugänglich zu machen; vielleicht war es auch mein eigener Wunsch, die Erinnerung an Ferdinand Cohn bei allen Denen zu erhalten, die ihn gekannt und geliebt haben.

Trotzdem habe ich mich schwer dazu entschlossen, und bange Zweifel sind in mir aufgestiegen, ob ich auch das Richtige thue? Ist doch beinah' Alles, was ich von meinem theuren Gatten hier drucken ließ, von ihm unmittelbar niedergeschrieben, wie die Empfindung des Augenblicks es ihm eingab, und keineswegs für eine Veröffentlichung bestimmt. Und wenn ich die Absicht hatte, seine Persönlichkeit wieder aufleben zu lassen aus seinen eigenen Aufzeichnungen, so mußte ich mich bald von der Schwierigkeit dieser Aufgabe überzeugen. In der langen Reihe der Jahre war viel verloren und zerstört worden, und von manchen wichtigen Lebensabschnitten konnte ich nichts Geeignetes von seiner Hand finden. So habe ich denn, um ein annäherndes Lebensbild zu Stande zu bringen, selber versucht, die Lücken auszufüllen. Es war mein Bemühen, dies so schlicht als möglich zu thun, die Eindrücke ganz so zu schildern, wie wir gemeinsam sie aufgefaßt, Gedanken wieder auszusprechen, die er einst geäußert, und so auch in dem, was ich geschrieben, gleichsam seinen Geist lebendig werden zu lassen.

Wenn auch das Können oft hinter dem Wollen zurückgeblieben ist, so war doch diese ernste, heilige Arbeit ein Lebenszweck für mich und hat mich in den langen öden Stunden meiner

Vereinsamung erfüllt und gehoben. Möge sie auch dem Herzen Derer, die für Ferdinand Cohn noch Interesse haben, sein Bild wieder zurückbringen mit allen wechselvollen Empfindungen seiner Jugendzeit, mit der Abgeklärtheit seiner reifen Jahre.

Es bleibt mir noch, warmen und innigen Dank Allen auszusprechen, die mit Rath und That mich bei meinem Unternehmen gestützt und ermuthigt, sowie durch freundliche Ueberlassung von Correspondenzen gefördert haben. Vor Allem meinem treuen Mitarbeiter Professor F. Rosen, welcher im jahrelangen Verkehr, als Schüler und Freund meines Gatten, das volle Verstehen nicht bloß seiner wissenschaftlichen, sondern auch seiner rein menschlichen Persönlichkeit gewonnen und, außer den willkommenen Beiträgen zu diesem Buch durch die immer bereite Hülfe, die er mir geleistet, auch dem Heimgegangenen wahre Treue erzeigt hat.

Breslau, Januar 1901.

Zur zweiten Auflage.

Zagend hatte ich dieses Buch hinausgesandt, aber weit über alle meine Erwartungen ist es selbst von einem fernstehenden Leserkreise so freundlich aufgenommen worden, daß die erste Auflage schnell vergriffen war und ich mich zu einer zweiten entschließen mußte.

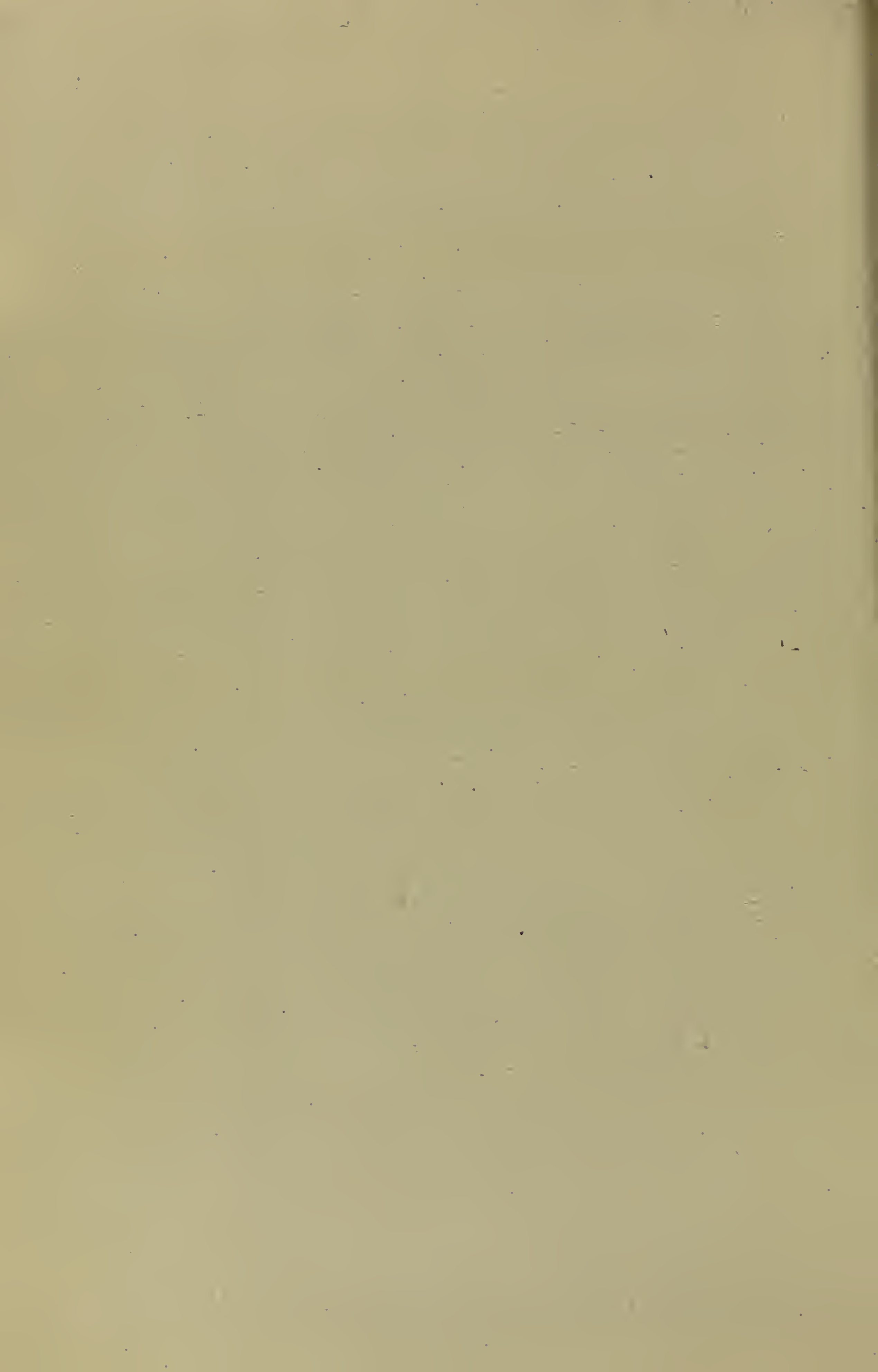
Möge es verwandten Seelen willkommen sein! Wie beglückt wäre ich, wenn ich hoffen dürfte, daß das geistige Abbild von ihm, der ein guter und weiser Mensch war, auch noch weiter fortwirkt anspornend, erfreuend, veredelnd.

Breslau, November 1901.

Pauline Cohn,
geb. Reichenbach.

Meinen lieben Neffen und Nichten

gewidmet.



Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Einleitung	1
Vorfahren, Kindheit und Schuljahre	3
Fragment einer Selbstbiographie. Curriculum vitae. Poetische Versuche.	
Tagebuch aus den Jahren 1845—47	25
Studienzeit in Breslau. Berlin. Promotion.	
Politische Lehrjahre	58
1848, Berlin. 1849—52, Breslau. Fleißiges Arbeiten.	
Mannigfache Beziehungen	84
Nees von Esenbeck. Naturforscher-Versammlung in Greifswald. Gotha. Briefe an Pringsheim. Richard Cohn's Krankheit.	
Wissenschaftliche Entwickelung	107
Studienreisen	131
Wien. Alpen. Italien. Helgoland. Holland. Ein Sonntag im Haarlemer Meer.	
Die Gründung des Pflanzenphysiologischen Instituts	161
Verheirathung und erste Jahre im eigenen Heim	169
Elternhaus. Eigenes Haus. Gesellschaftlicher Verkehr. Naturforscher-Versammlung in Breslau.	
Weitere wissenschaftliche Arbeiten	181
Bacterienarbeiten. Robert Koch. Insectenfressende Pflanzen. Die „Pflanze".	
Reise nach England 1876	192
London. Kew Gardens. Isle of Wight. Meeting der British Association in Glasgow. Schottland. Ein Besuch bei Charles Darwin. Zurück nach Breslau. Trachenberg.	

Seite
Tod der Eltern 213
Neue Pflichten. Philosophisches und Poetisches.
Das neue Institut 225
Das Botanische Museum. Die botanische Section.
Reisen der späteren Jahre 231
Italien. Provence. Constantinopel und Athen.
Jubiläum und siebzigster Geburtstag 237
Letzte Reise nach der Riviera, 1898. — Heimgang 251
Schriftenverzeichniß 261



Als ich vor nun zwei Jahren mich in die Schriften und Aufzeichnungen Eures geliebten Onkels vertiefte, fand ich unter vielen Papieren vergraben ein altes Buch. Die Blätter waren vergilbt, die Tinte fahl geworden, Vieles schwer zu lesen; ich bemühte mich, es zu entziffern, und sah, daß es ein Tagebuch aus den Jugendjahren des Onkels war, bruchstückweise, mit monatelangen Pausen niedergeschrieben, aber aus den Zeiten, von denen ich selbst kaum etwas gewußt. Und wie das Bild des Jünglings mir daraus hervorblühte, so bescheiden und demüthig, so fleißig, strebsam, voll glühender Begeisterung für alles Schöne, Wahre und Gute, erfüllt von den höchsten Idealen, da faßte ich den Entschluß, dies nicht für mich zu behalten, sondern es abzuschreiben für Euch, unsere lieben Neffen und Nichten, die junge Generation der Familie.

Und je mehr ich mich in dies reiche Leben versenkte, desto inniger wurde der Wunsch, das Bild zu vervollständigen: das Tagebuch reicht nur bis 1852; ich wollte Euch doch schildern, wie der schüchterne junge Mann sich entwickelt, wie er sich den Weg gebahnt aus den bescheidensten Anfängen. So suchte ich weiter

und fand Briefe, gelegentliche Aufzeichnungen, wissenschaftliche Correspondenzen, Reisebeschreibungen, manches Köstliche, vieles, das historisch interessant ist; und, während seine ganze Bedeutung in der Welt der Wissenschaft von berufener Feder liebevoll und treu gewürdigt worden ist, will ich versuchen, Euch darzustellen, welch ein Mensch er gewesen.

In den letzten Monaten seines Daseins, als mit den schönen Erinnerungsfesten er doch auch mit einer gewissen Wehmuth Einkehr in sich selbst hielt und die Summe seines Lebens zog, das so bescheiden begonnen und so glanzvoll geendet, hat er angefangen, eine Selbstbiographie zu schreiben. Wenige Seiten sind es nur; welch ein Schatz wäre es geworden, wenn er in seiner glänzenden Sprache, mit seiner feinen Beobachtungsgabe, mit seinem weiten Blick uns das Dasein hätte schildern können, in dem sich Welt und Menschen, Endliches und Unendliches so klar und so interessant wiederspiegeln.

Mit diesen Blättern will ich beginnen:

Vorfahren, Kindheit und Schuljahre.

„Ich bin am 24. Januar 1828 in Breslau geboren. Damals war die Stadt noch wenig über den engen Festungsgürtel hinausgewachsen, der doch schon zwanzig Jahre früher auf Befehl Napoleon's I. nach der Uebergabe an die Franzosen niedergelegt worden war. Die alten, dicken Mauern waren inzwischen abgetragen, die hohen Erdwälle planirt worden, welche dem von außen Ankommenden den Anblick des Stadtbildes verdeckt hatten, wie dies noch heut in alten Festungsstädten, z. B. in Danzig, der Fall ist; an ihrer Stelle lief eine Baumallee, die Promenade, rings um die Stadt, umgrenzt von dem alten Festungsgraben, dem heutigen Stadtgraben; ein zweiter innerer Festungsgraben, der schon im 13. Jahrhundert von dem dicht oberhalb Breslau's in die Oder einmündenden Ohlauflusse abgeleitet war und deßhalb als Stadtohle bezeichnet wurde, umfaßte den ältesten Kern der Stadt. Im Norden wurde sie von der Oder begrenzt oder vielmehr von dem breitesten der vielen Arme, in welche der Strom in der Breslauer Gegend sich theilt, um eine Anzahl flacher Inseln einzuschließen. In die nördlich der Stadt am nächsten gelegene Dominsel hatten sich schon um die Wende des ersten Jahrtausends Herzöge und Bischöfe getheilt; nachdem die ersteren am Anfang

des 14. Jahrhunderts ausgestorben waren, hatten die letzteren allein das Feld behalten; noch heut' ist die Dominsel, die jedoch längst keine Insel mehr, sondern mit dem Festlande zusammengewachsen ist, mit ihren alten Kirchen, den Curien der Domherrn und dem Bischofspalast, mit den Hospitälern und frommen Stiftungen, allem weltlichen Leben abgewendet, im Alleinbesitz der katholischen Kirche geblieben. Die anstoßende Sandinsel erhielt ihren Charakter durch die große Heerstraße, welche Breslau und damit den ganzen Westen von Europa über die hier besonders schmalen und leicht überbrückbaren Oderarme hinweg mit Polen und weiter mit Rußland und dem Orient verband.

Auch über den Stadtgraben führte eine Anzahl Brücken nach den Vorstädten, die 1808 bei der Belagerung der Stadt auf Befehl des Commandanten niedergebrannt, seitdem nothdürftig wieder aufgebaut worden waren, zumeist nur ärmliche Häuserreihen zu beiden Seiten der mit Pappeln bepflanzten Chausseen.

In der südwestlichen Ecke der Stadt, zwischen Stadtgraben und Ohle, lag die Judenstadt, das Breslauer Ghetto. Zwar war dasselbe nicht, wie anderwärts, durch Thore gegen die christliche Stadt abgeschlossen, doch nach alter Gewohnheit drängten sich die Juden in jenen Gäßchen und Gassen zusammen, und nur Einzelne wagten damals ihre Läden und Wohnungen in den benachbarten Plätzen und Straßen jenseits der Ohle aufzuschlagen. Die Juden waren nach Breslau schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts gekommen, zugleich mit den deutschen Colonisten, welche das von den Mongolen 1242 eingeäscherte polnische Städtchen wieder aufbauten; im Lauf des Mittelalters wurden sie mehrere Male aus Schlesien vertrieben und hatten sich dann in dem nahen Polen angesiedelt, wo sie unter dem Schutze der Edelleute, die ihrer als Geldverleiher und Händler bedurften, eine Menge kleiner Städte mit fast rein jüdischer Bevölkerung gegründet, ihre deutsche Muttersprache aber im slavischen Lande, wenn auch im eigenen Dialekt, durch die Jahrhunderte bewahrt hatten. In Breslau bestand seit der preußischen Besitznahme eine große jüdische Gemeinde; doch war noch am Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der Juden, die hier bleibenden Wohnsitz haben durften, gesetzlich beschränkt, und die übrigen, die für den Handel der Stadt nicht

zu entbehren waren, wurden nur unter dem Titel von Comptoir- und Hausdienern zugelassen; ihre Leichen mußten, wenn sie in Breslau starben, zum Begräbniß nach einem der benachbarten Städtchen geschafft werden, zumeist nach Dyhrenfurth, wo unter dem Schutze des mächtigen Ministers von Schlesien, des Grafen Hoym, eine ansehnliche jüdische Gemeinde sich niedergelassen hatte. In Dyhrenfurth wohnte auch mein Großvater Jacob Cohn; er war dort als Corrector in der hebräischen Druckerei beschäftigt, aus der eine große Menge von Ausgaben der jüdischen Gebetbücher und der biblischen Schriften hervorgegangen sind, der hebräische Text in der schönen großen Quadratschrift mit der deutschen Uebersetzung von Moses Mendelssohn und den rabbinischen Commentaren in kleinerer Cursivschrift am Rande und Fuße jeder Seite.

In Dyhrenfurth ist auch mein Vater, Isaak Cohn, am 23. August 1806 geboren worden, hier ruht seine Mutter Blümchen, geb. Stillmann, auf dem jüdischen Friedhof, der, inmitten des herrlichen Schloßparks gelegen, mit seinen alten verwitterten Leichensteinen ein Ruisdael'sches Bild gewährt. Nach ihrem Tode war der Großvater nach Breslau gezogen und hatte sich zum zweiten Mal verheirathet; aus dieser Ehe war eine Tochter Fanny entsprossen, die 1883 als Excellenz von Chwolson in Petersburg gestorben ist.

Das Breslauer Ghetto hatte seinen Mittelpunkt in dem Judenplatz oder Carlsplatz, dem forum Judaeorum, einem kleinen unregelmäßigen Platz, von dem fünf bis sechs Gassen nach allen Himmelsgegenden ausstrahlten; unter diesen war die vornehmste die Carlsstraße mit einer Anzahl stattlicher Häuser, die von dem Wohlstand ihrer Erbauer und Besitzer zeugten. Mitten unter ihnen hatte König Friedrich der Große seinen Palast in reinstem Roccocostil gebaut; wenige Häuser davon entfernt lag die calvinistische Hofkirche mit dem reformirten Friedrichs-Gymnasium; ein Haus in der Nähe hatte Ephraim Kuh gehört, dem ersten Juden, den die deutsche Literaturgeschichte als lyrischen Dichter nennt. In der Carlsstraße befanden sich auch einige jener Herbergen in orientalischer Art, wie sie Gustav Freytag in „Soll und Haben" aus Krakau geschildert; eine hohe Einfahrt führte in den großen Hof, in dem die Fuhrmannswagen aus Polen, Rußland

und Ungarn ihre Unterkunft fanden; er war von einfachen Gebäuden eingefaßt, in deren Erdgeschoß die Magazine und Stallungen lagen, während in den oberen Stockwerken, durch Holzgalerien von außen verbunden, die Wohnungen der Fuhrleute und Händler sich befanden, lauter polnische Juden, in langem, schwarzem Kaftan, die niedrige, oft mit Fuchspelz verbrämte Mütze auf dem Kopfe, mit dem scharfen Profil, dem langen Bart und den beiden Löckchen zur Seite. Einzelne größere Stuben dienten ihnen als Gebetsräume oder Schulen, in denen am Sabbath und Feiertagen Gottesdienst gehalten wurde. An ihrem westlichen Ende wurde die Carlsstraße von der Graupengasse gekreuzt; in dem ersten Stock des Eckhauses lag die kleine Wohnung, in welcher ich geboren wurde.

Mein Vater hatte, wie es damals bei den ärmeren jüdischen Familien üblich war, den ersten Unterricht in einer jüdischen Elementarschule erhalten; hier wurde den Kindern das Lesen und nothdürftige Verstehen der hebräischen Gebete und der Thorah oder der fünf Bücher Moses nach primitiven Methoden beigebracht, im Schreiben die hebräische Cursivschrift geübt; das Deutsche lernte man wohl lesen, aber weder richtig sprechen, noch geläufig schreiben. Später wurde der begabte, lernbegierige Knabe nach Rawitsch, einer kleinen Stadt der Provinz Posen an der schlesischen Grenze, geschickt, wo eine zahlreiche Verwandtschaft lebte und ein frommer Rabbi eine höhere Schule hielt, in welcher er seine Zuhörer in die Tiefen talmudischer Gelehrsamkeit einführte. Bei den Juden stand diese als der Gipfel menschlichen Wissens in höchstem Ansehen; die Bocher, die jungen Studirenden der jüdischen Theologie, nahmen eine ähnliche Stellung ein wie die Studenten der kleinen Universitätsstädte; reiche Familienväter unterstützten sie nicht bloß mit Mittagstischen und Geldspenden, sondern wählten sich mit Vorliebe die gelehrtesten unter ihnen als Gatten für ihre Töchter.

An meinen Vater trat bald die Nothwendigkeit heran, sich sein Brot selbst zu verdienen; er kehrte nach Breslau zurück; sein erstes Geschäft war, ein eigenes Haus zu begründen. Am 11. März 1827 verheirathete sich der einundzwanzigjährige Jüngling mit der sechzehnjährigen Amalie, der Tochter des Agenten Moses Nissen.

Meinen Großvater von mütterlicher Seite habe ich nicht gekannt, da er früh starb; dagegen lebte seine Wittwe, meine Großmutter Hinde, noch lange Jahre im elterlichen Hause. Ich erinnere mich ihrer als einer schlanken, alten Frau, die das Unglück hatte, in hohen Jahren zu erblinden. Sie hatte ihrem Gatten vier Kinder geboren, einen Sohn Salomon und drei Töchter, von denen meine Mutter die älteste war.

Bei ihrer Verheirathung waren meine Eltern ganz mittellos; aber sie fanden einen Gönner, der im Vertrauen auf ihre Tüchtigkeit ihnen die Mittel darlieh, um am Ostende der Ohlauerstraße, wo der Rest eines alten Stadtthores noch durch einen die Straße überspannenden Bogen erhalten war, einen kleinen Laden zu eröffnen, in welchem im Einzelverkauf Rüböl, damals neben den Talglichtern das einzige Beleuchtungsmaterial, feilgeboten wurde. Das neue Geschäft führte die Firma: J. Cohn & Compagnie.

Die Niederlassung in der Ohlauerstraße war eine That; denn dadurch entfernte sich mein Vater aus dem engen Bezirk der Judenstadt und that damit den ersten Schritt, sich und sein Haus mit dem allgemeinen Leben der Stadt zu amalgamiren.

Zu jener Zeit bildeten die Juden noch ein abgeschlossenes Volk mit eigenen Sitten und Gebräuchen im Volke und eine besondere Stadt in jeder Stadt. Der Zaun, den die Rabbiner um das mosaische Gesetz gezogen, hatte in der That bewirkt, daß dessen Anhänger zerstreut unter den Nationen durch alle Verfolgungen und Widerwärtigkeiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte zu erdulden hatten, in ihrer Eigenart erhalten geblieben waren. Die Juden verkehrten wohl geschäftlich, aber nicht gesellschaftlich mit ihren christlichen Mitbürgern; sie theilten nicht deren Interessen; ihr Leben war ganz ausgefüllt von ihren eigenen Interessen, in denen die Religion den Mittelpunkt bildete. Die meisten Breslauer Juden waren arm, nur Einzelne hatten in den Kriegszeiten, die das erste und die Hälfte des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ausfüllten, ein Vermögen gewonnen oder erhalten; frühe Heirathen brachten großen Kindersegen, da ließ sich nicht leicht

Geld zurücklegen. Die Industrie, die in späterer Zeit große Capitalien anwachsen ließ, existirte noch nicht; die Schätze an Kohlen und Eisen, die der schlesische Boden birgt, waren noch nicht gehoben, das Land war in seinen Erträgen wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, der oft versagte. Die großen Handlungshäuser waren in Breslau zumeist noch aus alter Zeit in christlichen Händen. Die Breslauer Juden waren größtentheils kleine Handwerker, Händler oder Agenten, die von der Hand in den Mund lebten, oder sie besaßen kleine Läden, Gewölbe, wie man damals in der alten Festungsstadt sagte, in der die Erdgeschosse der Häuser zumeist durch Wölbung gegen die Kanonen jener Zeit bombensicher gemacht waren.

Der Großvater, Jacob Cohn, hatte eine Untercollecte in der preußischen Staatslotterie erhalten; die Großmutter besaß außerdem eine jener hölzernen Buden, die damals noch in großer Zahl an den Häusern des Marktplatzes, des Ringes, angeklebt waren und seitdem bis auf einen geringen noch erhaltenen Ueberrest von der Stadt angekauft und beseitigt worden sind. In dieser Bude saß sie den ganzen Tag, Sommer und Winter, und verkaufte den Bauern und kleinen Leuten Kattun und Leinenzeug, sogenannte Schnittwaaren, nach dem Ellenmaß.

Bei den Großeltern habe ich die Poesie des alten jüdischen Familienlebens kennen gelernt. Denn wenn die Familie die Woche hindurch mit dem spärlichen Erwerb beschäftigt war, so war der Sonnabend, der Sabbath, der Tag der Ruhe und der Weihe. Schon Freitag Abend wurde die Bude auf dem Ring, wie damals alle jüdischen Geschäfte, geschlossen, die kleine Wohnung sauber aufgeräumt, die Tische mit weißen Decken belegt; wenn der Großvater vom Abendgebet aus der kleinen Privatsynagoge, aus „Schul", wie es hieß, zurückkehrte, erwarteten ihn die Frauen in der hellbeleuchteten Stube zum Feiertagsessen, gewöhnlich ein Fisch, gefüllter Hecht mit einer weißen Sauce, oder Karpfen (man sagt in Schlesien Karpfische) in polnischer Art, in Bier und braunem Pfefferkuchen gekocht und mit Rosinen reichlich versetzt; vor jedem Essen wurde ein Segen, die „Broche", gesprochen, ein anderer Segen vor dem Genuß eines Gläschens süßen Ungarweines. Am Sabbath durfte keine Arbeit verrichtet, nicht einmal Feuer angemacht

werden; für dieses Geschäft sorgte eine christliche Bedienungsfrau. Nach dem Gottesdienst setzte sich der Großvater hinter seine hebräischen Bücher, um sich daran zu erbauen. Beim Mittagessen erschien oft eine gebratene Gans oder gar ein Truthahn, man sagte Auerhahn; niemals fehlte das „Schalet", ein Pudding, ähnlich dem englischen apple-pie, gefüllt mit Aepfeln und Rosinen, noch der „Barches", ein Striezel aus weißem Kuchenmehl, von dem jeder Gast, nachdem der Hausherr den Segen gesprochen, ein Stück auf seinen Teller bekam. Wenn wir Kinder den Großvater besuchten, wurden wir zuerst von ihm durch Auflegen der Hände auf den Kopf gesegnet, „gebenscht"; dann legte er uns Fragen über schwierige Stellen aus der heiligen Schrift vor und war glücklich, wenn der vorwitzige Knabe einen scheinbaren Widerspruch scharfsinnig lösen oder er selbst uns einen dunklen Vers durch eine überraschende Interpretation aufklären konnte.

Die Frauen, welche die Synagoge nicht besuchten, machten oder empfingen am Sabbath Besuche von den Nachbarinnen oder gingen Nachmittags in ihren besten Kleidern auf der Promenade spazieren, doch durfte der Spaziergang nur so weit ausgedehnt werden, daß er eine Erholung, nicht aber eine Arbeit wurde; in kleinen Orten ward auf den als Promenade benutzten Landstraßen durch einen in der Höhe quer über die Straße gezogenen Faden die Grenze bezeichnet, wo umgekehrt werden mußte, weil darüber hinaus die verbotene Anstrengung begonnen hätte.

Ganz besonders schön und poetisch waren die Festtage, vor Allem das Osterfest, das Passah oder „Peissach". Am Tag vorher wurde jedes Bröckelchen des täglichen gesäuerten Brotes zusammengekehrt und verbrannt, am Abend (alle Feste begannen mit Sonnenuntergang, sobald die ersten drei Sterne sichtbar waren) versammelte sich die Familie an der festlich geschmückten Tafel um den Großvater, der in einem weißen Feierkleid, eine weiße, goldgestickte Kappe auf dem ehrwürdigen Haupte, die „Hagada" (Gohde) vorlas. Es ist dies eine in hebräischer Sprache abgefaßte, dramatisch ausgeschmückte Darstellung von der Befreiung der Juden aus der ägyptischen Knechtschaft, deren Erinnerung das Passah feiert. In Frage und Antwort werden die Kinder über die Bedeutung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses belehrt; unter einem Segensspruch

wird die erste „Mazzeh“, ein ungesäuerter, in eine große dünne, mit feinen Löcherreihen, wie unsere Briefmarken, versehene Platte ausgewalzter und schwach gebackener Mehlteig, gebrochen und gegessen, der nun eine Woche lang, wenn auch in mannigfacher Zubereitung, die Stelle des Brotes vertreten sollte; das Andenken an die Leiden der ägyptischen Sklaverei wird durch den Genuß bitterer Kräuter versinnlicht; nachdem der Wein gesegnet ist, wird ein Glas für den Propheten Elias hingesetzt, der nach der Legende am Osterabend wiederkehren sollte; seine Stelle vertritt gewöhnlich ein jüdischer Bettler. Beim Nachhausgehen von dem „Zeiderabend“ (das war der Name des Festabends) leuchtete uns der nämliche Vollmond nach Hause, der einst den ausziehenden Juden unter der Führung von Moses den Weg nach dem Rothen Meere erhellt hatte.

Schön war auch das Laubhüttenfest, wo in den engen Höfen der jüdischen Häuser aus Brettern einfache Hütten zusammengezimmert waren, die oben offen, mit grünen Laubzweigen gedeckt, eine Woche lang bei allen Mahlzeiten benutzt wurden. Am letzten Tage des Festes, der „Gesetzesfreude“, begaben wir Kinder uns in die Synagoge, festlich geputzt, mit bunten Fähnchen in der Hand, um den feierlichen Zug mit anzusehen, wenn von dem heiligen Schrank im Osten des Raumes der kostbare, mit Gold gestickte Sammetvorhang zurückgezogen und die sämmtlichen Gesetzrollen herausgeholt und von den Vorstehern feierlich durch die Synagoge getragen wurden: lange, ganz nach antiker Art nur auf einer Seite beschriebene Pergamentrollen, in prächtigen, sammetnen und seidenen Hüllen, mit silbernen Stäben und Kronen geziert.

Auch einen besonderen Carneval hatten die Juden an „Purim“, dem Fest der Loose, in dem die Erinnerung an ihre Errettung in Susa, in den Tagen des Königs Artaxerxes, gefeiert wurde. Auf den Gassen des Judenviertels zogen die lustigen Masken von Haus zu Haus; in allen Familien wurden sie empfangen und mit Kuchen und gewürzigen Gebäcken, in denen die jüdische Kochkunst Vortreffliches leistete, bewirthet; es gab selbst Bälle und Aufführungen, bei denen die schöne Königin Esther, der weise Onkel Mordechai, der böse Minister Haman und der große König Ahas-

verus (Achaschweirausch) ihre Rollen spielten; vermuthlich hat auch Goethe die Anregung zu seinem Puppenspiel im Frankfurter Ghetto erhalten.

Aber die höchste Weihe zeichnete die beiden großen Feste aus, das jüdische Neujahr und den Versöhnungstag, die in den Herbst fielen und die selbst von denen gewissenhaft gefeiert wurden, die sich allmählich von der Theilnahme an den übrigen Festen entwöhnt hatten. Dann reichten die vielen kleinen Synagogen nicht aus, um die Andächtigen aufzunehmen, auch nicht der große Tempel, der im weiträumigen Hofe eines jüdischen Gasthauses erbaut war; mit seinen antikisirenden architektonischen Formen, seinen inneren Säulenreihen erschien er in jener Zeit der künstlerischen Barbarei uns Kindern als das Ideal eines Gotteshauses. Hier hatte auch der Vater eine Stelle, wir Kinder durften ihn dort besuchen, dann fanden wir den weiten Raum vollgedrängt mit Männern, alle mit bedecktem Haupt und in den weißen Gewändern, in denen sie dereinst zur ewigen Ruhe gelegt werden wollten, um die Schultern den weißen „Talles" (Thaleth) oder Gebetmantel, wie eine Toga, mit dunkelblauen Streifen und silbernen Stickereien, der bei der tiefsten Andacht über den Kopf gezogen wurde, wie wir dies an antiken Priesterstatuen aus dem alten Rom sehen. Wir hörten die hebräischen Gebete, theils uralte Psalmen, die schon im Tempel von Jerusalem von den Leviten unter Begleitung der Harfen gesungen worden waren, theils hochpoetische Lieder aus spanischer Zeit in Ghaselen und anderen orientalischen Versmaßen; wir sahen am Schluß des Gottesdienstes die Angehörigen der großen Familie Cohn, die Nachkommen des Priesterstammes Aaron, auf die Tribüne vor der heiligen Lade steigen und mit erhobenen Händen und ausgespreizten Fingern den alten Segen über das Volk sprechen, für den bis auf den heutigen Tag keine weihevollere Formel gefunden worden ist; man durfte während des Segnens nicht auf ihre Hände blicken, weil man glaubte, daß auf ihnen die Herrlichkeit Gottes sich niedergelassen hatte.

Am Neujahrstage dauerte der Gottesdienst nur am Vorabend und Vormittag; er wurde zwei Tage hinter einander gefeiert, weil diejenigen Juden, die außerhalb Palästinas wohnten, es nicht so schnell erfahren konnten, welcher Tag vom Synhedrion in Jeru-

salem als Neumondsnacht erklärt wurde. Aber der Versöhnungstag war einzig; er begann mit dem Dunkel des Vorabends, wo die feierliche Melodie des „Kol Nidre“ der bereuenden und Buße thuenden Gemeinde eine Lossprechung von gewissen Gelübden verhieß; dann folgte nicht wie an anderen Feierabenden ein Festmahl; denn während der „langen Nacht“ durfte kein Tropfen, kein Bissen in den Mund genommen werden; früh am Morgen ging man wieder in „Schul“: auch die Frauen saßen auf den Gallerieen der Synagoge den ganzen Tag über mit vom Fasten gebleichten Wangen in der heißen Atmosphäre, welche durch die vielen brennenden Kerzen und die zusammengedrängten Menschenmassen bis zur Unerträglichkeit erhitzt wurde; ihre einzige Erquickung war das Riechen an den kleinen Blumensträußen von Reseda, Levkoy und Rosmarin, den Riecheln, die ihnen von Freunden und Verehrern gebracht wurden. Ohne Unterbrechung folgten den ganzen Tag lang die Litaneien und die Sündenbekenntnisse, die in raschem, halb sprechendem, halb singendem Tone unter beständigem Hin- und Herbewegen des Oberkörpers, in dem Orient noch heut geläufigem, dem westlichen Europa freilich sonderbar erscheinendem Tempo abgebetet wurden; aufrichtig empfunden aber war bei den Meisten die Inbrunst, mit der die Gnade und Verzeihung des Ewigen angefleht wurde. Endlich, wenn wieder die Sterne zu blinken begannen, ließ der „Schofar“, das Widderhorn, eine uralte Melodie ertönen, welche der Gemeinde die Versöhnung mit Gott und den Mitmenschen ankündigte; dann war die große Feier zu Ende; man wünschte sich gegenseitig Glück, „eine gute Verschreibung und Besiegelung“; denn am Versöhnungstage wurde das Geschick des nächsten Jahres, das am Neujahr aufgeschrieben war, aber durch Reue und Buße noch gewendet werden konnte, endgültig besiegelt. Nunmehr begaben sich die durch vierundzwanzigstündiges Fasten erschöpften Beter nach Hause, beim Lichte der fast vollen Mondscheibe, die mit einem besonderen Segen begrüßt wurde, und ein gutes Abendmahl im warmen, hell beleuchteten Zimmer stellte die ermatteten Kräfte bald wieder her.

Als mein Vater sein kleines Geschäft auf der Ohlauerstraße eröffnete, hatte er ohne Zweifel bereits die Absicht, aus den engen Schranken des jüdischen Viertels sich loszumachen und in die allgemeinen bürgerlichen und politischen Bewegungen und Bestrebungen seiner Zeit sich einzuleben. Nach der Julirevolution von 1830 begannen die liberalen Ideen mehr und mehr die breiten Schichten des deutschen Bürgerthums zu durchdringen; bei den Juden, die unter dem Druck engherziger polizeilicher und gesetzlicher Ausnahmebestimmungen sich in ihren engen Kreisen abgesondert hatten, machte sich das Streben nach Emancipation geltend; sie fühlten, daß sie durch das jahrhundertelange Zusammenleben mit ihren christlichen Mitbürgern, wenn auch nicht Germanen, so doch Deutsche geworden seien.

Auch der Wohlstand hob sich, insbesondere seit durch die 1842 in Bau genommenen Eisenbahnen die Kohlen, das Eisen, das Zink und die übrigen Mineralschätze des schlesischen Berglandes aus dem beschränktesten Lokalverbrauch in den Weltmarkt eintraten. Der Aufschwung der Industrie, der durch den erleichterten Verkehr mit entlegenen Ländern aufgeschlossene Handel erwarben große Vermögen, an denen die Juden, vielfach aufgeweckter, regsamer, auch sparsamer als ihre christlichen Concurrenten, einen ansehnlichen Antheil gewannen. Schon in den zwanziger Jahren wurden jüdische Bankhäuser gegründet; die Häuser am Ring und in den angrenzenden Stadtvierteln, ehemals den städtischen Patriciergeschlechtern gehörig, gelangten mehr und mehr in jüdischen Besitz; ihre Erdgeschosse wurden in große Läden und Comptoire umgewandelt, arme Bocher aus Oberschlesien oder Posen, in Breslau eingewandert, wurden allmählich durch Fleiß, Sparsamkeit und Zuverlässigkeit zu reichen und angesehenen Kaufleuten.

Zu ihnen gehörte auch mein Vater: er war ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, großem Bildungsbestreben, großer Energie und großem Ehrgeiz. Ihm stand die Mutter zur Seite, eine echte Frauennatur, selbstlos, aufopfernd, nur für ihren Mann und ihre Kinder lebend, dabei voll Güte und Weisheit. — —"



Hier bricht das Manuskript leider schon ab, gerade wie sein Verfasser sich anschickt, seine edle Mutter zu schildern, zu der er mit andächtiger Liebe auffah! Gewiß hätte er auch anschaulich beschrieben, wie das kleine Geschäft im Laufe der Jahre emporblühte, wie der Wohlstand sich hob durch die Klugheit und den Fleiß des Vaters, durch die unbeschreibliche Bedürfnißlosigkeit und Sparsamkeit der Mutter. Emsig schafften sie in treuer Gemeinschaft; trotz seiner großen Thätigkeit fand der Vater immer noch Zeit, sich in gewerblichen, auch wissenschaftlichen Fragen zu belehren, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Die Familie vergrößerte sich; Ferdinand war der Erstgeborene; die Freude des Vaters über das vielversprechende Kind stachelte seinen Ehrgeiz, dasselbe beinah vorzeitig zum Lernen anzutreiben. Ferdinand schildert selbst seine Jugend- und Gymnasialzeit, als er sechzehnjährig seine Vita verfaßte zum Zweck des Abiturientenexamens.

Curriculum vitae.

März 1844.

„Dreißig Friedensjahre haben den Puls der Weltgeschichte beruhigt, der am Schluß des vorigen und beim Beginn des jetzigen Jahrhunderts noch aufgeregt und heftig ging. Sie haben bewirkt, daß großartige, ungewohnte Ereignisse jetzt fast ganz verschwunden sind, die damals auch in das Privatleben des Einzelnen eingriffen und demselben einen gewissen Reiz, eine besondere Art von Interesse verliehen. Unsere bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich geordnet und sind wieder in das Geleis der Gewöhnlichkeit getreten, aus dem sie damals mit Gewalt herausgerissen worden; Störungen und Hemmungen der Staatsmaschinen, besonders merkwürdige, glückliche oder unglückliche Begebenheiten gehören immer mehr und mehr zu den Seltenheiten. Während daher die Jugend derer, die jetzt als Männer unter uns leben und wirken, durch die Kriegsereignisse größtentheils bewegt, erschüttert und merkwürdig wurde, die unter ihr und zum Theil auch durch sie geschahen, so wird es unter den jetzt heranwachsenden Jünglingen gewiß nur wenige geben, die in diesem Alter schon besonders außergewöhnliche Erlebnisse aufweisen könnten. So bietet auch das Leben, dessen Umrisse zu entwerfen ich jetzt gesonnen bin, nur wenige oder fast gar keine Begebenheiten dar, die sich über die flache Ebene des gewöhnlichen Lebens erheben, die der Aufzeichnung oder Erörterung würdig wären.

Am Geburtstage des großen Preußenkönigs, am 24. Januar 1828, wurde ich, Ferdinand Julius Cohn, zu Breslau geboren. Nur wenige Eindrücke sind mir aus meiner frühesten Jugend zurückgeblieben. Wie die Abenddämmerung mit dunklem Schleier Erde und Himmel überhüllt und nur hier und da noch in den höheren Regionen ein lichtes Rosenwölkchen glimmt, so tauchen auch mir aus der Dämmerung meiner Kinderjahre nur wenige Eindrücke auf. Eine eigentümliche Erziehung ließ meine Anlagen sich früh entwickeln und machte mich zu einer Zeit schon mit den Elementen und Anfängen des Wissens bekannt, die bei den Meisten nur dem Spiel und dem Müßiggange gewidmet ist. Schon in meinem zweiten Jahre lernte ich lesen, in meinem dritten war ich mit den Lehren und Erzählungen der Raffschen Naturgeschichte völlig vertraut. In meinem vierten genoß ich den ersten Elementarunterricht in der Schule des Herrn Weber. Auch zu Hause wurde ich schon in früher Kindheit angehalten, die Zeit, welche in diesem Alter für die Stärkung und Ausbildung des Körpers, für die Erheiterung und Erholung des Geistes, für Spiele und Umgang mit Altersgenossen verwendet wird, der Mehrung meiner Kenntnisse, dem Arbeiten und dem Lernen zu widmen.

Wenn ich auch dieser Erziehung manchen Kitzel meiner Eitelkeit, manches Lob und selbst manche Bewunderung verdankt habe, so muß ich doch gestehen, daß ich diese Genüsse, wenn sie anders so zu nennen sind, auf der anderen Seite in physischer und geistiger Hinsicht theuer bezahlt habe.

Fast in alle Klassen bin ich zu früh eingetreten, nirgends war ich im Stande, mit meinen Mitschülern in jenes freundliche Verhältniß zu treten, das nur Gleichheit des Alters und der Bildung erzeugen kann. Ein schwächlicher Körper, dem die Ausbildung fehlte, die dem Geist zu Theil wurde, zwang mich, manche rauhe Behandlung von Seiten meiner Mitschüler zu ertragen; eine frühzeitige Beschäftigung mit den Büchern und die Abschließung von gesellschaftlichen Vergnügungen entzogen mir den Genuß der Freuden, die der Kindheit allein zukommen und ihren Reiz bilden: Jugendfreuden und -Freundschaften sind mir versagt geblieben.

Nachdem ich zwei Jahre in der Schule des Herrn Weber verweilt hatte, wurde ich in meinen sechsten Jahre in die unterste

der beiden Elementarklassen zu St. Maria Magdalena aufgenommen, in denen ich zwei Jahre verweilte. Im Jahre 1835 trat ich in die Sexta des Gymnasiums ein; nach halbjährigem Aufenthalte ward ich für die Quinta, nach einjährigem für die Quarta, nach halbjährigem für die Untertertia reif befunden.

Den gütigen Bemühungen meiner Lehrer, unter denen ich die Herren Seltzsam, John, Schilling, Klopsch und meinen Hauslehrer, Herrn Dr. Julius Schmidt, jetzt „College"*) zu Schweidnitz, mit besonderem Danke hervorheben muß, nebst einem, in jener Zeit wirklich anstrengenden Fleiße verdanke ich diese für mein damaliges Alter ziemlich schnelle Laufbahn.

Um diese Zeit glaube ich die ersten Spuren eines Fehlers bemerkt zu haben, der von da an meiner Ausbildung hemmend in den Weg trat, der mir die meisten gesellschaftlichen Genüsse versagte und noch immer sich meinen Hoffnungen und Wünschen entgegenstemmt: meines schweren Gehörs nämlich.

Durch einen unglücklichen Unfall entstanden, wurde dasselbe nach dem Ausspruche der Aerzte durch die Schwächlichkeit meines Körpers erhalten und verstärkt. Ich habe seitdem tausend Mittel versucht, um diesem Uebel abzuhelfen, ich habe tausend Heilmittel erprobt, die Marktschreierei und Selbsttäuschung als unfehlbar anpries, aber selbst der Rath der berühmtesten Aerzte, eines Benedict, Kuh, Kramer, Diefenbach, Graefe, Schoenlein haben dasselbe weder aufheben, noch selbst für die Dauer vermindern können. Durch diesen Fehler ist mir die Theilnahme am Unterrichte und besonders an den Wissenschaften unendlich erschwert worden, die nur größtentheils durch mündlichen Unterricht dem Schüler klar werden können, durch ihn ist mein langer Aufenthalt in einigen oberen Klassen und zum Theil auch der Unfleiß herbeigeführt worden, den ich einige Zeit in denselben bewiesen. Ich war in meiner Kindheit zu beständiger Beschäftigung, selbst in den Mußestunden angehalten worden, später, als der Zwang mit der Zeit nachließ und der eigene Geist die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit desselben noch nicht einsah, gewöhnte ich mich

*) College, damaliger Titel von Gymnasiallehrern.

bald zu der entgegengesetzten Handlungsweise und fing an, denjenigen Schülern beizustimmen, die die Schule für eine Last, die Arbeiten für unnütze Quälereien des Lehrers und die Ferien und den Müßiggang für die süßesten Genüsse halten.

Dazu kam — und es war auch zum Theil die Ursache davon, daß es für mich anstrengend und oft unmöglich war, dem Gange des Vortrages zu folgen, daß mir manche Gegenstände, wie die Geschichte, die Naturgeschichte, das Französische fast ganz verschlossen blieben, daß es für einen Knaben von zehn bis elf Jahren fast unmöglich war, während ganzer Stunden aufmerksam zu bleiben, ohne den Inhalt des Vorgetragenen zu vernehmen, und daß daher nothwendig eine Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit entstehen mußte, die ich auch später nur mit Mühe überwinden konnte. Daher ist es gekommen, daß ich in der Untertertia ein, in der Obertertia ein und ein halbes Jahr zubrachte und besonders in letzterer Klasse mir manchen scharfen Tadel von Seiten meiner Lehrer zuzog.

Damals sind mir auch die ersten Bücher der deutschen Nationalliteratur in die Hände gekommen, die mein Gemüth mit mächtiger Begeisterung erfüllt und zur Beschäftigung mit der Poesie unseres Vaterlandes angezogen haben. Besonders sind es Schiller's Werke gewesen, die in mein junges Gemüth ihre lichten Sonnenstrahlen hinein warfen und die mich anzogen und begeisterten, daß ich ganze Tage mit ihrer Lectüre verbrachte. Goethe's Schöpfungen habe ich erst in den letzten Jahren fühlen und bewundern lernen; und noch immer scheint dieser mir ein Gletscher zu sein, der hoch über alle Berge in die Lüfte hineinragt, dessen Höhen aber eisig und kalt und höchstens am Fuße mit Bergkräutern und Alpenrosen geschmückt sind, indeß Schiller einem Vesuv gleicht, in dessen Innern es flammt und glüht und dessen liebliche Fläche von dem üppigsten Pflanzenwuchse, den reizendsten Blüthen überwebt ist.

Auch habe ich damals zuerst versucht, eigene Gefühle in Versen wiederzugeben, und ich habe seitdem nie aufgehört, die Empfindungen des Gemüthes und der Phantasie in Liedern, so unvollkommen sie auch sein mögen, auszudrücken.

Als ich im Jahre 1840 nach der Sekunda gekommen war, rieten mir die Aerzte zur Stärkung meiner Gesundheit und zur etwaigen Heilung meines schweren Gehöres eine Reise nach Berlin zu unternehmen. In meinem fast halbjährigen Aufenthalt daselbst hatte ich Gelegenheit, die Kunstschätze der Residenz, die Herrlichkeiten des Museums, die Ideale der Malerei und der Plastik zu bewundern, und wenn auch der eigentliche Zweck der Reise ein vergeblicher war, so ist dieselbe doch in anderer Hinsicht nicht wirkungslos geblieben. — Nach einem zweijährigen Aufenthalte in der Secunda wurde ich Ostern 1842 nach der Prima versetzt.

Mit diesem Zeitpunkte ist eine neue Periode in dem Gange meiner Entwickelung hereingebrochen. Erst in der Prima glaube ich die sittliche Reife erlangt zu haben, die der wissenschaftlichen noch vorzuziehen ist, ich habe erst hier das Wesen und den Zweck der Schule, der Lehrer, der Schüler einsehen lernen, erst hier aus eigenem Antriebe und zu eigener Freude Fleiß zeigen und den Anforderungen der Lehrer zu genügen gesucht, — ein Streben, das mir, wie ich hoffe, nicht überall mißlungen ist. Erst hier habe ich aus eigenem Willen auch außer der Schule mich den Wissenschaften ergeben, erst hier habe ich den Schriften der Alten, besonders Homer, Cicero und Tacitus, ein höheres als sprachliches Interesse abgewinnen können. Erst hier habe ich mich mit dem Wesen und Wirken unserer Literatur bekannt gemacht und durch eine ausgebreitete Lectüre der Classiker deutscher und fremder Nationen meine geistige Bildung zu vervollständigen und zu erhöhen gesucht. Daß mir aber das zu Theil geworden ist, das danke ich vor Allem dem Unterricht des Herrn Director Dr. Schoenborn.

Es würde mir leid thun, wenn meine Worte für leere Schmeichelei, für pflichtschuldige Complimente genommen würden, denn ich bin fest überzeugt, daß, um aus der mechanischen Ordnung der Schule für das freiere, wissenschaftlichere Leben der Universität vorzubereiten, es schwerlich eine schönere, dem Schüler angemessenere Methode gebe, als die dieses allgemein geliebten Lehrers. Indem er die Gemüther durch schöne, anziehende Vorträge belehrt und fesselt, beim Lesen der Schriftsteller den Geist und den Charakter

derselben erfassen läßt, bei der Correctur der Arbeiten auf logische Wahrheit dringt, die Urtheilskraft schärft und jede falsche Ansicht berichtigt, so führt er dadurch seine Schüler auf eine von Pedanterien und mechanischem Wesen durch und durch freie Weise zu sittlicher und zu geistiger Ausbildung empor. Besonders haben mich die Vorträge über die deutsche Nationalliteratur ergriffen, in der er den Geist unserer größten Dichter, ihr Leben und Wirken in treffender klarer Rede darstellte; auch die Seelenlehre hat meine Kenntnisse ebenso vermehrt wie meinen Geist angezogen, und wenn auch die Ansichten nicht immer die meinigen waren, die von ihm in der christlichen Glaubens-, später Sittenlehre vorgetragen wurden, so hat mich doch die Wärme und die Ueberzeugung, mit der sie dargestellt wurden, innig angesprochen.

Auch Herrn Prorector Kloßman bin ich für die logische Schärfe, mit der er die grammatischen Unterschiede zwischen den einzelnen Wörtern und Redensarten erörterte, für die gründliche und geistvolle Behandlung der Schriftsteller, für die genaue und lehrreiche Correctur der Exercitia, sowie Herrn Professor Köcher für die klare, einleuchtende Darstellung der schwierigsten mathematischen Sätze den wärmsten Dank schuldig. Leider hat mich mein schweres Gehör größtentheils gehindert, den Unterricht des Herrn Professors Rüdiger und Dr. Sadebeck so zu genießen, wie ich es wohl gewünscht und bedurft hätte. Dagegen kann ich nicht umhin, Herrn Dr. Tzschirner hier noch mit besonderem Danke zu erwähnen, der durch seinen geistvollen, wissenschaftlichen Vortrag mir die Geschichte, besonders die der Römer unter einem neuen, anziehenden Lichte darzustellen und mich zu eifriger Beschäftigung mit dieser schönen Wissenschaft anzuregen verstand, in der mir leider aus den unteren Klassen manche Lücke geblieben war.

So glaube ich denn während meines zweijährigen Aufenthaltes in der Prima im Ganzen jene Reife mir erworben zu haben, die das Gesetz nothwendig erklärt, um eine Universität zu beziehen. Mannigfache Hemmungen stehen mir bei der Wahl eines bestimmten Lebenszieles entgegen. Das Gesetz und mein Glaube verhindern mich, mich den Rechtswissenschaften zu widmen oder dem Staate als Lehrer oder Beamter zu ergeben; mein schweres Gehör verbietet mir, als Arzt einen nützlichen Wirkungskreis zu er-

hoffen. So habe ich mich denn entschlossen, mich der philosophischen Facultät zuzuwenden, um mir wenigstens die Geistesausbildung zu erwerben, die das edle Ziel aller Wissenschaften sein soll. Vielleicht bricht auch über unser Vaterland das schöne Morgenroth einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit heran, und es ist mir dann vergönnt, von einer Hochschule herab auf die Gemüther der Jugend nützlich einzuwirken — einer der wärmsten Wünsche meines Herzens wäre dann in Erfüllung gegangen . . ."



Von den poetischen Versuchen, in denen, wie er uns selbst erzählt, der junge Gymnasiast seine Stimmungen ausklingen läßt, sind noch manche vorhanden. Ein hier folgendes kleines Sonett aus seinem dreizehnten Lebensjahr fand im Kreise der Freunde Beifall und wurde, ohne daß der jugendliche Dichter es wüßte, in einem Breslauer Unterhaltungsblatt abgedruckt:

„Benütze, Jüngling, rasch das flücht'ge Leben,
So lang' dir noch des Lenzes Rosen blühen,
Eh' dir der Muth, eh' dir die Macht entfliehen,
Eh' deiner Jugend Kräfte dir entschweben.

Verfolg' beständig ohne Rast dein Streben,
Laß die Begeisterung dir nicht verglühen,
Laß unbenützt dein Glück nicht von dir ziehen,
Wenn es die Götter in die Hand dir geben.

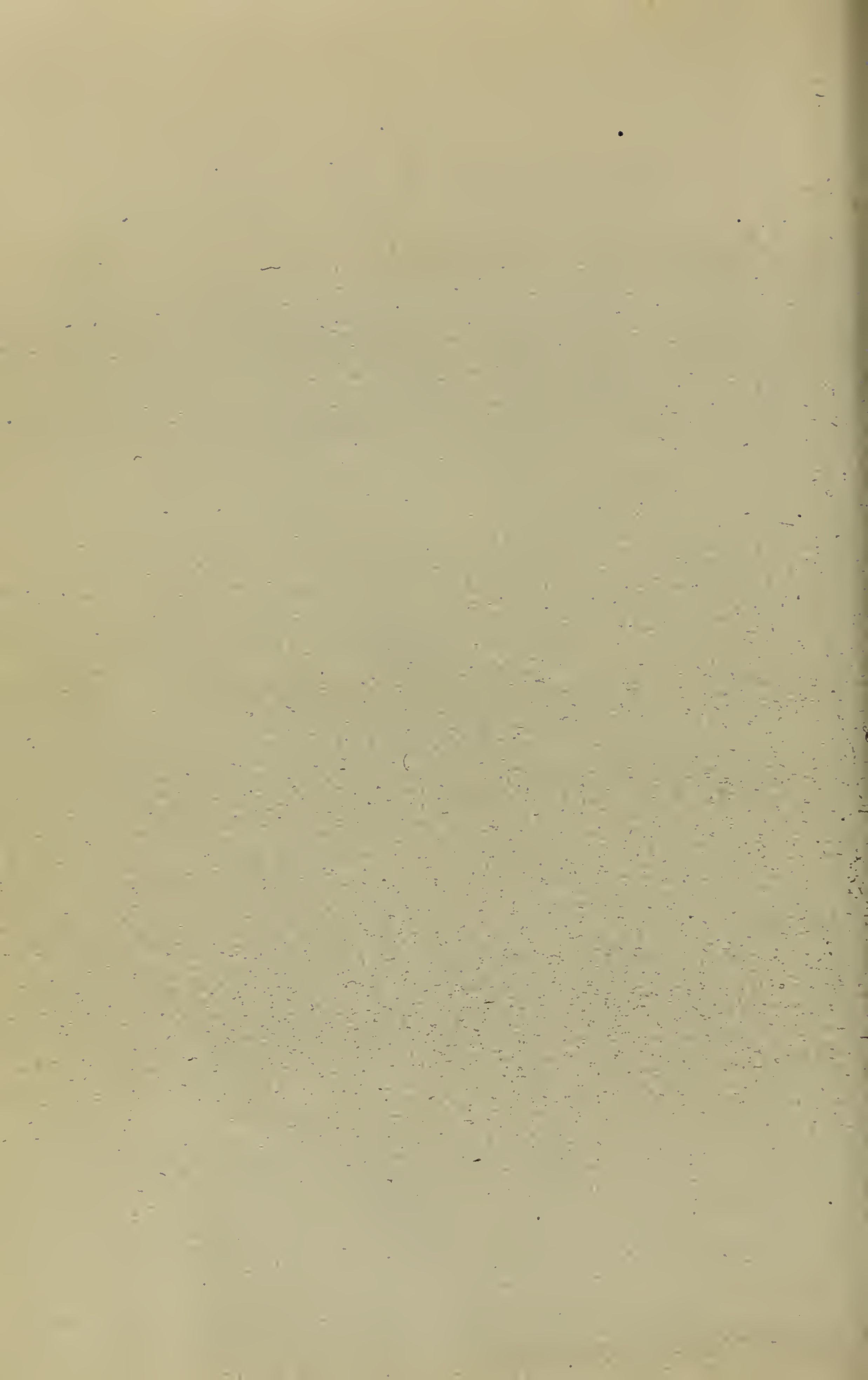
Damit, wenn deiner Jugend frohe Stunden
In unaufhaltsam schnellem Lauf entschwunden,
Wenn dich des Alters starrer Arm umwunden,
Du dann, hinblickend nach der Kindheit Tagen
Mit freuderfülltem Herzen könntest sagen:
Mein Leben hat auch edle Frucht getragen."

Der Abschied von der Schule begeisterte ihn zu einer langen Ode, deren Schlußabschnitt hier folgt:

„Ich sah den Menschengeist sich offenbaren,
Im Lied, das schon vergangene Zeiten preisen, -
Im Lied, das heut noch wie vor tausend Jahren
Des Hörers Brust begeistert und erschüttert,
Im Liede Griechenlands, dem demantklaren,
Wenn mild Homeros' Saitenspiel erzittert,
Im Liede Juda's, wenn in Donnertönen
Jesaia's Prophetenmund gewittert,
Im Liede Roms, wenn sanftere Camönen
Aus Flaccus' Leier Lust und Liebe singen,
Im Liede Englands, wenn im Kampf des Schönen
Die Werke Shakespeare's sich den Preis erringen,
Im Liede Deutschlands, wenn die stolzen Klänge
Von Goethe's hehrem Wort die Brust durchdringen,
Wenn Schiller's gottentzündete Gesänge
Den Geist entflammen und das Herz erheben —
Dann wird das Auge feucht, der Busen enge,
Den Liebe und Bewunderung durchbeben,
Dann sieht dem nassen Grund der Augenlider
Die Thränen süßer Rührung man entschweben.
Ein lautes Echo finden diese Lieder
In jedem Herzen, drin sie wiederschallen.
Sie tönten auch in meinem Herzen wieder —
Deß seid ihr Zeugen, ihr geliebten Hallen,
Die ihr die schönsten Jahre meines Lebens
Im schnellen Fluge sah't vorüberwallen.
Die Kindheit schwand — und daß sie nicht vergebens
Wie Spreu vom Wind dahingeschwunden,
Daß früh ich auf dem Pfade meines Strebens
Zu edlem Ziele schon die Bahn gefunden,
Das — heilige Räume — hab' ich euch zu danken.
Nun da ich scheiden soll in wenig Stunden,
So lebet wohl — nie mach' ein Sturm euch wanken.
Und fürder mögt ihr stehn in Kraft und Blüthe
Wenn wieder zwei Jahrhunderte versanken! —

Ihr, meine Lehrer, die mit edler Güte
Mir aufgethan des Wissens Heiligthume
Und Nahrung dargeboten dem Gemüthe,
Es keime euch zur Freude, euch zum Ruhme
Jedweder Same, den ihr ausgestreut,
Und sprieße reich und blühe auf zur Blume,
Die Müh' vergeltend, die ihr ihm geweiht!
Habt Alle, Alle Dank für eure Lehren
Und lebet wohl und glücklich allezeit! —
Ihr könnt jetzt nur des Dankes W o r t e hören,
Weil noch zu Thaten mir die Kräfte schweigen;
Doch will ich's euch in ernster Stunde schwören:
Bei Gott, ich will mich eurer würdig zeigen."







Tagebuch
aus den Jahren 1845 bis 1847.

Breslau, 24. Januar 1845.

„Siebzehn Jahr — ein Wendepunkt in meinem Leben, wie ich hoffe; ich erwarte viel von dem achtzehnten Jahre; wenn der 24. Januar wieder zurückkehren wird, werde ich wohl ein Anderer sein, wird mich wohl das Leben mehr in seine Kreise gezogen haben. — Ob ich so ruhig sein werde, wie heut — nein, ich wünschte es auch nicht, ich habe mir zwar noch nichts vorzuwerfen, als eben noch nichts gethan zu haben; ich bin noch nicht unglücklich gewesen, aber auch noch nicht glücklich. Noch nicht glücklich — ich schreibe es auf und wünsche diese Blätter erhalten, damit ich mich nicht einst nach diesen Tagen meiner ersten Jugend sehne, wo ich Student, siebzehn Jahr alt, nach Recht und Schuldigkeit im Strudel des Glückes mich hätte befinden sollen. Aber ich habe ein Element in mir, das mich hindert, glücklich zu werden, einen Mephisto, der in mir ist, und doch habe ich wieder die Sehnsucht nach Glück, nach einem inneren, schwärmerischen Glück, das mir wohl nie zu Theil werden wird.

Ich habe Ideale, große, schöne Ideale — aber sie erreichen! Es hat sie doch noch jeder Jüngling gehabt und noch keiner er-

reicht, warum gerade ich, der ich doch weniger Willenskraft habe, als so viele Andere. Ich ringe nach Ruhm und habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihn zu erringen, aber macht Ruhm glücklich? Ich glaube, er stumpft die Nerven ab wie alles Süße, und man genießt ihn um so weniger, in je höherem Maße man ihn besitzt. Und wer ihn nicht genießt, der besitzt ihn auch nicht. Doch könnte ich ohne Ruhm nicht glücklich sein; ich könnte nicht, ich fürchte, ich werde es lernen müssen. Gott, wenn ich einst als verachteter Schöngeist, ohne gethan und gewirkt zu haben, ohne Ruhm und inneres Selbstgefühl dahinschleichen sollte, und diese Tage, die mir jetzt so langweilig und freudenlos scheinen, jetzt wo ich sie verlebe, sie wären einst meine schönsten gewesen! Wenn mir solch' ein Loos verhängt wäre, warum sterb' ich nicht jetzt?

Ist der Tod schrecklich? Ich glaube nein, doch hab' ich ihm noch nie in's kalte Aug' geschaut, darum scheint er mir nur als ein böser Augenblick — und dann ist's gut. Ob es dann gut ist, wer weiß es — aus ist es gewiß. Der Unsterblichkeit sind wir ledig und doch, wonach ringen wir — unsern Namen auf die Nachwelt zu verpflanzen, ihn ein paar Jahre länger zu erhalten, als das Getriebe, das wir unser Ich nennen. Welchen Genuß haben wir davon — keinen. Wenn unser Ich aufhört, was sollte uns daran gelegen sein, ob der Schatten dieses Ich noch lebt. Was soll uns der Ruhm nach dem Tode. Wir besitzen ihn nicht; was man nicht genießt, besitzt man nicht. Man genießt ihn nicht einmal vor dem Tode, vielleicht in jenen letzten Augenblicken, wo die Flamme noch einmal aufzuckt, ehe sie verlischt, wo wir das Causalnetz der Weltordnung durchspähen und den Gang der Fäden durchschauen können, den die Gegenwart auf dem Rande der Zukunft spinnt.

Und wenn der Ruhm nichts ist, was streben wir danach? Es ist ein fieberhaftes Sehnen, ein unwillkürlicher Drang, wie der des Embryos im Ei. O, es muß eine Wonne sein, seines Ruhmes bewußt zu sein, noch wonniger etwas Großes und Gutes errungen zu haben. Ob ich die Wonne je genießen werde? Ich will es, — darum werde ich es. Ich will ringen und Pläne fassen für meine Zukunft; ich will fleißig und gut sein. — Vielleicht, vielleicht!"

---

23. Januar 1846.

„Fast ein Jahr ist es her, seit ich zum letzten Male in diesen Blättern das Schattenbild meines Lebens aufzeichnete, und ich stehe wieder an demselben Zeitpunkte, wo ich vor einem Jahre begonnen ein Selbst-Daguerreotyp von mir zu entwerfen. Was ich damals ahnte, es ist eingetroffen, reichlich, vielleicht zu sehr. Das Leben hat mich schon an seinem Kelche nippen, es hat mich von seinem Wein, wie von seiner Hefe trinken lassen. Ich kann nicht mehr, wie damals, sagen, daß ich nie glücklich, nie unglücklich gewesen. Das Jahr, dieses wunderbare Ding, das Nichts ist und Alles thut, das Jahr hat die Dinge um mich geändert ins Gute und ins Schlimme, nur ich bin noch, was ich war, der Alte in den geänderten Zeiten. Freilich nicht mehr ganz der Alte, aber das kann und soll auch nicht sein; ich habe zugenommen an Wissen und Erfahrungen, abgenommen an Unschuld und Kindlichkeit. Möge sich Beides die Waage halten, daß ich nie bereuen möge, älter geworden zu sein, wie ich jetzt an der Schwelle des neunzehnten Jahres zwar mich oft sehne in die Zeit meiner auf ewig entschwundenen Kindheit, aber doch nicht bereuen kann, daß sie entschwunden.

Ja, ich bin unglücklich gewesen, sehr unglücklich, es sind Tage über mich gekommen, an die ich nur mit Schauder denke und deren Thränen zwar getrocknet, aber nicht verlöscht sind. Der Tod ist in unseren Kreis getreten, der kalte, schreckliche; von meiner Seite hat er ein Wesen gerissen, das so innig mit mir, mit uns Allen verwachsen war, das seit fünfzehn Jahren so ganz zu uns gehörte, daß wir uns kaum ohne dasselbe denken konnten; es ist uns entrissen worden auf fürchterliche Weise, die ich nicht wagen kann mir auszumalen, noch auszusprechen. Ja, unser guter, lieber, engelgleicher Max lebt nicht mehr, der liebe Knabe mit dem sanften Gesicht, froh, lebenslustig, fast zu sehr, heiter und gut, wie Keiner; unser Kind, das wir mit unendlicher Sehnsucht vermissen, es ist nicht mehr; sein witziger Mund verstummt, der sonst in unserem Kreis Quelle des Lebens und des Frohsinns gewesen; er ist hin, als hätte er nie gelebt. Der warme, herzensgute Knabe. Erst, da ich ihn verloren, weiß ich, wie ich ihn geliebt; ach, zu spät, es macht mir unendlichen Schmerz, wenn ich daran denke,

wie viel heitere Stunden, die er vor Allem liebte, ich ihm getrübt durch meine Strenge, durch unnützes, pedantisches Lernen, dessen Früchte er nicht erleben sollte; er hätte glücklicher, heiterer leben können, wenn ich das bedacht und gewußt hätte, was ich jetzt denke, da es zu spät ist. — Doch ich kann mir keine Vorwürfe machen, ich meinte es so am Besten, der Himmel hat es anders gewollt.

Es hat lange gedauert, ehe ich es nur begreifen konnte, daß ein so schönes, übersprudelndes Leben nicht mehr blühen, ein so gutes, liebendes Herz nicht mehr schlagen sollte; als ich an seinem Grabe stand, da war ich mir noch nicht bewußt, was ich verloren; ich habe es erst jetzt gelernt. Schreckliche Tage waren es, da wir ihn suchten und nicht fanden, schreckliche, da wir ihn fanden — aber da war er nicht mehr — die Blüthe war gebrochen, ehe sie zur Frucht gereift; der Mehlthau fiel auf sie hernieder und sie verging.

Guter, edler, unglücklicher Bruder, nicht mehr in unserer Mitte uns beglückend, umschwebe mich in deinem Angedenken, lasse dein edles, liebendes Herz auf uns Alle kommen, daß es uns bewahre, wenn wir sündigen. Das sei deine Erbschaft, die uns durch deinen Tod geworden; wo und was du auch seist, Staub oder Engel, dein Gedächtniß soll leben, so lange einer athmen wird, der dich gekannt und, wenn es mir vergönnt sein sollte Ruhm zu erwerben im Angesichte der Mitwelt, so soll auch dein Name geliebt und geehrt werden von Allen, die mich achten werden; dazu verhelfe du mir. Amen.

Zum letzten Male habe ich ihn gesehen, ehe ich nach den blauen Bergen zog, ich ahnte damals nicht: zum letzten Male. Er schlief noch, ich weckte ihn nicht, ich wußte ja, ich würde ihn wiedersehen. Es ist mir nicht vergönnt gewesen. Als ich in Warmbrunn war, am 25. August, da hatte ich keine Ruhe, ich war unglücklich und wußte nicht warum, nun weiß ich es.

Die ganze Reise ist mir in Gift getaucht worden. So schön sie begann, so traurig endete sie. Es war das erste Mal, daß ich meine Freiheit genoß. Mit Auerbach, meinem gleichalterigen, sehr liebenswerthen Freunde zog ich dahin in die Weite, wanderte zu Fuß über die stolzen Höhen der Schneekoppe, des Hohen Rades, der Sturmhauben, zog über die grünen Wiesen des

Kammes, an den Wasserfällen vorüber in das schöne Hirschberger Thal, ich durchzog die Städte Hirschberg, Schmiedeberg, Warmbrunn, Landshut, Waldenburg, Gottesberg, Freiburg und Charlottenbrunn, frei und froh, ich hatte wunderschöne, selige Augenblicke auf den Bergen und in den Thälern genossen; Augenblicke, die ich nie vergessen werde, aber das Ende, das Ende . . .

Einen Bruder, einen herzlich geliebten, hat mir das alte Jahr genommen, einen anderen hat es uns gegeben, nicht zum Ersatze — das ist unmöglich — aber zum Troste. Am 2. Juli ward unser Hugo geboren, ein Kind, auf das alle unsere Liebe sich ausgießt und das sie verdient. Möge er wachsen und blühen in der Fülle des Lebens, von der er jetzt übersprudelt, möge er so gut und so seelenfroh bleiben, wie er jetzt ist und der Liebe sich freuen, die sein Bruder für ihn hegt.

Ich könnte noch viel erzählen, was das vorige Jahr mir gebracht und genommen, Freunde und Feinde, Freud' und Leid, viel, was würdig ist, nicht vergessen zu werden, sehr viel, was für meine Bildungsgeschichte unendlich einflußreich geworden; aber es geht nicht an, an der Pforte eines neuen Jahres das Tagebuch nachzuholen, das man im alten zu führen vergessen; nur eins will ich noch aufzeichnen, daß ich zum ersten Male vor dem Publicum öffentlich aufgetreten, am 27. December 1845. Im jüdischen Lehr- und Leseverein habe ich vor einer zahlreichen und achtbaren Versammlung über Schöpfungsmythen und Schöpfungsgeschichten mit großem, leider unverdientem Beifall gesprochen. Ich hatte es nicht erwartet, daß man mich mit solcher Liebe überhäufen würde; nicht genug, daß man mich am Schlusse meines Vortrages mit der freundlichsten und herzlichsten Begrüßung erfreute, so enthielten bereits drei Zeitungen, die Breslauer, die Schlesische und die Zeitung für das Judenthum sehr, leider nur zu lobende Berichte über mich und mein erstes Auftreten. Mich hatten die ersten gedruckten Urtheile fast zur Verzweiflung gebracht; obwohl ich — ein schlimmes Zeichen für die menschliche Natur — mich bereits so weit daran gewöhnt habe, daß ich mich manchmal im Stillen desselben un peu freue, so denke ich doch mit Scham und Verdruß noch immer daran, wie wenig ich eigentlich gethan und wie viel mir dafür geworden. Ich wünsche nur, daß

mich das Glück, das mir bis jetzt noch immer da beigestanden, wo ich seiner bedurfte, auch ferner nicht verlassen möge bei ernsten Gelegenheiten.

Eben schlägt es Zwölf — und so rolle denn herauf, du neues Jahr meines Lebens, von dem ich noch nicht weiß, ob ich es beschließen werde, rolle herauf, was du auch mit dir bringen mögest, bringe mir Freuden, bei denen ich gut bleibe, bringe mir Schmerzen, durch die ich lerne besser zu werden, laß mir meine Hoffnungen, meine Ideale, erfülle sie nicht, aber zerstöre sie auch nicht, gieb mir Jugendkraft und Jugendbegeisterung, laß mich lernen und handeln, aber vor Allem laß mich gut werden, gut, edel und wahr, daß ich geachtet werde und geliebt, denn ohne Liebe kein Leben — nur die Wahrheit, nicht der Schein, nur das Gute, nicht der Genuß, nur das Ringen nach dem Lorbeer, nicht das Ruhen auf ihm, Tugend, Schönheit, Wahrheit, Recht, Licht, Freiheit, Wissenschaft und Poesie erleuchte mich, daß ich eurer werth lebe und sterbe, macht mich besser oder lasset mich wie ich bin, wo ich doch nur Gutes will, wenn ich es auch nicht erreicht habe.

Und dann laßt mich zur Freude werden meinem Hause, meinen Freunden, Brüdern, meinen Eltern und vor Allen meiner einzig geliebten Mutter, dieser himmlischen, liebenden Mutter, die soeben noch hereintrat, da es Zwölf schlug, und sie weinte laut und bitter, ich wußte wohl warum und ich weinte mit, und als sie hinausgegangen, da weinte ich noch und trat ans Fenster, wo die Sterne funkeln am kalten Himmel, ernst und unwandelbar, wo der Wagen dahin rollt auf ungemessenen Bahnen — da gelobte ich mir, dem ewig treu zu sein, was da gut ist, schön und wahr, und die Sterne oder wer sonst die Fäden des Schicksals knüpft, mögen mir Kraft, Willen und Festigkeit geben, dem Gelübde treu zu sein auf ewig. Amen."



„Breslau, Sonnabend, den 24. Januar 1846

freute ich mich meines Daseins im Bett, so lange es anging; einen Russen aus Tiflis beglückte ich mit einer Stunde über lateinische Genusregeln, der Nachmittag traf mich bei einer Tasse Chokolade bei Orlandi, dann bei Göppert in der Pflanzenphysiologie, zuletzt im Café restaurant, wo der Abend sehr langweilig unter Studenten, die hier ihre Versammlungen haben, verloren wurde. Mit Richard Disput über Religion und Heiterkeit.

Sonntag, den 25. Januar 1846.

Ein Colleg verschlafen; dann Demonstrationen über Zellen und Gefäße in Göppert's Behausung, Albrechtstraße. Nachmittags erfreute ich mich am dritten Theil des Immermann'schen Münchhausen, der anfangs unendlich lieblich und wahr, zuletzt etwas langweilig und unverständlich wird.

Dienstag, den 27. Januar 1846.

Nachdem ich um 9 Zahlentheorien gehört, bis 12 den Professor Orlandi, der ein Publicum über Staats- und Literaturangelegenheiten lesen läßt*), besucht, freute ich mich bis 1 an punktirten und spiralen Gefäßen bei Göppert, bis 2 am Essen, bis 5 im Colleg, bis 8 mit Auerbach an mancherlei Studien; nach 8 gingen wir auf den Ring und bewunderten den köstlichen Sternenhimmel, trotz Frost, Wind und Menschen, dann las ich Pohl und Littrow und schrieb Briefe bis 1 Uhr.

---

*) Scherzhafte Wendung. Orlandi hieß der Inhaber einer Conditorei, in der viel Zeitschriften gelesen wurden.

Mittwoch, den 28. Januar 1846

war Abends eine große Studentenversammlung im Café restaurant. Die Studentenschaft, durch den Einfluß einiger begabter und thatkräftiger Jünglinge, wie Koch, der zu einem Minister Talent hat, Rau und Friedensburg, hatte bereits im Sommer im Kampfe mit Senat, Polizei und den Landsmannschaften ein Ehrengericht, dem nur das Ministerium die Bestätigung versagen wird, sowie mehrere öffentliche Versammlungen organisirt; mit Beginn des Winters waren auch weitere Versammlungen begonnen worden, denen die Polizei jedoch bald das Handwerk legte. Heut nun fand eine neue unter der Aegide der Polizei statt; unsere Orthodoxen, die Landsmannschaften, hatten sich, um das Ganze zu zerstören, mit eingefunden und, obwohl sie sich still genug verhielten, so konnte doch trotz Gesang und sonstigem Amüsement keine rechte Heiterkeit aufkommen, daher gingen wir um 10 ziemlich verstimmt nach Haus.

Freitag, den 30. Januar 1846.

Der König hat das Seminar aufgelöst wegen rebellischer Tendenz, die jetzt überhaupt — leider — im Volk herrscht. Die Stadt hat die abgesetzten Lehrer angestellt — große Gährung. Nachmittags bei Littrow Astronomie, Braniß und Boguslawski, wo ich Kometen- und Planetenhypothesen hörte. Ob sich Sonne und Erde, Erde und Mond um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen? Abends sollte die am Mittwoch gestörte Berathung über unsere studentische Ressource beendet werden, da aber plötzlich das Gaslicht verlöschte, gingen wir wiederum unverrichteter Sache nach Hause, sintemalen wir Alle Lichtfreunde waren.

Montag, den 2. Februar 1846.

Es ist heut Mariä Reinigung und daher kein Colleg, ich genieße zum Lohn für ein ziemlich fleißiges auf die Universität Gehen, auch wieder einmal das Gefühl des Freihaben, wie in den schönen Zeiten meines Gymnasiallebens. Der Vormittag verfloß beim Ordnen meiner Bibliothek und alter Erinnerungen, Nachmittags kam Chwolson, mit dem ich einen Besuch beim Onkel N. machte. Ich kaufte mir Graham-Otto's Chemie, besuchte

Mankſch, dann Auerbach, mit dem ich Pohl's Electromagnetismus nicht, dafür aber viel Anderes ſtudirte und heilſame Vorſätze faßte. Ich verſäumte darüber das Kränzchen, das ſich wöchentlich beim stud. Hawlitſchka verſammelt und über Vieles recht hübſch discutirt. Es beſteht aus Friedmann, Derblich, Elsner, Hawlitſchka I und II, Grauer, einem Philologen Krug und Philoſophen Luchs ꝛc. Dafür hatte ich einen Hochgenuß bei Lenau's köſtlichen, tiefen und herzerſchütternden Liedern. Wer ſie leſen kann ohne Thränen im Auge, der verſteht keine Poeſie.

Mittwoch, den 4. Februar 1846.

Aus der Breslauer Zeitung erfuhr ich heute, daß der Antrag der Facultät wegen Zulaſſung der Juden zum Doctorexamen vorläufig vom Miniſter abgeſchlagen ſei. Friedmann und ich hatten darüber bei der Facultät petitionirt, die es das erſte Mal nicht entſchied, das zweite Mal aus freien Stücken an den Miniſter beförderte. Es hat mich ſehr betrübt, indem es, außer des allgemeinen Nachtheils, mir ſehr in die Quere kommt. Friedmann ging zu Bernſtein, um ſich die Antwort von ihm zu holen. — Abends war ich auf unſerer Reſſource, wo ich mich mit Philoſophie, Literatur und Bayriſch Bier amüſirte.

Donnerstag, den 5. Februar 1846.

Bei Duflos über Reagenzien, bei Kummer über quadratiſche Formen belehrt, traf ich bei Orlandi Friedmann, der mir die Antwort unſeres Decan Bernſtein, eines höchſt humanen Mannes, auf unſere geſtrige Petition überbrachte, in der er bedauert, keine beſſeren Mittheilungen uns machen zu können, obwohl das Miniſterialreſkript nicht ſo herb lautet, als wir aus der geſtrigen Zeitung vermutheten; dann gingen wir zu Profeſſor Guhrauer, um uns von ihm Eid und Statuten anderer Univerſitäten zu holen. Nachmittags ſah ich Dolerite, lernte italieniſche Genusregeln, akademiſches Geſchwätz und italieniſche Vocabeln. Abends ſah ich dem stud. Chwolſon, einem ſehr talentvollen, jungen ruſſiſchen Studenten, eine ſchrecklich gelehrte Arbeit über Maimuni in Sachen des Deutſchen durch.

Freitag, den 6. Februar 1846.

Abends war Disputatorium bei Boguslawski, in der van Huff, ein sehr guter Junge, auf etwas streng katholische Weise über Kosmogenie sprach. Beim Nachhausgehen gegen $^1/_2$7 war der Himmel von einer gleichfarbig grauen Hülle umzogen, der Mond, der durch den Schleier, wenn auch getrübt, hineinleuchtete, war von einem grauen, vollkommen runden Kreisringe, der im Durchmesser etwa sechs Mondhalbmesser entfernt war, umgeben, so daß die ganze Erscheinung fast wie die, von hellerem Rande umgrenzte Scheibe eines finsteren und nur in der Mitte konisch erleuchteten ungeheuren Weltkörpers aussah, ein Anblick dem ähnlich, den vielleicht die Bewohner des ersten Jupitermondes vom Jupiter haben mögen. Mit Auerbach discutirte ich viel über Vollkommenheit des Weltalls und Vervollkommnung. Bis nach 12 studirte ich in den schönen Bildern des Humboldt'schen Kosmos.

Sonnabend, den 7. Februar 1846.

Ich hatte mich kaum zu Bett gelegt, als auf der Junkernstraße im Grünen Bergel ein Feuer ausbrach, das mit unerhörter Geschwindigkeit Dach und Fach auffraß und seine Lohe und seinen Rauch über viele Gassen wehte. Als die Feuerhörner zuerst gellten, glaubten die Eltern, es brenne bei uns, so voll Rauch waren alle Stuben, und die Funken flogen wie Regentropfen über das Dach. Das Feuer wüthete schrecklich; das Haus, in dem es ausbrach, war in ein paar Stunden weg, drei Menschen verbrannten jämmerlich, und beim Retten stürzte die Decke ein und blessirte drei andere. Man erzählt sich eine gräßliche Geschichte, wie zwei Mädchen auf dem Dache hingen, unter dem die Flammen herausloderten, ohne daß man zu ihnen kommen konnte, bis sie endlich, wie durch ein Wunder, heruntergeholt wurden. Das Feuer lodert noch jetzt nach 24 Stunden, ohne daß man es löschen kann oder mag. Nachmittags war ich im Lehr- und Leseverein; Abends las ich Goethe's Pflanzenmetamorphose.

Montag, den 9. Februar 1846

ging es wie immer in den Collegien zu. Des Abends war unser Kränzchen bei Hawlitschka, es wurden höchst überflüssige Statuten

angenommen, dann Grauer's Aufsatz über Volksliteratur gehört und recensirt, idque mit solchem Eifer, als hinge an unserem Kränzchen das Heil der Menschheit von 1846. Elsner las aus Glasbrenner's komischem Volkskalender eine witzige Guckkastenscene vor. Beim Nachhausgehen entdeckte ich mehrere Sterne, den Arctur, Regulus; ich habe nämlich seit 14 Tagen mir eine Kenntniß des Sternenhimmels aus Littrow's Sternenkarte zu schaffen gesucht.

Dienstag, den 10. Februar 1846

geschah nichts Neues. Ich war bei Verblich, um ihm den Text und bei mir, um Alcharisi's Makamen, die sehr bombastisch, doch auch echt poetisch sind, zu lesen.

Mittwoch, den 11. Februar 1846

kam der Winter wieder in sein Recht, das er bis jetzt noch wenig ausgeübt, indem es stark schneite. Abends war ich im Künstler-concert, nachdem ich vorher bei Verblich Physik geschmaust hatte. Es wurden aufgeführt Werke von Haydn und Mozart. Obwohl es wegen der ewigen Wiederholungen etwas langweilig war, so amüsirte ich mich doch sehr, dennoch fühle ich, daß ich keinen Sinn für Musik habe, denn so sehr mein Ohr sich auch freut, wenn es in den süßen Wellen der Harmonien schwimmt, so kann ich doch den tiefen, geistigen Genuß, der nur aus dem Denken fließt und den ich bei wahrer Poesie habe, selbst aus dem Anhören solcher classischen Werke nicht schöpfen. Es ist mir mit dem besten Willen nicht gelungen, aus diesen Symphonien einen Gedanken herauszuhören. Gott besser's!

Donnerstag, den 12. Februar 1846

wurde analytische Chemie mit Duflos repetirt, bei Kummer und Orlandi gelesen; dann zeigte uns Göppert, der liebenswertheste, humanste und doch gelehrteste Professor, den ich kenne, Infusorien und Algen bis $^1/_2$2. Um 2 sah ich Granite, um 3 schwänzte ich das Italienisch, um mich für das Englisch zu präpariren, was ich, nachdem ich bis 5 über Neoplatonismus und Skepticismus gehört, bis 6 übersetzte. Des Abends bis 1 repetirte ich Englisch und verfertigte mir analytische Tabellen.

Freitag, den 13. Februar 1846

versäumte ich die Arithmetik und studirte dafür deutsche Literatur bei Steiner, Azimuth und Horizont bei Littrow, Neoplatonismus bei Braniß. Abends wurde bei Boguslawski über Materie, Licht und Universum disputirt. Huff, ein recht guter Junge, aber katholischer Theologe, verwunderte sich gar entsetzlich über unsere Ketzerei und Pantheismus; Nach langer und warmer Discussion auf der Straße über Offenbarung und Geschichte gab er uns zu: 1) daß nicht Alles in der Bibel wahr sei, 2) daß nur, was über Gott offenbart, wahr sei, 3) daß das Verhältniß Gottes zur Natur nicht offenbart sei. Was sich noch begeben wird, gehört dem Gotte der Wahrheit zu. — Ich ging gegen 7 zu Verblich, bei dem ich Physik studirte; ich hatte mir vorgenommen, um 8 nach Haus zu gehen, unversehens aber wurde daraus 10, ohne daß man bei uns wußte, wo ich war. Ich eilte nach Haus und fand Alle in großer Angst, man hatte mich schon suchen lassen.

Sonnabend, den 14. Februar 1846

las Göppert nicht, dafür war ich bei Orlandi und Verblich, bei dem ich bis 10 in Neumann's Physik arbeitete. Als ich nach Haus ging, funkelte der Himmel wunderbar schön, bei dem großen Bären stand ein lichter Nebel; ich meinte schon einen Kometen entdeckt zu haben, aber der Nebel bewegte sich durch die anderen Sternbilder, es war nur eine eigene feine, von dem tiefstehenden Vollmonde beleuchtete Wolke; aus dem entdeckten Kometen ist leider nichts geworden.

Montag, den 16. Februar 1846.

Mein Vater will meinen Vortrag drucken lassen, wogegen ich mein Veto eingelegt habe. Er hat Nees von Esenbeck darüber consultirt, und dieser hat ihm ein für mich sehr schmeichelhaftes und lobendes Antwortschreiben übersendet. Und doch kann ich mein Dings nicht für werth halten, gedruckt zu werden, denn es ist's nicht.

Mittwoch, den 18. Februar 1846

war der 300jährige Todestag von Luther, kein Professor las, außer dem unermüdlichen Glocker. Auerbach kam zu mir, ich

ging mit ihm, nicht in die Anatomie, sondern in die Bernhardinerkirche, wo ich das „Ein' feste Burg ist unser Gott" donnern hörte. Als aber statt des freien und allbeliebten Redners Krause ein anderer Prediger auftrat, ging ich hinaus in die freie Luft, die übrigens merkwürdig wetterwendisch ist.

Sonnabend, den 21. Februar 1846.

Oscar, unser gutes, artiges, wißbegieriges und talentvolles Kind, wird heut 7 Jahr; der Geburtstag wird leider nicht sehr gefeiert; möge er ihn noch oft in solcher Unschuld und Fröhlichkeit genießen. Ich repetirte Goethe's Pflanzenmetamorphose und lieh mir die Exposition du système du monde von Laplace. Nachmittags arbeitete ich an einem Vortrag über Natur; dann amüsirte ich mich zwei Stunden vortrefflich bei unserm Dictator Göppert. Von da zu Derblich, wo über Materie und Kräfte philosophirt und über Dichtigkeit und Wärme geochst wurde.

Montag, den 23. Februar 1846.

Wundervolle Frühlingsluft. Auferstehen der Natur in Himmel und Erde. Nachmittags erfreute ich mich, statt in den Collegien auf der Promenade; es ist eigen, wie bei diesem Wehen das Herz aufthaut und erschüttert wird. Abends war bei mir Kränzchen. In Krakau ist Revolution.

Dienstag, den 24. Februar 1846.

Fastnacht, daher kein Colleg, außer bei Glocker; ich war bei Orlandi, dann mit Passow auf der thauenden und frühlingsathmenden Promenade. Man erfährt traurige Dinge aus Krakau, man kann den Polen sein Mitgefühl nicht versagen, obwohl es ein Verbrechen an sich, der Welt und der Freiheit ist, ohne alle Hoffnung auf Erfolg sein Vaterland und seine Freiheit auf's Spiel zu setzen.

Mittwoch, den 25. Februar 1846.

Aschermittwoch, ein wundervoller Tag, kein Professor liest, außer Braniß und Göppert. Aus Krakau wird viel und Unwahres berichtet, es interessirt alle Welt. Soldaten gehen alle Augenblicke nach der Grenze. Ich studirte den Laplace und be-

gann einen Vortrag. Nachmittags promenirte ich mit Pohl und Niesing. Um sieben war große studentische Ressource. Gegen 200 waren im schönen Concertsaal versammelt; es wurden allgemeine Lieder gesungen. Rau sang sehr hübsch den „Erlkönig", und Kaulfuß spielte auf dem Klavier vortrefflich, außerdem wurden zwei Fässer Bayrisch angestochen, eine närrische Fastnachtscantate aufgeführt, schlechte Witze gemacht und eine sehr schöne Rede von Koch gehalten. Ich amüsirte mich leidlich bis 11, doch herrschte im Ganzen ein etwas kalter und erkünstelter Geist.

Viel Polen waren da. Die Landwehr wird zusammenberufen, der General Chlopicki und Kirchmeyer sind aus Krakau hierhergeflüchtet. So unwahrscheinlich ein Sieg der Polen ist, so sehr scheinen sie sich dessen würdig machen zu wollen. Gewisses erfährt man nicht, die Zeitungen wollen Nichts schreiben.

Freitag, den 27. Februar 1846.

Der Frühling herrscht hier überall. Himmel blau, Sonne warm, wie nie. Alle Bäume voller Augen, die Luft wie berauschend, ich möchte Gedichte machen und vermag es nicht. Ich war nach dem Colleg um 10 auf der Promenade und hatte einen solchen Genuß, wie schon lange nicht. Nachmittags verführte ich die Mutter zu einem Spaziergang, vollendete meinen Aufsatz, schwänzte ein Colleg bei Braniß, kam nicht zum Vortragen bei Boguslawski, weil uns Venus, Mond und Jupiter gezeigt wurden. Herrlicher Abend. Ich betrachtete mit Auerbach den Sternenhimmel, sprach über die polnische Revolte, ging dann zu Derblich und studirte mit ihm Physik und Metaphysik bis zehn. Es sind hier bereits Pässe aus dem neuen Königreich Polen und Proklamationen, die Freiheit, Gleichheit und Emanzipation verheißen. Dagegen berichtet die Zeitung von einer schändlichen Jagd auf die Edelleute, und Militär geht nach Krakau täglich. Wie das enden wird, weiß der Himmel."

Während das Tagebuch hier abbricht und von dem Sommersemester in Breslau nichts weiter mittheilt, ist aus dieser Zeit nur

das nachfolgende Gedicht erhalten geblieben, das Ferdinand seinem geliebten Lehrer Professor Göppert anonym zugesendet hatte.

Den 24. Juli 1846.

„Genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr Professor, inliegende Zeilen, als einen Glückwunsch zu Ihrem Geburtsfeste und als ein schwaches Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung, das Ihnen im Augenblicke, wo er aus Ihrer Nähe scheidet, zurückzulassen wünscht

Einer Ihrer Schüler."

Noch ist der alte Schleier nicht gefallen,
Der vor dem Angesicht der Isis steht;
Jahrtausende sah man vorüber wallen,
Doch ist noch aller Nebel nicht verweht —
Und immer noch erscheint Natur uns Allen
In ernst geheimnißvoller Majestät;
Doch ist sie immer, wie sie auch erscheine,
Die ewig Schöne und die ewig Eine.

Sie läßt die Sonnen durch den Aether schweben;
Sie hat der Sterne Teppich aufgerollt;
Der Erde Fluren füllt sie an mit Leben;
Des Falters Fittiche säumt sie mit Gold;
Und aus der Tiefe auf zum Lichte streben
Läßt sie manch' duft'ges Blümchen wunderhold —
So einet die Natur zu einem Kranze
Planet und Sonne, Mensch und Thier und Pflanze.

Und dieses ist ihr ewiges Gebot:
Aus jedem Tode muß ein Leben sprießen;
Und wieder ist kein Leben, dem der Tod
Nicht schon entgegenharrt, es zu beschließen.
Tod, Leben sind wie Nacht und Morgenroth,
Die ewig wechselnd in einander fließen —
Schon manche Welt verlosch — und neue haben
Jetzt ihre Stätte dort, wo sie begraben.

Und die Geschichte aller jener Welten
Grub die Natur in's Herz der Erde ein;
Von Wesen, die im Sturm der Zeit zerschellten,
Erzählt dem Forscher Berg und Meer und Stein —

Hieroglyphen sind sie, doch nur selten
Drängt sich ein Mensch in ihr Geheimniß ein
Und forscht der Schöpfung nach, die einst gewesen.
Du hast's verstanden, ihre Schrift zu lesen.

Du drangst in jener Zeiten dunklen Raum,
In der der Pterodactylus entstanden,
In der sich durch der Fluth gepeitschten Schaum
Des Meeres Herrn, Ichthyosauren, wanden,
In der die Palme und der Farrenbaum
Zum Himmel ragten aus den jungen Landen,
Und wunderbare riesige Gestalten
Durch Berg und Thal, in Luft und Meeren wallten.

Und wie im Reiche der Vergangenheit
Du forschend dir den Siegespreis errungen,
So in das Leben unsrer Welt und Zeit
Bist du mit freiem Geiste eingedrungen;
Der Wahrheit hast du deine Kraft geweiht,
Und mancher Sieg ist dir durch sie gelungen.—
So stehst du auf der Wissenschaften Zinne,
Ein Priester der Natur im vollsten Sinne.

So wirke fürder auch, geliebter Lehrer,
Mit Greisesweisheit und mit Jünglingskraft,
Dolmetscher der Natur, der Wahrheit Mehrer,
Arbeiter an dem Bau der Wissenschaft;
Der Schüler Stolz, die Freude der Verehrer,
Der Kranken Trost, der ihnen Rettung schafft,
Von deiner Zeit gepriesen und bewundert — —
Dein Name überdaure dein Jahrhundert.



Berlin.

Sonntag, den 17. Januar 1847.

„Ich bin in Berlin und allein; die Zeit der Promotion rückt heran. Ich mußte mich entschließen, nach einer Universität zu gehen, wo ich mein Examen machen darf; ich oder vielmehr die Eltern. Unsere, meine und Friedmann's Petitionen an die Facultät und das Ministerium hatten eigenes Schicksal. Die erste mit vielen gelehrten Gründen belegte, fiel durch — weil Schneider Decan war. Dann petitionirte die Facultät, als Bernstein Decan geworden, einstimmig für uns (omnes ad unum). Die Antwort des Ministeriums (Eichhorn) war verneinend —. Bernstein petitionirte zum zweiten Male für ein interimistisches Gestatten — die Antwort war verneinend. Der Vater petitionirte für mich ausnahmsweise — die Antwort war verneinend; vierzehn Tage nach empfangener Antwort erkundigte sich das Ministerium über mich bei Heinke (Polizeipräsident und Curator der Universität) und Bernstein; es gingen sehr günstige Zeugnisse ab, aber, da weiter nichts erfolgte, so blieb mir nichts übrig, als von meiner alma mater quamvis invitus zu gehen und am 15. 10. hierherzureisen. Hier traf ich Tante Ernestine, die mich von Swinemünde her erwartete. Wir hatten viel Pein am Anfange. Später richteten wir uns ein, und ich wohne jetzt zwar etwas in der Peripherie der Stadt, aber doch hübsch und gemüthlich Linienstraße 116 bei Urban, parterre, fein wie noch nie und auch sonst recht angenehm; wenn's nur nicht in der Fremde wäre! Mit Tante Ernestine campirte ich drei Monate, während welcher Zeit ich von Vater und Brill Besuche empfing. Heute reiste sie ab; das Abschiednehmen mit

manchen peinlichen Scenen war vorbei. Früh um 5 Uhr wurde zur Abreise gerüstet, und um 7 verließ mich meine geliebte Tante, eine gute, edle und geistvolle Frau wie wenige; möge sie noch glücklich werden, obwohl sie es nicht glaubt. Nun bin ich allein — allein unter viermalhunderttausend Menschen, die mich nicht lieben und nicht hassen, ohne Einen, der es wohl mit mir meint und dem ich mein Herz öffnen könnte. Nun — selbst ist der Mann. —

Und die Wissenschaft soll mir Freund und Verwandter, und mein eigen Herz und Geist Schutz und Hüter sein. Es ist ein eigenes, leeres Gefühl, so ganz allein zu sein, in einer so ungeheueren Stadt, deren Treiben mich nichts angeht. Man ist viel einsamer, als auf des Berges Spitze, oder in der freien Natur, wo meilenweit kein Mensch zu schauen. Denn die Natur ist mir stets befreundet und spricht stets mit mir, wie ich es wünsche. Traure ich, so spricht sie Wehmuth, bin ich fröhlich, so jubelt sie mit mir. Nicht so die Menschen; sie haben ihre bestimmten Kreise, in denen sie sich bewegen, und wer nicht dazu gehört, den sehen sie kalt an und verschließen ihr Herz, daß er sich in ihrem Trubel einsamer fühlt, als in der Wüste. Heute fühlte ich zuerst die Freuden und Schmerzen der Einsamkeit. Das Erste, was ich that, war, mich einzurichten in meiner Junggesellenwirthschaft Die Stube wurde in Ordnung gebracht, Kaffee, Zucker, Oel, Spiritus nebst etlichen Verbesserungen herbeigeschafft; in der Restauration, im Café d'Allemagne und in der Zeitungshalle, wo ich Julius Friedländer traf, der Nachmittag verlebt, der Abend zu Hause. Aufgeregt und schlaftrunken wie ich war, verschlief ich den größten Theil desselben auf dem Sopha. Es ist doch ein eigenes Sein, allein zu sein.

Montag, den 18. Januar 1847.

Ich verlebe jetzt die Flitterwochen meiner Einsamkeit; das Studiren ist meine Erheiterung, und ich fühle erst jetzt, wie schön es ist. Versenkt in die Tiefen des Wissens und in Bewunderung vor den Geistern, die der Stolz der Menschheit und die Ecksteine der Geschichte sind, fühle ich mich selbst höher und besser. Dazu konnte ich nicht kommen, so lange mein Geist durch Andere ab=

gezogen wurde. Die Wissenschaft odit profanum vulgus et arcet. Ich habe Hegel's wunderbare „Geschichte der Philosophie“ begonnen und bekomme eine hohe Scheu vor dem großen Geiste des ersten Denkers unseres Jahrhunderts. Die Behandlung der Sophistik ist meisterhaft. Nur von der Natur hat er nichts verstanden; das erkenne ich hier wieder in der Verachtung, mit der er von ihr spricht. Wunderbar! Der die Tiefen des menschlichen Geistes erkannt und im Buch der Geschichte las, dem blieb die Natur ein Fremdes, Todtes, Schlechtes. Das beweist, daß Hegel's Philosophie doch noch nicht die höchste und letzte, die absolute Wahrheit ist. Mitscherlich's Chemie mit ihrem eigenthümlichen, fast spielend lehrenden, aber deshalb doch zu populären Gange; Endlicher's „Enchiridium botanicum“ mit seinem prächtigen Latein, Burmeister's Zoologie, die ich im Museum täglich ein paar Stunden lang durchstudire oder vielmehr durchfriere, das sind die Pfosten, an die sich mein jetziges Studium knüpft. Des Morgens bis 11 studiren, in die Restauration bei Steinhard mit ihrem classischen Schmorbraten und Aepfeltorte, zum Conditor, in die Zeitungshalle, dann zu Hause; wieder studiren mit αὐτοποιητος Kaffee. — Abends kam Auerbach zu mir auf eine Stunde, später Samoje, der mich in eine lumpige Kneipe auf die Friedrichstraße verführte, wo er sich — die Gelehrten sind noch nicht einig, ob beim Rauche seines eisernen Ofens, an dem er jetzt laborirt oder beim Rausch einer „Bayrischen“, einen Katzenjammer holte, dessen er sich bei mir mit Hülfe eines schwarzen Kaffee's entledigte. Um 1/2 11 verließ er mich; ich blieb noch auf bis 12 bei Mitscherlich's Chemie.

Dienstag, den 19. Januar 1847.

Als Ernestine abreiste, prophezeite ich ihr wärmeres Wetter, und der Himmel ließ auch wirklich meine Prophezeiung nicht zu schanden werden. Den Tag darauf löste sich der Frost in Wohlgefallen auf, und bis heute, wo es stark und dicht schneit, ist er noch nicht wieder eingetreten. Die jetzige Witterung zeigt sehr hübsch das Umschlagen des Nord- in den Südpassat. Acht Tage lang ist der Himmel klar, die Luft trocken und kalt, Freitag belegt sich der Himmel, er wird grau; des anderen Morgens ist der

Frost gebrochen, aber die Luft feucht; dies nimmt zu bis heut, wo die Wolken sich ihres Schnee's entledigen. Abends ist ein Nebel. Ich blieb den Vormittag zu Hause; Nachmittag ging ich durch die Potsdamer Straße nach dem botanischen Garten, der ∞ mal ∞ weit ist. Die Potsdamer Straße selbst ist eine reizende, im Berliner Klima fast exotische Pflanze. Villa an Villa mit Gärtchen in regellosem Stande, eines schöner, lieblicher als das andere; alle wie Feenschlösser, nicht so dicht in Reih' und Glied wie unsere Straßen, die wie Infanterie-Regimenter aussehen, sondern frei wie jedes am besten und schönsten steht, und dabei alle so geschmackvoll, so im Grün versteckt, wovon freilich jetzt nicht viel zu sehen ist, daß diese Schönheit des Weges die Länge desselben sehr verkürzte. Draußen bekam ich nicht viel zu sehen. Ich sprach den Inspector Bouché, dem ich von Kunth bereits empfohlen war; er versprach mir Samen und Rath. Ich als Gelehrter, er als Gärtner! Wenn's nur nicht so weit wär'!!! Abends bei Ritter gelangweilt, dann bei Dove Meteorologie. Es thut mir leid, daß ich diese Wissenschaft nicht erfunden habe. Ich hatte sehr große Ansätze dazu gemacht in Breslau, die dem Wechsel der Erscheinungen im Wetter zu Grunde liegenden Gesetze herauszufinden. Ich wünschte mir statt der mathematischen Beobachtungsweise: alle zwei Stunden die Instrumente zu recognosciren, mehr die physiologische continuirliche, um die Biologie des Tages zu erkennen und daraus seine Gesetze abzulesen. Ich hatte dazu schon einen Anemographen erfunden, durch den die Windfahne ihre eigenen Bewegungen aufzeichnen sollte. Und nun sehe ich — daß das alles schon bekannt ist, schon längst gethan ist. — Herr Spätling, der Toffel, hätte bald 'was gefunden! Darüber debattirte ich beim Nachhausegehen mit Auerbach (Thierarzneischulplatz No. 3), den ich noch Abends besuchte und mit ihm über Heimath und Heimweh, Ofenklappen und Luftdruck disputirte. Gegen 11 entschlief ich über Hegel's Philosophie.

Mittwoch, den 20. Januar 1847.

Schnee, kalt. Ein Brief von Haus verkündet mir die glückliche Ankunft der Tante und das günstige Auftreten Brill's, der

mit dem Steinschneider Sigismund Welt-Tableaux (Mikromegaskop und Nebelbilder) zeigt. Darüber versäumte ich fast ein Disputatorium bei Michelet, dem ich die These gestellt, die Natur habe eine Geschichte, die ich vor acht Tagen mit großem Beifall vertheidigt hatte, so daß mir Michelet öffentlich große Elogen machte. Wegen Schwerhörens konnte ich diesmal minder am Gespräche theilnehmen als das letzte Mal, wo ich ganz allein die Discussion geführt. Samoje, der ein Stipendium von 110 Thalern, ohne eingekommen zu sein, erhalten, bezahlte mir 20 Silbergroschen, die er sich bei mir vor zwei Jahren geliehen; gewiß sehr wunderbar! Nachmittag bei Friedländer, in der Zeitungshalle, wo man die Journale hält, damit der Abonnent sie nicht finden kann.

Donnerstag, den 21. Januar 1847.

Brief beendet; für Richard's Geburtstag ein Gedicht und eine Stahlfeder besorgt. Ein Gedicht, das die Lösung eines Preis-Rebus enthält, auf die Post nach Stuttgart gegeben. [Der Preis wurde mir zugesprochen, und ich erhielt nach Kabalen und Liebe den Pracht-Goethe, doch erst, als ich für den Einband 6 Thaler nachbezahlt.] Im zoologischen Museum gearbeitet und dabei erbärmlich gefroren. Beim Conditor von Glocker's Unglück gelesen; sein Mineralien-Cabinet ist gestohlen. Nachmittag zu Haus Keimversuche und Entdeckungen über die Structur der Milch und der Samenhäute bei Vicia Faba (sternförmiges Zellgewebe bildet die Endopleura). Dann waren Auerbach und Samoje bei mir, der mich noch zu Lepsius begleitet hatte; dann eine eigenhändig fabricirte, famose Chokolade!

Freitag, den 22. Januar 1847.

Die Flitterwochen meiner Einsamkeit verfliegen, es scheint nicht einmal zu einer Flitterwoche gekommen zu sein.

Sonntag, den 24. Januar 1847.

Salve, lux grata; laetum mihi proferas annum,
Acto quo dicam: gaudeo pulcher erat.
Ignobilem sed si vitam mihi Di posuissent,
Fer potius mortem, ut juvenis moriar.

Die alten Erinnerungen verflossener Jahre lassen mich den Vormittag recht angenehm wehmüthig verbringen. Ich sehe erst

jetzt ein, daß ich einmal recht schöne Zeit verlebt habe, auf dem Gymnasium und umgeben von lauter geistvollen, jungen Freunden, wie ich seit der Zeit noch nie so viele zusammen gefunden habe. Auch sehe ich so spät ein, daß ich reich begabt an Können und Wollen war vor sehr vielen Gleich- und Mehraltrigen, daß ich ein poetisches, kindlich unschuldiges und doch von Wissen getränktes Gemüth gehabt, das, wie es im Leben des Schmetterlingsstaubs der Unschuld beraubt wurde, damit auch die Poesie, wenigstens die schöpferische verlor. Während es mich sonst mit unwiderstehlicher Gewalt drängte, jeden schönen Gedanken in schöne Form zu fassen und die Fessel des Reims sich gleichsam wie von selbst mir aufdrängte, so fühle ich auch jetzt wohl nicht minder lebhaft für Freiheit und Schönheit, aber der künstlerisch gestaltende Drang fehlt, der Gedanke verweht wieder, wie er gekommen, oder bleibt, wird durchdacht und geistig verarbeitet, ohne daß ich zu einem Abschluß im Gedichte gelangte. Ob ich nie mehr werde dichten, dichten aus vollem Herzen, mit ganzer Seele dichten, ich weiß es nicht. War meine Kindheit so bevorzugt vor meiner Jugend? und warum? Muß die Unmittelbarkeit des Geistes unberührt sein von Reflexion und Spekulation, um zu einer That — denn ein Gedicht ist eine That — fähig zu sein? — Wäre Philosophie also wirklich der Tod der Poesie? Und doch weiß ich, daß Philosophie gerade das Höchste im Menschen, das Menschlichste ist; oder streift sie vielleicht schon hinüber? Und wäre Poesie nur eine niedere Stufe der menschlichen Entfaltung, ein Kindesstandpunkt, der erst überwunden werden muß? Auch das kann ich nicht glauben. Poesie, die Himmelstochter, ist in ihrer Art so hoch, wie die Philosophie. Aber was heißt in ihrer Art? Gibt es in dem Menschen zwei Naturen, deren Blüthen oder höchste Resultate hier die Poesie, dort die Philosophie sind? Ein Reich des Fühlens und des Denkens, die sich polar aber parallel verhalten? Das Eine wäre ein wesentlich andres, als das andre, wenn auch analog. Und die Seele wäre nur der Magnet, dessen einer Pol das Denken, der andre das Hellsehen ist. Es gäbe außer der Logik, als dem Gesetzbuche des Geistes, auch eine Aesthetik, das Gesetz des Fühlens. Es gibt viel, was dafür spricht: die Ahnung, der Somnambulismus, der Traum, das Gedicht.

Es sollte sich doch ein streng kritischer Kopf dazu hergeben, den Augiasstall hier zu reinigen, mit vorurtheilsfreier Wahrheitsliebe untersuchen: Ist hier etwas wahr? und was? und was läßt sich nicht nach den allgemeinen Naturgesetzen mit Wahrscheinlichkeit erklären? —

Nachdem ich Mittags mich gütlich gegessen, ging ich in die Zeitungshalle, wo ich aus Reminiscenz noch eine Tasse Chokolade trank und mich über Ruge's Aufsätze in den Epigonen (Vierteljahrschrift von Wigand in Leipzig) und an der Leipziger Revue, die jetzt à la Deutsche Jahrbücher werden will, gar sehr freute. Ruge vertritt das mit Bewußtsein, was mir schon immer, mehr oder minder klar, als Postulat der zukünftigen Menschheit vorschwebt, die Religion des Humanismus.

Dienstag, den 26. Januar 1847.

Brief von den Eltern, die mir einen Paletot für das frisch eingetretene Thauwetter versprechen. Desgleichen von Onkel und Ernestine, nebst einem Geburtstagsgedicht von Richard. Ich erwidere ihn gleich und gebe ihn dann, da ich den Schirrmeister, der unsere Correspondenz malgré la loi besorgt, nicht getroffen, auf die Post. Nach einer Recreation bei einem neu erfundenen Conditor, bei dem ich ein Colleg versäume, gehe ich in die Universität und von da zu Mitscherlich, der mich ungemein freundlich empfängt und mich dann seiner Frau und seinen Töchtern vorstellt, die als Zeichnerinnen, Botanikerinnen und Schlittschuhläuferinnen gezeigt werden. Er hat 8 Töchter und zwei Knaben, die er sehr gründlich erzieht und unter denen er sich sehr glücklich zu fühlen scheint. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, einen Mann, wie Mitscherlich, den Ersten der Wissenschaft, der sich durch seine Leistungen gewiß unsterblich gemacht, in dem Kreise blühender Kinder so gemüthlich und fröhlich sich bewegen zu sehen. Er ist überhaupt der freundlichste und zuvorkommendste Professor, den ich bis jetzt kennen gelernt. Dem Zeichner Schmidt, der Link anatomische Tafeln gezeichnet und die Töchter von Mitscherlich unterrichtet, stellte er mich vor als den Pflanzenphysiologen, der ihm so sehr von Göppert empfohlen worden. Er bot mir sein Mikroskop an, das ich auch benutzen will. Nachmittags war

ich auf der Universität und bei Besser, wo ich neue Volkslieder und Aehnliches las. Von da wollte ich zu Dove gehen, verschlief aber sein Colleg in einem leeren Auditorium, in dem ich den Anfang desselben erwarten wollte.

Donnerstag, den 28. Januar 1847.

Des Morgens besuchte ich Mitscherlich, bei dem ich zwei Stunden lang am Mikroskope arbeitete. Ich überzeugte dabei mich und ihn von der Richtigkeit meiner Entdeckung des sternförmigen Zellgewebes in Vicia Faba. Nachmittag ging ich zu dem alten Link, der mich so so empfing und sich mit mir über Botanik unterhielt. Abends war Sitzung in der Akademie zu Ehren des Geburtstags Friedrich's des Großen, der diesmal auf heut verlegt worden. Es war eine sehr noble Gesellschaft beisammen, auch der König und Humboldt waren da. Raumer hielt eine höchst freisinnige Rede, indem er den großen König rechtfertigt gegen die Angriffe, die er von hiesigen Predigern wegen seines Grundsatzes: Jeder könne nach seiner Façon selig werden, erlitten habe. Er drang mit starken Worten auf Nichteinmischung des Staates in die religiösen Ueberzeugungen, tadelte Synoden und Staatskirchen und erwies sich überhaupt als rechter Hofdemagoge. Als Ende begann, entfernte ich mich, da es mir zu heiß wurde, ohne daß ich etwas vernehmen konnte, aus dem Saale, um zu Michelet hinaus zu gehen, der diesmal die Theilnehmer an seinem Repetitorium zu sich zum Thee eingeladen hatte. Am Thor trafen wir den Omnibus und fuhren mit ihm bis zur Matthäikirche, wo wir einen Fußweg durch Regen, Schnee und Wind bis zur Michelet'schen Wohnung einschlugen. Es fanden sich noch mehrere ein und zwar folgende: Reinherz [der bald darauf am Nervenfieber im Hospital starb], Wolf, Lazarus, ein scharfer Philosoph à la Friedmann, Julius Friedländer und Dr. Eisenstein, der von der Breslauer Universität in seinem zwanzigsten Jahre das Doctordiplom zugeschickt bekam und von Gauß zum Ritter pour le mérite vorgeschlagen wurde; dann ein geistreicher Theologe Kirchhoff, ein verdrehter Philosoph Süßmilch und noch ein paar dii minorum gentium. Der Streit drehte sich nur um die Frage, wie die Entwickelung des absoluten Bewußtseins

sich mit der Vollkommenheit desselben vereinen ließe. Es wurde dabei abgeschweift auf die Geschichte der Natur, über die man sich nicht einigen konnte, auf die christliche Idee von Gott dem Sohne, auf die Definition des Absoluten, und als Endresultat angenommen, daß eben die Entwickelung zum Wesen des Absoluten gehöre.

Freitag, den 29. Januar 1847.

Das Museum versäumte ich, nicht minder Weiß' und Ohm's Trigonometrie, dafür erhielt ich von Haus einen schönen Brief mit einem prächtigen Packet, das mir reiche Geburtstagsgaben mitbrachte. 1) Einen famosen, seidewattierten, feinst tuchenen Paletot für 19 Thaler, der zwar etwas spät kommt, nichts desto minder aber willkommen; ich sehe in ihm so respectabel aus, daß ich mich vor mir selber fürchte. 2) Eine feine Brieftasche von Tante Ernestine, mir höchst erwünscht und längst nothwendig; der Blei darin mit einem hübschen Gedicht von Richard. 3) Chokolade von der Großmutter, 4) eine kleine Muschel vom lieben Oskar, die ich dem zoologischen Museum schenken will. Abends hörte ich Ritter und Dove und sprach wieder mit Auerbach, zum ersten Mal seit acht Tagen.

Sonnabend, den 30. Januar 1847.

Früh wieder einmal bei Mitscherlich, dann bei Spargnapani, bei Ehrenberg, beim Essen, bei Philippi, bei mir d. h. beim Briefschreiben.

Sonntag, den 31. Januar 1847.

Ein langer Brief liest sich zwar schnell, schreibt sich aber sehr langsam; das erfuhr ich heute wieder, da, ehe ich es merkte, es 3 Uhr wurde, bevor der Brief abgegeben werden konnte; das Besorgen hielt mich nun so lange auf, daß es zu spät wurde für ein Mittagbrot, und ich ersetzte dasselbe bei d'Heureuse durch eine Tasse Chokolade, die aber besser war als die meine. Von da besuchte ich wieder meine alten Wirthsleute Burggaller, Brüderstraße 44, fand aber nur die Alte, die in den sieben Jahren sich minder verändert hat, als ich in sieben Tagen. Sie war so fidel und kräftig, wie damals. Es ist wunderlich, wie über solche

Leute, die keinen Kummer und keine Gedanken haben, die Flucht der Jahre keine Macht zu haben scheint. Der Communismus könnte daraus den Schluß ziehen, daß das Alter auch bloß eine Erfindung unserer schlechten Gesellschaftszustände sei. Ich empfahl mich, und nachdem ich vergebliche Anstrengungen gemacht, zu einem Abendbrot zu gelangen, was an der zu frühen Tagesstunde scheiterte, trollte ich mich in der von Vollmond nicht erhellten Finsterniß nach Hause, wo eine warme Stube, Mitscherlich, Kaffee und Hegel mich empfingen.

Montag, den 1. Februar 1847.

Nach zweistündiger Arbeit zu Hause begab ich mich wieder zu Weiß, wo ich bereits zwei Monate nicht gewesen; er zeigt Krystalle und läßt sie bestimmen; das ist sehr lehrreich, und mich reut, daß ich bis jetzt geschwänzt. Um 11 hörte ich Natur-Philosophie, wo ich lernte, daß die Wahrheit Methode haben und doch dicke, hageldicke Narrheit bleiben könne. Die drei Kepler'schen Gesetze, die Astronomie, die Optik wurden auf eine Weise vorgetragen und demonstrirt, bei der man zweifelte, ob man mehr darüber lachen als sich ärgern solle. Nachmittag blieb ich zu Haus und studirte Humboldt's Aphorismen durch, doch fand ich sie im Ganzen wie im Einzelnen veraltet. Zur Erholung erfreute ich mich noch spät an des Tacitus prachtvollen, großartigen Annalen.

Dienstag, den 2. Februar 1847.

Morgens wieder bei Weiß und Michelet oder im Museum, dann in der Restauration, in der Bibliothek oder beim Conditor; Abends zu Haus bei Kaffee, Hegel oder Mitscherlich, so sieht ein Tag aus wie der andere. Donnerstag kam die preußische Constitution vom 3. Februar 47, und aus Freude darüber entschloß ich mich, in's Theater zu den „Hugenotten" zu gehen. Ich hatte gedacht:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beschert,"

und:

„Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin,"

deshalb war ich *ἀμφί* gegangen, was bei dem erhöhten Preise immer noch 10 Silbergroschen kostete. Im ersten Acte ging es; da siegte die Neugier, das schöne Stück und die prächtige Ausstattung; im zweiten wurde mir etwas heiß, was auch im dicken Paletot unter 70 Damen eingepreßt sehr natürlich war; im dritten endlich, als Marcel und Valentine ihr köstliches Duett sangen, da hielt ich es nicht aus, mir wurde plötzlich so katzenjämmerlich zu Muth, daß ich heraus und nach Haus gehen mußte. Mein Retourbillet schenkte ich Samoje, der sich für mich die letzten Acte zu amüsiren und mir es dann zu erzählen versprach. Das war mein erster Besuch im Opernhaus, zugleich mein letzter; und die Moral von der Geschicht: Geh' in's Amphitheater nicht.

Sonntag, den 7. Februar 1847.

Wetter unangenehm kalt, Schnee, Abends besucht mich Julius, er war sehr verstimmt und ließ seine Verstimmung an meinem Rasirmesser aus, das er in eine Säge umwandelte, und an meinem Virgil, den er in feine Atome zertheilte. — Ich bin ziemlich fleißig, doch hindern mich Augenschmerzen meist, Abends lange zu arbeiten, und des Morgens läßt die Kälte mich auch lieber im Bett liegen, als draußen frieren. Bei Ehrenberg sah ich die Muskeln, Gefäße und Nerven der Hydatina senta und die reizenden Formen der neuen Thierclasse von der Insel Barbados, die Ehrenberg jetzt entdeckt hat."



Wiederum ist eine große Lücke in dem Tagebuch; auch fehlen alle Briefe, die Ferdinand in dieser Zeit an die Eltern schrieb, nur ein einziger, vom 28. Mai, hat sich gefunden, in dem er seine Stimmung schildert und von seinem damaligen Leben erzählt. Er arbeitet sehr fleißig, steht auf vertrautem Fuß mit seinen Lehrern und hat besonders Kunth Interesse eingeflößt. Dieser scheint gern und häufig Excursionen mit ihm zu machen und benennt eine schöne Dracaenen-Art ihm zu Ehren: Cohnia floribunda.

Berlin, den 28. Mai 1847.

Geliebte Eltern!

„Euer Brief war der vierzigste, den ich von Euch bekommen, (ich lege nämlich Eure und andere Correspondenz, wie ich es bei Euch gelernt habe, zusammen und bedatire und benummerire die einzelnen Briefe); wir haben also Beide zum Mindesten 3½ Buch Velinpapier vollgeschrieben und können also schon 4 Mal auf Censurfreiheit Anspruch machen; außerdem ist allein an Porto 7—8 Thaler in die Hände von Tauben und Raben gelegt, wobei der Preis des Papiers und die Zeit, die doch auch Geld ist, nicht gerechnet ist. Woraus zu ersehen, welch' eine Unmasse von Capitalien durch einen Aufenthalt in Berlin in Umlauf gekommen, und wie ich mich daher rühmen kann, die Nationalwohlfahrt gar nicht unwesentlich gefördert zu haben.

Übrigens ersehe ich aus Eurem letzten Briefe, daß der Besuch der lieben Mutter doch möglicher gewesen wäre, als ich gehofft, und nun thut es mir um so mehr leid, daß er nicht zu Stande gekommen. Was können denn das für Bedenklichkeiten sein, die sich gegen eine Vergnügungsreise finden? Seht, da könnt Ihr Euch an mir ein Muster nehmen. Man wacht Montag früh auf, sieht, daß ungewöhnlich schönes Wetter und daß man zufällig früh aufgestanden ist, denkt sich, das kommt sobald nicht wieder, geht demnach auf den Bahnhof, nimmt sich ein Hin- und Zurückbillet für 12½ Silbergroschen, kommt nach Potsdam, wo man gleich als gutes Omen den König trifft, besucht dann alle die köstlichen Gärten, Schlösser, Berge und Seen, freut sich an der wunderschönen Natur, an den prächtigen Eichenwäldern und dem blauen Wasser, das überall mit grünen Inseln garnirt ist, wie es gewiß am Rheine nicht schöner ist (Mitscherlich meint, Potsdam läge schöner, als alle Herrlichkeiten Italiens, Sanssouci sei reizender, als Belriguardo), verfriert nicht, verliert nichts, verläuft sich nicht, wird nicht gestohlen, geraubt oder gar gefressen und fährt dann Abends um ein paar Groschen ärmer, aber um einen schönen Tag und angenehme

Erinnerungen reicher in einem 18-wagigen Zuge nach Haus und damit basta. Siehst Du, Mutter, so mußt Du's auch machen.

Nun auch etwas, was den Vater besonders amüsiren wird; nämlich gestern war ich in der Zeitungshalle, um dort die neueste botanische Zeitung zu lesen. Ich finde dort einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Keimen unreifer Samen." Er fängt mit Dingen an, die ich in meiner Dissertation erst als neu vorbringen will, erzählt, wie der Autor Korn sehr unreif habe keimen sehen ꝛc. Ich natürlich ärgere mich, daß mir ein Anderer den Knochen weggeschnappt, der mir hart genug zu beißen war, ich sagte schon: oleum et operam perdidi, was auf deutsch heißt: ich habe 12 ℔ Oel à 3 Sg. 3 Pf. unnütz verbrannt und so und soviel Stunden umsonst gesessen; doch lese ich weiter; da steht: „Einer meiner Zuhörer, Herr stud. Cohn, ein ebenso talentvoller, als fleißiger junger Mann, hat auf meinen Wunsch hierüber Untersuchungen angestellt und wird darüber nächstens seine Beobachtungen veröffentlichen, die unsere Kenntniß dieser wichtigen Erscheinungen sehr bereichern werden. Göppert."

Da ich nun nicht glaube, daß noch ein anderer stud. Cohn denselben Gegenstand behandelt habe, so bin ich so frei, diese Bemerkungen auf mich zu beziehen; ob sie passen, weiß ich nicht. Der Artikel steht in: Botanische Zeitung von Hugo Mohl und Schlechtendal, 25. Mai 1847.

Wenn der Vater Göppert spricht, so möchte er ihm meinen vorläufigen Dank und mein Bedauern aussprechen, daß die Empfehlung Erwartungen erregt, die meine Arbeit selbst nicht wird erfüllen können — wenn sich nämlich die Sache nicht auf einen anderen Cohn bezieht.

Daß Ihr jetzt endlich einmal Gas habt, hat mich unermeßlich gefreut, was lange währt, wird gut. Ihr müßt demnach ein Licht haben, gegen das die Sonne schwarz aussieht. Eigentlich fällt mir ein, müßte ich mich ärgern, da die Herren Gaslaternen ja Concurrenten von Euch sind; gibt es denn schon viel Privatflammen? — Wenn die Mutter mir dazu verhilft, daß ich auf die Strümpfe komme, soll es

mir recht sein, doch eilt es nicht, auch nicht mit der Weste, da jetzt auch eine aus Spinnweben noch zu heiß ist und ich wenig Besuche mache; dagegen bitte ich, mit dem Gelde nicht zu lange mich im Stich zu lassen; mein Budget ist ganz und gar nicht der Art, daß ich von den Ersparnissen des einen Monats noch im andern leben kann, im Gegentheil. —

Das weiße Halstuch bezog sich nicht auf gewöhnlich, sondern auf feierliche Galauniform, wo es zweifellos nöthig ist, doch hat es auch dazu vorläufig noch Zeit. Die Großeltern, Fanni und alle sonstigen Freunde grüßend bin ich

Euer „ebenso talentvoller, als fleißiger" (was gelogen ist, wie gedruckt) F."

Die Zeit in Berlin wird ihm aber lang und drückend, der Sommer in der großen Stadt ist heiß, der Termin seines Examens wird immer wieder hinausgeschoben. Schon ganz muthlos fürchtet er, in diesem Semester gar nicht zur Prüfung zugelassen zu werden, — da, am 12. August, kommt nach Breslau die so lang ersehnte Mittheilung:

Berlin, 12. August 1847.

Geliebte Eltern!

„Endlich durch — gefallen! Gestern den 11. August Abends 8 Uhr 25 Minuten 10 Secunden wurde es mir mitgetheilt, nachdem ich von 6 Uhr an in meiner weißen Binde, mit von der Frau Wirthin geknüpfter Schleife, wie ein begossener Pudel geschwitzt; — ich hatte nämlich, als ich Sonntag mit Kunth eine Excursion nach Spandau gemacht, von ihm gehört, daß ich in diesem Semester gar nicht zum Examen kommen werde; deshalb war ich Montag zum Pedell, der die Dissertation zu den 34 Professoren trägt, gegangen, und hatte ihm eine Belohnung versprochen, wenn ich in diesem Semester promoviren sollte. Da ich jedoch auf Dienstag noch nicht citirt worden war, so ging ich zu Bachmann, der mir mittheilte, er habe meine Arbeit jetzt zurückbekommen und

schon einen Termin zu meinem Examen bestimmt und zwar — auf — morgen! Nachmittags war ich deshalb zu Lichtenstein gegangen, von diesem erfuhr ich, daß er auf die Stunde meines Examens eine Versammlung einberufen, in Betreff Unterstützung eines wissenschaftlichen Unternehmens durch Geldmittel, später hörte ich von Mitscherlich, daß der Zoologische Garten Bankerott mache, und daß er deshalb zu meinem Examen nicht kommen könne. Die Folge davon war, daß ich zu verschiedenen Professoren ging und bedauerte, daß ich gerade in der Zoologie, wo ich ganz besonders viel wisse, nicht examinirt werden könne. So ging ich zu Kunth, der sagte: „na heut Abend bekomme ich Sie unter meine Scheere", darauf ich: „ich bitte etwas gnädig mit mir zu verfahren", darauf er: „machen Sie sich keine Sorge, Herr Doctor, meinetwegen brauchten Sie gar kein Examen zu machen, aber der Leute wegen muß es doch sein." Wir unterhielten uns noch; er erzählte mir, daß sonst erst darüber debattirt würde, ob man einen Candidaten zulassen solle, bei mir aber habe man es ohne alle Discussion gleich genehmigt. Dann ging ich zu Mitscherlich und lud ihn ein, mit Trendelenburg that ich desgleichen. Abends um 5 fing ich an, mich zu putzen, zu waschen, zu pomadiren und in Wichs und Gala zu thun, wobei ich mit der weißen Binde, die mir die Frau Wirthin zuknöpfen sollte, besondere Schwierigkeiten zu bestehen hatte. Am allerschwierigsten aber waren die Glacéehandschuhe; doch gingen auch diese unter dem sichtlichen Beistande Gottes über meine Finger, so daß ich richtig 10 Minuten nach sechs auf der Universität ankam. Das war nun zwar 10 Minuten zu spät, doch auch 5 Minuten zu früh, ich mußte so lange in der Aula warten und benutzte diese Zeit, die mitgebrachten Hefte noch zu durchfliegen, was mir auch wohl zu Statten kam, da ich die Dinge, die ich in obgemeldeten fünf Minuten gelernt, durch Ironie des Schicksals gerade gefragt wurde. Nachdem aber obgemeldete fünf Minuten verflossen, so wurde ich in das Senatszimmer geholt, woselbst ich auf einem rothen Sessel Platz nahm und die ganze Facultät um mich herum. Zuerst examinirte Kunth sehr

gemüthlich, dann Mitscherlich, dann Trendelenburg, zuletzt — Lichtenstein, der es sich doch nicht hatte nehmen lassen an meinem Examen Theil zu nehmen. Dadurch wurde zwar der Ruhm meiner ungemeinen zoologischen Gelehrsamkeit etwas durchleuchtet, nichtsdestoweniger theilte mir der Decan, nachdem ich mich auf ein paar Minuten hatte entfernen müssen, beim Hineintreten mit, daß die Facultät mit meinen Leistungen sehr zufrieden sei und daß ich mir morgen, d. h. heute die Dissertation holen könne. Heute meinte er nun, daß ich in diesem Semester nicht mehr disputiren könne; ich brachte es jedoch bei ihm dahin, daß er mir noch die nächste Woche einräumt, wenn ich bis dahin die Dissertation gedruckt hätte. Er hielt dies für unmöglich, indem nach seiner Ansicht drei Wochen zu den fünf Bogen gehörten; auch Friedländer hält es nicht für möglich; ich will indessen sehen, ob ich nicht doch noch das Unmögliche durchsetze.

Daß ich die Geschichte hinter mir habe, ist sehr gut; diese paar Stunden Examen haben mir den ganzen Sommer verdorben und mich besonders die letzten Monate gar nicht zu Ruhe kommen lassen. Daß ich jetzt etwas müde bin, könnt Ihr mir auch glauben. Der Aufenthalt in Berlin ist mir jetzt sehr lästig, keinen Bekannten, mit dem ich etwas den ganzen langen Tag sprechen könnte, dabei die schreckliche Hitze, der gräßliche Staub — und das fürchterliche Ungeziefer! Zudem fängt es mir auch gerade an etwas heimwehlich zu werden, und ich möchte dann bald einmal Große und Kleine, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Onkel und Tanten, Kind und Kegel, Haus und Hof und noch vieles Andere sehen. Nun — binnen 14 Tagen und vielleicht noch früher wird sich das wohl auch finden. Unterdeß, da sogar die Facultät mit meinen Leistungen sehr zufrieden ist, hoffe ich, daß Ihr es auch ein Bischen sein werdet und bitte die Liebe, die Ihr bis jetzt habt dem Studenten zu Theil werden lassen, auch auf seinen Nachfolger den Doctor zu übertragen, der die Ehre hat, zu zeichnen

Ferdinand Cohn
Dr. phil."

Berlin, den 13. August 1847.

Geliebte Eltern!

„Gestern war ich noch zweifelhaft, ob ich nicht doch diese Ferien noch promoviren könnte, heut sehe ich, daß es mir unmöglich ist. Die 7 Bogen vollständig zu drucken, reicht es nicht an Zeit, und die Arbeit zu kürzen, fehlt es mir an Rath und ebenfalls an Zeit. Das Manuscript ist 24 sehr eng geschriebene Bogen groß; wo soll ich da die Muße haben, dasselbe so zu bearbeiten, daß es bis zum Sonnabend gedruckt werden kann. Auch will Bachmann nicht zugeben, ich habe ihn deswegen nochmals gesprochen, daß ich nach dem als Ultimatum gesetzten Termine promovire, weil er bereits nächste Woche verreist und dann die Gebühren verliert. Ich glaube, daß es deshalb am Besten ist, wenn ich nächster Tage von hier fortfahre und wieder zu Euch komme, nach denen es mir gerade sehr bange zu werden anfängt. Ich erspare dadurch die 10 Thaler, die Ihr mir als Aufenthaltskosten angewiesen, und wenn ich die Arbeit um einen Bogen kürze, was ihr sehr noth thut, auch noch die Druckkosten dafür, so daß mich die Rückkehr vor der Promotion eben nicht theurer kommt, als wenn es mir möglich gewesen wäre, jetzt zu promoviren."

So findet denn erst im Herbst, am 13. November 1847, die Promotion durch Professor Magnus statt; der Vater war dazu nach Berlin gekommen, beim Doctorschmaus am Abend sind die Freunde Pohl, Friedländer, Samoje und Auerbach. Das erste Ziel ist nun erreicht und die Eltern gestatten dem jungen 19-jährigen Doctor, zunächst in Berlin zu bleiben; er studirt dort fleißig Anatomie, beschäftigt sich mit Untersuchungen über die Keimung der Lupinen und ist weiter in angenehmem Verkehr mit seinen Lehrern Mitscherlich, Kunth, Johannes Müller und Ehrenberg.





Politische Lehrjahre.

1848.

In stillem Arbeiten vergehen die ersten Monate des Winters, bis die politische Erregung des Jahres 1848 sich immer mehr in seine Gedanken drängt. „Ich werde Mitglied des Handwerker-Vereins, wo ich viele recht schöne Stunden, inmitten des Volkes verlebe."

„Am 28. Februar 1848 Mittags kommt das Extrablatt der Spener'schen. Der König Louis Philipp hat abgedankt zu Gunsten des Grafen von Paris. Mittags lese ich die ungeheuer aufregende Neuigkeit in der Woller'schen Conditorei. Mein einziger Wunsch ist: Ach, wenn ich doch das französische Volk wäre! Auf der Straße treffe ich Pohl, auch voller Ekstase zitternd; ich sage ihm, wenn die Franzosen jetzt sich einen König nehmen, verdienen sie alle Ohrfeigen. Stürze zu Auerbach, der zu Hause arbeitet; auch er ist auf's Höchste aufgeregt. Beide nach der Zeitungshalle, dort alles vollgedrängt, bis zur Thür hinaus Menschen. Endlich liest man die großartigen Worte der telegraphischen Depesche:

La République est prononcée,
la famille royale s'enfuit,
les Tuileries brûlent.

Was wir da empfunden, läßt sich nicht wiedergeben; aber der Eindruck ist unvergeßlich. Thränen, in die Arme fallen — Alles in Jubel und Brüderlichkeit.

Ich lernte sie kennen: Doktor Marron [später Redacteur der Ostsee-Zeitung], Dr. Wolff, Eichler, Ottensofer, Lessing (Lestocq), Cannabäus, stud. v. Eberstein, Löwenberg, Dr. Ries.

Die Zeitungen wurden alle doppelt vorgelesen, bei der Aristokratie im Gesellschafts-, und bei der Demokratie im Rauchzimmer, aber Allen schlug der Puls wärmer und glühender.

Später gingen wir in den Handwerker-Verein, überfüllt; ein Dr. Bonkmann spricht „über den deutschen Hanswurst". Wir aber singen: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los." Die Aufregung steigert sich so, wie das Gewitter, das näher kommt." — — — — —

Das Tagebuch sagt nichts weiter, aber ich hatte vor Jahren beim Ordnen des Nachlasses meiner Schwiegereltern verschiedene zerknitterte Blättchen und Briefchen gefunden, die ich bei Seite legte, da ich Ferdinand's Schrift erkannte, und hatte dieselben aufbewahrt, trotzdem sie kaum leserlich und anscheinend in großer Aufregung, meist nur mit Bleistift geschrieben waren. Nun suchte ich diese zu entziffern und fand, daß es Mittheilungen waren, die der junge Doctor seinen Eltern gemacht hatte über die Märztage des Jahres 1848, „die Berliner Märztage," wie er später sagte*), „die ich mit dem ganzen enthusiastischen Idealismus politischer Unreife, in der damals nicht bloß die Jugend, sondern unser ganzes Volk sich befand, durchlebt habe." . . . .

Berlin, den 15. März 1848, Abends 6 Uhr,
auf der Zeitungshalle.

„Ich hatte einen ausführlichen Bericht von unserer Revolution geschrieben, ihn aber unglücklicher Weise zu Haus

*) Bei Gelegenheit des Festmahles der Universität zur Feier des 50-jährigen Doctor-Jubiläums, 14. November 1897.

vergessen. Um Euch jedoch nicht zu beunruhigen, schicke ich heut die kurze Notiz, daß ich ganz wohl, weder erschossen, noch erstochen, noch verwundet, noch verhaftet bin. Von den Mordscenen hier werdet Ihr wohl schon erfahren haben. Was heut Nacht werden wird, weiß Gott; wenn nicht Concessionen kommen, beruhigt sich das Volk nicht, und es wird heut mit Kartätschen geschossen werden. Seid um mich ohne Besorgnisse; soeben ist der Staatsrath berufen, was man beschließen wird, weiß man noch nicht.

Euer Euch stets liebender

Ferdinand.

Auch Auerbach ist vollkommen wohl."

Berlin, den 19. März, Morgens 3 Uhr.

„Das letzte Mal schrieb ich unter dem Getümmel einer Emeute, die Abends Punct 7 Uhr begann und Punct 10 Uhr geschlossen wurde, nachdem zum Zeitvertreibe einige Menschen erschossen und ein Paar Barrikaden gebaut worden. Heut indem ich schreibe, tönt das ununterbrochene Knattern der Gewehre, der Donner der Kanonen und das Geheul und Rachegeschrei des Volkes um mich herum, wir stehen jetzt mitten in einer Revolution, bei der es sich um Leben oder Tod handelt, alle Bürger sind dabei betheiligt; seit Mittag 2 Uhr hat das Kartätschen- und Infanteriefeuer nicht einen Augenblick geruht, und ich weiß nicht, ob Ihr, wenn Ihr diesen Brief erhaltet, ihn nicht schon als Republikaner erbrechen werdet. Doch zuerst muß ich berichten, worauf dieser fürchterliche Wendepunct der Dinge sich gegründet hat. Von den ununterbrochenen Emeuten, die seit Montag hier stattfinden, wißt Ihr. Princip war wenig dabei, ebenso wenig Bürger und Gebildete, meist Neugierige und Müssiggänger, doch wurde auch nicht ein Diebstahl von den aufgeregten Volksmassen verübt. Gestern kam eine Deputation der Rheinländer an und stellte dem König ein Ultimatum; würde es nicht angenommen, so wollten sie von Preußen abfallen. Unruhen waren nicht, denn Bürger und Studenten hatten sich

als Commissarien mit weißen Binden und Stäben vereint, um das Volk zu zerstreuen. Große Studentenversammlung; in die Debatte schickt der Magistrat die Nachricht, daß Preßfreiheit bewilligt, der Landtag auf den 4./4. berufen ist, Eichhorn und Thiele abgedankt haben. Unendlicher Jubel, man beschließt zugleich mit den Bürgern vor's Schloß zu ziehen, dem Könige ein Hurrah zu bringen. Um 2 viele Hunderte vor dem Schloßplatz, er ist von Infanterie besetzt, man bittet sie sollen abziehen; das Militär sucht, ruft Verstärkung und, während man dem Könige donnernde Hochs bringt, fallen zwei Schüsse, Dragoner kommen von der Schloßfreiheit und hauen auf das Volk ein. Alles schreit „Verrath" und wir retten uns mit Noth in die Häuser der Schloßfreiheit, die die Bürger sogleich schließen lassen. Das Haus, in das ich mich retirirte, hielt ich nur dadurch offen, daß ich drohte, es anzünden zu lassen, als Student nämlich, da die Studenten hier die Rolle der Pariser polytechnischen Schüler spielen. Wir retten uns in die Zeitungshalle, Droschken werden ausgespannt, drei Wachen vertrieben, Barrikaden aus den Schilderhäusern gemacht, Steinpflaster aufgerissen und auf die Dächer geschleppt, Kavallerie kommt herbei, sie wird mit Schüssen und Steinwürfen empfangen und retirirt in schnellster Flucht, dann kommt Infanterie und nimmt unter beständigem Pelotonfeuer die Barrikaden; sie wird von den Dächern her von uns mit Steinhagel, der die Dächer halb abdeckt, empfangen; von unserer Seite fielen etwa 4 Menschen. Darauf wird die Zeitungshalle erstürmt, wir retten uns vom Dache; die im Hause waren, werden verhaftet; ich werde von einer Frau, nachdem mir mehrere Hunde die Thür vor der Nase zugeschlagen, aufgenommen und, als das Militär abzieht, entlassen. Schon Donnerstag waren wir in der Zeitungshalle in Lebensgefahr. Vor unserer Thür wird eine Barrikade gebaut, Schützen nehmen sie, behaupten, daß aus unsern Fenstern auf sie geworfen sei und verlangen Räumung des Hauses; wir bleiben Alle, etwa 100, darauf läßt der Offizier drei Mal blasen, dann laden und es wäre großes Unglück geschehen, wenn nicht ein Lieutenant,

der bei uns war, noch im letzten Augenblicke die Sache geschlichtet hätte. Jetzt ist die Zeitungshalle geschlossen. Ich gehe von ihr nach der Universität, hier waren einige hundert Studenten. Sie hatten dem Senat, der in seiner Amtstracht zum Könige gezogen, das Ehrenwort gegeben, zu warten, bis er wiederkommen werde. Unterdeß hört man von allen Enden Gewehr- und Kartätschenfeuer. Der Rector kommt in die Aula, er berichtet, er habe dem König Alles vorgestellt, er möge das Militär fortziehen, dann würden wir die Ruhe herstellen; der König sagt, er wolle sich an die Spitze Deutschlands stellen, aber jetzt sei eine Rotte fremden Gesindels da, die sein Reich verderben wolle, diese müsse er zuerst durch die bewaffnete Macht bändigen, dann wolle er uns rufen, ihm zu helfen. Alles schreit: dem Volke müssen wir helfen. Man bewaffnet sich, so gut man kann, und zieht nach der Königstraße. Wir, waffenlos, gehen nach Haus. Bald darauf hört man Kartätschenfeuer, das mehrere Stunden dauert; die Eisengießerei vor dem Louisenthor wird angezündet, gegenwärtig schießt man vom Unterbaum an der Leipziger Straße und in der Königstraße ununterbrochen, die Glocken läuten Sturm, alle Häuser sind auf, was wir von der Zeitungshallenbarrikade dadurch bewirkt, daß wir dem Seifensieder Junghans, der durchaus nicht öffnen wollte, alle Fenster einschlugen. In unserer Straße war gegen 6 heftiges Gewehrfeuer; seit der Zeit ist es hier ganz ruhig und wird es wohl auch bleiben. Die Neufschateller Jäger, die Dragoner, die Schützen sollen bereits zum Volk übergegangen sein. Der Augenblick ist jetzt groß, es wäre gut, wenn wir Hülfe bekämen, denn es ist noch sehr viel Militär hier und in der Nähe und das Volk hat nur wenig Waffen; es ist zum Heil der Welt unumgänglich, daß wir siegen. Ganz Deutschland wird von uns abfallen und gegen Preußen ziehen, wenn uns diese Revolution mißglückt ist. Alle Bürger und Arbeiter, Jung und Alt, Reich und Arm, brennen vor Wuth und Rache; wo Militär durchzieht, wird von allen Seiten darauf gefeuert. Es lebe die Freiheit!" — — — — —

Berlin, Sonntag, den 19. März,
Nachmittags 5 Uhr.

„Manches Obige ist unter dem Schrecken einer Nachtwache, unter solchen Greuelscenen etwas stark aufgetragen. Eine Proclamation des Königs suchte das Volk zu beruhigen, das Militär wird zurückgezogen, bewaffnete Bürger versehen den Dienst. Das Volk, das bewundernswerth, edel und heldenmüthig ist, zeigt sich durch diese Scheinconcession gerührt, es bringt dem König Hurrah's, will Freudenfeste feiern, in einem Augenblick, wo man zahlreiche Leichen durch die Stadt trägt und in manchen Straßen im Blute watet. Der Anblick Berlins am heutigen Tage ist merkwürdig. Ueberall das Pflaster aufgerissen, an allen Ecken Barrikaden, alle Fenster zerschossen, das Glas in tausend Stücken auf den Gassen, die Dächer alle abgedeckt, bewaffnetes Volk zieht durch die Straßen, manchmal eine schwarz-roth-goldene Fahne voran tragend. Seit der Kampf ruht, ist Niemand ein Haar gekrümmt worden. Eben hört man vom Ende der Königstraße wieder feuern, doch sollen es nur Freudenschüsse sein. Hurrah! Der Sieg ist unser. . . .“

Berlin, den 20. März, 9 Uhr.
Gegeben im Hauptquartier der Universität.

Geliebte Eltern!

„Ich und meine Freunde sind wohl, das Volk hat überall gesiegt, soeben erhalte ich Euren Expressen und suche ihn sogleich zu beantworten.“ — — — —

Den 21. März, Nachmittags 6 Uhr.

„Es war mir nicht möglich gestern den Brief zu beenden. Der Nachtdienst verhinderte mich. Ich trage einen großen Dragonersäbel, eine große schwarz-roth-goldne Kokarde und ziehe seit zwei Tagen, als Wache und Patrouille, durch die Stadt. Hier ist Alles wie umgewandelt, neue freie Decrete drängen sich, es ist Alles ruhig. Der König hat die Macht verloren, die Bürger sie gewonnen. Zweimal illuminirt. Lauter

Jubel, freudige Aufregung; es fehlt mir an Zeit, alle die großen Scenen zu schildern, die wir hier erleben; ich muß eben wieder auf Wacht. Morgen werden die Helden des März beerdigt; wie wir Studenten populär sind, glaubt Ihr nicht; für die Strapazen, die ich in diesen Tagen ausstehe, hätte ich mindestens eine Bürgerkrone verdient." —. — —



1849—50.

Indeß die hoffnungsfrohe Stimmung, in welcher diese letzten Zeilen geschrieben sind, wich bald einer trüberen Auffassung der politischen Lage. Der Enthusiasmus war verraucht, eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, und nachdem er nach Breslau zurückgekehrt, schrieb er, noch nicht ein Jahr später, in sein Tagebuch:

Breslau, Sonnabend den 3. Februar 1849.

„Wenn ich in die Zukunft blicke, mir graut; die Gegenwart zerrissen von Haß und Leidenschaft mit ihrem Wahnsinn und ihrer Blindheit; was soll die Zukunft bringen? Bürgerkrieg! Mein schönes Vaterland! Und das soll das Ziel deines Ringens sein. Bürgerkrieg! Wenn erst der Bürger zum Proletarier herabgesunken und das letzte conservative Element gebrochen ist, dann: Vogue la galère! Mord und Raub, Zerrissenheit und Elend grinsen aus schwarzer Ferne. „Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus."

Ich glaube an das Fatum; welche Tragödie schürzt sich um uns zusammen! Aber durchgekostet muß es werden. Daß es unmöglich scheint, die Freiheit dem Menschengeschlechte zum Eigenthum zu machen, unmöglich, nachdem die Geschichte schon 6000 Jahre alt ist, das ist ein schrecklicher Gedanke. Wieder ziehen sich in Frankreich die Wetterwolken zusammen; ob sie Sturm, ob sie Blitze bringen oder ob sie sich zertheilen werden, wer weiß es? Wer da die Zeichen der Zeit verstehen und die Stimme

vernehmen könnte, die in den Blättern des Baumes des Lebens säuselt!

Meine Tage sind sehr einförmig; die Cholera, die mit bewundernswerther Energie und Ausdauer seit drei Monaten schon ihre Opfer holt, hindert alle lauten Freuden. Des Morgens um halb neun stehe ich auf, lese die Zeitung (die Schlesische), studire dann am Mikroskop und in der Botanischen Zeitung, die ich von Göppert geliehen habe. Nach dem Mittagessen, das zwischen Reis und Graupen, Fleisch und Suppe wechselt, gehe ich zum Conditor, bleibe dort mehrere Stunden, arbeite dann wieder, gehe Abends in den Club (deutschen Volksverein) oder in das Secretariat, zu dessen Mitgliedern ich gehöre, und verbringe den Rest bei Kaffee oder Thee und bei meinen Büchern bis halb elf; „so leben wir alle Tage."

Sonntag, den 4. Februar 1849.

Den Vormittag mit Arbeit verbracht, Nachmittag bei Orlandi und in der Zeitungshalle, dann auf dem Ringe promenirend, wobei ich den Dr. Cohnsberg traf, mit dem ich über Weltgeist, Weltgeschichte, Staat und Wahlgesetz, Demokratie und Socialismus disputirte. Des Abends zu Hause.

Montag, den 5. Februar 1849.

Die Ungeduld über den Ausfall der Wahlen zur preußischen Landesversammlung ließ mich nur bis Mittag bei erbärmlichem Thauwetter zu Haus. In der Stadt wurden die Candidaten der demokratischen Partei gewählt: Dr. Stein und Pflücker, letzterer Präsident und Candidat des Volksvereins, darum viel Freude, die nur dadurch verbittert wurde, daß im Landkreis die Reaction ihre Candidaten Ludwig und Graf Ziethen durchgebracht hatte. Nachdem ich bei Steiner und in der Zeitungshalle Erkundigungen eingezogen, verbrachte ich den übrigen Nachmittag zu Haus in einem Disput mit dem alten Verwalter eines polnischen Grafen Miscielzki, der ein fanatischer Pole ist. Abends war Club, sehr zahlreich besucht, in dem mit Blumen geschmückten Tempelgarten. Berthold Auerbach eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er nachwies, daß wir uns nicht über unsere Niederlage im Lande

grämen sollen, da eine Partei, die den Sieg erringen kann, auch ihre Berechtigung habe; er schloß mit einem Hoch auf Pflücker, das donnernd aufgenommen wurde. Pflücker hielt darauf eine meisterhafte Dankrede, in der er zuerst die Bedeutung der Vereine nachwies, dann auf Guizot's Schrift über die Demokraten Bezug nehmend, sie Schritt für Schritt glänzend widerlegte. Eine Deputation, die an den demokratischen Verein zur Gratulation abgeschickt wurde, traf diesen nicht mehr. Es wurde dann zum Präsidenten Auerbach, zum Vicepräsidenten Gustav Simon gewählt, die Sitzung schloß $^1/_2$10. Ich debattirte noch zu Hause mit Tante Ernestine über pantheistische Weltanschauung und mit den Eltern über die Demokratie. Im Bett las ich noch spät in Shakespeare's „Midsummernight's Dream“.

Dienstag, den 6. Februar 1849.

Abends Secretariats-Sitzung, zugegen Behnisch, Breinersdorf, Dr. Honigmann, Auerbach, Delbrück, Primker, Bodstein, Kurnick, Pflücker. Es wird unter vielem Scherz über den Ausfall der Wahlen berichtet, besonders über die in Krotoschin, wo aber erst gestern Abend die Prügelei anging, die zwei Tage dauert. Dann erst fängt man die Wahl an. Demokratie und Constitutionalismus halten sich in Schlesien das Gleichgewicht. Den übrigen Theil verbrachte ich zu Haus bei Debatten über Judenthum und Demokratie. Einen Theil der Nacht mit Studien über Mohl's „Zellen-Theorie“.

Mittwoch, den 7. Februar 1849.

Mittags bei Steiner, dann in Friedmann's Wohnung, wo ich einen Brief von ihm las, in dem er die Heftigkeit des Wahlkampfes in Krotoschin, wo sich drei Kreise mit drei Nationalitäten und mindestens drei Parteien entgegenstehen, und die geringe Aussicht, die dort gerade seine Partei hat, schildert. Dann ging ich zu Göppert, von dem ich mir einen Band Botanische Zeitung lieh, mit deren Hülfe ich einen Aufsatz bearbeitete. Abends war ich in der Schlesischen Gesellschaft, die zahlreich besucht war, und wo Dr. Marbach ein von ihm construirtes Lampenmikroskop zur Darstellung mikroskopischer und Nebelbilder sowie der Polari-

sationserscheinungen vorzeigte. Ich begleitete Göppert zur „Goldenen Gans" und arbeitete dann noch an meinen Untersuchungen.

Donnerstag, den 8. Februar 1849.

Die Cholera, die in Breslau ganz aufgehört zu haben schien, wüthet jetzt in unserer nächsten Nähe mit furchtbarer Heftigkeit. Nachdem bereits binnen zwei Monaten vier Personen aus unserem Hause gestorben, sind gestern und heute wieder eine Menge Menschen aus unserem Viertel hingerafft worden. Mittags war ich in der Zeitungshalle, wo ich über den sehr constitutionellen Ausfall der Wahlen Erkundigungen einzog.

Indessen brachte Honigmann die Nachricht, Friedmann sei in Krotoschin, wo die Wahl noch immer fortdauert, gewählt worden. Ich ging infolgedessen nach seiner Wohnung, traf jedoch Niemand zu Hause, auch war kein Brief von ihm da. Abends zu Hause beim Arbeiten.

Freitag, den 9. Februar 1849.

Morgens 4 Uhr erwachte ich unter heftigen Leibschmerzen. Da grade die Cholera in unserer Umgegend auf entsetzliche Weise mordet, so war das kein Spaß; es dauerte lange, ehe ich mich durch heiße Wärmflaschen und schwarzen Kaffee gehörig restauriren konnte. Ich blieb den ganzen Tag im Bett bei der Lectüre von Shakespeare's lieblicher „Cymbeline". Nachmittags arbeitete ich an meinem Aufsatz, Abends kam Chwolson zu mir, der sechs Wochen im Hospital gelegen, und mit dem ich über Pflanzen-Befruchtung und Astronomie discutirte. Abends arbeitete ich bis elf. Friedmann ist nicht gewählt. Patienten sind in diesem Augenblicke bei uns: die Köchin, die Schleußerin, Oskar, Winkler und ich, alle so so, d. h. wohl.

Sonntag, den 11. Februar 1849.

Sonntag arbeitete ich Vormittags im Comptoir, Nachmittag ging ich in die Zeitungshalle und promenirte auf den Straßen. Von der Familie des Conditors Nicolai, die noch vor 8 Tagen vollzählig war, fehlt heute schon Frau, zwei Kinder und Köchin als Beute der Cholera.

Dienstag, den 13. Februar 1849.

Ich excerpirte meinen Aufsatz, untersuchte dann nochmals die Haare von Plectranthus fruticosus, ging Nachmittags zu Göppert und zeigte ihm meine Zeichnungen. Er hielt sie für sehr interessant, lobte sie außerordentlich und sagte: „ich wäre froh, wenn ich so gut zeichnen könnte.“ Er versprach mir, mir einen Verleger zu verschaffen oder Nees zu bitten, sie mir in die Nova Acta aufzunehmen. Nachmittags war ich bei Orlandi, dann promenirte ich auf dem Ring, wo ich Friedmann traf, der mir seine Abenteuer berichtete, und mit dem ich bis 5 spazieren ging; von da nach Haus und verbrachte den Abend bei Thee und Studien von Göppert's Arbeit über Coniferen. Schönes Frühlingswetter, die Cholera scheint etwas nachzulassen.

Mittwoch, den 14. Februar 1849.

Des Morgens studirte ich Schleiden und untersuchte Berberitzenwurzeln. Abends ging ich nach etlichen Arbeiten in den Volksverein, die Sitzung war sehr zahlreich besucht. Delbrück gab einen Bericht über die Wahlen, Honigmann ein sehr gründliches Referat über die österreichische Note in Betreff der deutschen Angelegenheit, worauf Friedmann einen sehr geistreichen, mit vortrefflichen Gesichtspunkten gewürzten Vortrag über dieselbe; wie über die deutsche Frage im Allgemeinen hielt. Schon vorher hatte er in seiner sehr schönen Rede einen Antrag motivirt, daß man an das Frankfurter Parlament eine Adresse in Betreff der Beibehaltung der censuslosen Urwahlen richten solle. Außerdem hielten Dr. Stein und Justizcommissar F. Fischer, der erstere eine ziemlich leere, der letztere eine nur an Phrasen reiche Abschiedsrede vor ihrer Reise nach Berlin. Die Sitzung war sehr interessant und instructiv. In der Politik sieht's sehr trübe aus.

Montag, den 19. Februar 1849.

Nach Abschreiben meiner Arbeit ging ich zu Orlandi, promenirte dann mit Cohnsberg und Friedmann, dann mit Dr. Lasker über Berliner Zustände sprechend. Abends zu Haus. Tante Ernestine war krank.

Dienstag, den 20. Februar 1849.

Am Morgen stand die Anzeige meines Vortrages (über die Zellen der Pflanzen, den ich in der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur halten sollte) in der Zeitung. Der Vater, der bis dahin nichts von der Geschichte gewußt hatte, war erst sehr stutzig; dann bat er mich, ich möchte einen zweiten im Gewerbe-Verein halten.

Mittwoch, den 21. Februar 1849.

Ich erwachte schläfrig und hatte noch bis 12 mit dem Einschreiben meines Vortrages vollauf zu thun. Als ich Mittags eine Probe von meinem Aufsatz las, fand ich, daß derselbe an zwei Stunden dauern würde. Ich ging deßhalb zu Göppert, der mir rieth, bloß die Hälfte zu lesen; der Nachmittag verging mit dem unangenehmen Geschäft, die Arbeit zu halbiren und die Zeichnungen zu revidiren. Gehörig aufgeputzt machte ich mich mit Vaters goldener Uhr geschmückt um 6 auf den Weg bei entsetzlichem Wetter, verzehrte erst noch zwei Windbeutel bei Steiner und war der Erste auf der Börse. Bald darauf kommt Vater, dann ein Lehrer Kabarth, dann Chwolson, Duflos, Büchler, Dr. Franzius, dann Dr. Sondhaus, Göppert, der Onkel, Friedmann, Sadebeck und Andere. Göppert zeigte erst Steine aus Reichenberg, dann las ich eine Stunde, oft unterbrochen von Göppert's Bemerkungen, die sich auch an den Schluß meines Aufsatzes knüpften. Göppert war sehr erfreut, sagte dem Vater, ich würde ihm noch viel Freude machen, versprach für den Druck der Abhandlung zu sorgen und empfahl mir Untersuchung der Droseradrüsen. Zu Haus, wo ich sehr müde ankam, trank ich nur noch ein Glas Glühwein zu Ehren Oskar's, der heute seinen Geburtstag hat. Das erbärmliche Wetter hielt viele von meinen Freunden ab, zu meiner Vorlesung zu kommen.

Montag, den 26. Februar 1849.

In mein gewöhnliches Tagewerk fallen jetzt auch Spaziergänge in der frischen Frühlingsluft um den Ring oder Promenade, Besuche im botanischen Garten, wo ich mir eine Tradescantia Sellowii und ein paar Coniferen holte, früh bei Göppert, der mir eine Knospe von Tradescantia gab, in deren Haaren ich

zum ersten Mal die Circulation der Säfte sah — ein wundervolles Phänomen, aber unheimlich für den, der ein Feind jeder Mystik ist, weil keine Ursache erkennbar. Hier scheint der Mysticismus in der Natur zu beginnen. Ernestine beobachtete sogleich die Bewegung, die Mutter konnte sie nicht wahrnehmen, was mich 5 Silbgr. als Wettpreis kosten wird.

Donnerstag, den 1. März 1849.

Heut war ich wieder in dem Tempelgarten; es wurde recht gemüthlich gesprochen, wie denn überhaupt die Secretariatssitzungen sehr traulich und angenehm sind. Mit Friedmann und Dr. Blümner promenirte ich noch etwas durch die Straßen, dann mit Friedmann allein in Reminiscenzen an die große Zeit des vergangenen Jahres. Ich legte mich mit Kopfschmerzen und dem Buch Hiob zu Bett.

Dienstag, den 6. März 1849.

Göppert bat mich um mein Mikroskop für seinen nächsten Vortrag. Nees ist wieder hier; ich will ihn nächstens besuchen. Des Abends war ich wieder einmal im demokratischen Club, es kostete mich einen Silbergroschen und viel Langeweile.

Donnerstag, den 8. März 1849.

Wenn ich des Abends im herrlichen Mondschein des jungen Frühlings spazieren gehe, umdrängen mich die wieder auflebenden Reminiscenzen aus dem vergangenen Jahr. In meinem Blute fängt es wieder an etwas revolutionär zu gähren, als ahnte es zukünftige Kämpfe. Ueberhaupt kann ich mich trüber Gefühle in Bezug auf die politischen und socialen Verhältnisse unseres Vaterlandes nicht erwehren.

Freitag, den 9. März 1849.

Wieder Schnee und kalte Witterung. Des Abends war Tante und die Brüder im Theater, ich verbrachte denselben mit Auffrischung alter Erinnerungen, durch das Lesen meiner alten Gedichte.

Sonnabend, den 10. März 1849.

Mittwoch war Jahrestag der ersten Volksversammlung; die Venus zeigt einen merkwürdigen Glanz.

Dienstag, den 13. März 1849.

Bei Göppert erhielt ich den Auftrag, einzelne Präparate für morgen zu machen. Abends beobachtete ich die Nitella; ich glaube beobachtet zu haben, daß Wimperbewegung die Ursache der Strömung sei.

Mittwoch, den 14. März 1849.

Schnee und Frost. Ich verfolge meine Beobachtungen über Nitella, zeige sie den Eltern und zeichne sie; mache dann Nachmittags unter vieler Mühe die Schnitte für Göppert, gehe einen Augenblick in die Zeitungshalle, komme im letzten Augenblick nach der Börse; Göppert liest über den Inhalt der Zellen. Ich demonstrire die Schnitte und die Chara mehreren aufmerksamen Zuhörern, z. B. Stadtrath Liebich; um 9 gehe ich erschöpft zu Perini, eine Tasse Kaffee zu trinken. Zu Haus finde ich noch eine und lege mich früh. Ein Extrablatt wird an den Ecken angeschlagen, daß in Folge des Welcker'schen Antrags der König von Preußen zum Kaiser erwählt sei; doch ist nur die erste Hälfte wahr.

Donnerstag, den 15. März 1849.

Ich ordne meine alten Berliner Briefe; Abends im Club interessante Sitzung, ein Streit über rothe oder schwarz-roth-goldene Fahnen, wobei die Gallerie lärmend und schreiend einfiel. Friedmann und Delbrück sprechen; dann referirt Honigmann vortrefflich über das Club-Gesetz.

Sonnabend, den 17. März 1849.

Früh malte und arbeitete ich; Mittags war ich in der Zeitungshalle. Dann im Secretariat, wo über das morgige Bankett debattirt wurde, dann in der Fest-Commission des Café-Restaurant. Es war sehr voll und die Debatte sehr hitzig und leidenschaftlich. Der Polizei-Präsident hatte nämlich den Festzug verboten, wenn nicht die rothen Fahnen unterblieben; deshalb mochten die Leiter die Verantwortung nicht übernehmen und den ganzen Zug lieber officiell unterlassen. Das ging auch durch nach heftigem Streiten; der Kampf zwischen Blauen, Rothen und Violetten zeigte sich sehr scharf. Es wurde ein Antrag Friedmann's angenommen.

Sonntag, den 18. März 1849.

Man befürchtete Unruhen auch heut, doch war das Wetter zu erbärmlich; um 9 wurde die Bürgerwehr zur Parade zusammengetrommelt. Auf dem Exercirplatz war eine Tribüne, auf der der Diaconus Schneider predigte. Da brachte Engelmann ex abrupto den Kämpfern und Gefallenen des März ein donnerndes Hoch. Zuletzt defilirte die Mannschaft in Parademarsch vor den Behörden, die Zettel, die den Zug absagten, wurden überall abgerissen; in banger Stimmung und noch in Reminiscenzen befangen, erwarteten wir den Nachmittag. Das Wetter klärte sich auf; um halb zwei zog ein ganz imposanter, doch nur aus dem profanum vulgus bestehender Zug von 1000 bis 1500 Menschen mit vielen, besonders viel blutrothen Fahnen durch die Straßen; auch hatten viele Einzelne rothe Bänder um den Leib. Ich verbrachte den Nachmittag, mit der Mutter, Friedmann und einigen Anderen promenirend oder auf der Zeitungshalle. Ein geistvolles Extrablatt der Kreuzzeitung wurde sofort für den Vater gekauft, Abends verlangte ich vom Vater zwei Flaschen Wein für das Bankett; es war sehr zahlreich besucht, über 400 zugegen. Zuerst sprach Honigmann in einer classischen Rede und ließ die März-Revolution hoch leben. Dann wurde ein Lied, das ich anonym eingesandt, unter großem Beifall gesungen. Dann bringt Friedmann einen Toast auf Deutschland, es folgt ein schönes Lied von Ring: „Die Freiheit rief" — jedoch mit geringem Beifall aufgenommen. Dann kam von Schneider ein recht gelungener Toast auf die Linke, dem ein ausgezeichnetes Lied von S. Meyer folgte, bei dem jede Strophe mit lautem Beifall unterbrochen und das dreimal des Abends gesungen wurde. Ein Toast von Delbrück auf die Freiheitskämpfer, dann die Marseillaise, ein Toast auf H. Simon von A. Sachs, von Simon auf Berthold Auerbach, von Baumgart auf Borchardt, von Koch auf Pflücker und G. Simon, von Professor Tobisch auf die, die für die Freiheit gekämpft haben, kämpfen und kämpfen werden, von Delbrück auf die Franzosen, als Erfinder der Barrikaden. Vorher war noch Lasker gekommen; mit stürmischem Beifall empfangen, forderte er Themata zur Improvisation. Man gab ihm: Birne und des

Märzen Idus, der Breslauer Magistrat und die Magyaren, dann: das königliche Patent, die rothe Fahne und den Volks-Verein. Er machte ein vortreffliches, wenn auch metrisch schlechtes Gedicht daraus, das ungeheuren Jubel erregte. Der junge stud. Emil Leonhard brachte ihm ein Hoch. Gesungen wurden noch zwei Lieder, Friedmann schloß mit einem humoristischen Vortrag über den 19. März. Doch blieben wir noch einige Zeit auch nach dem Schlusse bis gegen 2 zusammen.

Freitag, den 23. März 1849.

Die Woche war eine sehr traurige, eine März-Errungenschaft nach der andern zu Grabe getragen, der heutige Tag begrub die letzte: die deutsche Einheit. Finis Germaniae. Der welterschütternde Antrag ist durchgefallen, Gagern nicht im Ministerium, Frankfurt ist verloren, kein Gott rettet es mehr, und Berlin! Wie schlimm, daß die erste Kammer unsere Hoffnung sein muß! In der zweiten scheint mit Meusebach wirklich der Keim des Todes zu ruhen. Die Linke, die Linke! Kann man ihr den Sieg von ganzem Herzen wünschen? Nein. So weit mußte es kommen! Der Eindruck des heutigen Tages ist für mich unendlich niederschmetternd; er wird für die Parteistellung von großem Einfluß sein. Die Linke ist desorganisirt; ich fürchte, unsere Partei, die gemäßigte, geht zu Grunde. Die Extreme behalten die Oberhand, man kann nicht mehr mit ganzem Herzen thun, was man sollte; wer nicht ultra ist, muß sich ganz zurück ziehen, — der Rest ist Schweigen.

Die ersten zwei Tage der Woche verlor ich unter Zeichnen, Lesen und Nichtsthun; Mittwoch war ich bei Göppert, dem die Mutter gestorben ist, Abends in der „Schlesischen Gesellschaft“, wo Purkinje einen Vortrag über Schlaf und Traum hielt; der Vater brachte mir unter großer Freude die Nachricht, die Bürgerwehr sei aufgelöst, der Belagerungszustand werde proclamirt werden. Ich auf die Gasse, große Unruhe; schreckliche Gerüchte drängen sich, Speyer fordert mich auf, in's Secretariat zu gehen, ich treffe dort Wenige. Es wird auf Sonnabend Sitzung anberaumt und ein Testament gemacht, im Fall wir inzwischen plötzlichen Todes verscheiden sollten.

Donnsterag, den 29. März 1849.

In dem trostlosen Wetter läßt sich nichts thun noch erleben, Regen und Schnee ohne Ende, ein schöner Frühlingsanfang; die Politik verwirrt und beklommen ohne viel Erfreuliches. Die Cholera ist gänzlich ausgestorben, ohne daß das Leben, wenigstens bei mir, dadurch wesentlich geändert wäre. Sonnabend wurde der Tag mit Malen und Zeichnen vertrödelt, Sonntag desgleichen. Montag war ich früh bei Göppert, zeigte ihm Zeichnungen der Primel-Epidermis sowie Aehnliches, ferner meine Charenbilder, an denen ich die Wimpern beobachtete. Er bestätigt sie mir vollständig und beschloß zugleich, mit mir die Sachen zu ediren. Da ich selbst keine Chara besitze, so kann ich auch allein die Beobachtungen nicht verfolgen. Nachmittags zeichnete ich Primel-petalen-Epidermis; dann ging ich zur Zeitungshalle und Abends in den Club, kam etwas zu spät, er war überfüllt. Auerbach sprach über die deutsche Frage, dann verlas Gustav Simon einen Brief seines Bruders. Dienstag suchte ich vergeblich Chara zu bekommen, ich ging schon vor 8 fort, war bei Berger, Dr. Körber und Milde, ohne etwas zu erhalten. Nachmittags zu Haus und im botanischen Garten, aus dem ich Kleinigkeiten mitbrachte, ohne jedoch von dem Inspector die Chara bekommen zu können. Die Krocker'sche Dissertation, die ich in der Zeitungs-halle verloren glaubte, fand ich wieder. Mittwoch früh Studium, dann bei Göppert's Vorlesung in der Gartenbau-Section über die Samen und das Keimen; er citirte darin meine Dissertation mit Namen.

Sonntag, den 1. April 1849.

Freitag kam telegraphische Depesche, daß der König zum Deutschen Kaiser gewählt sei mit 40 Stimmen Majorität; die Aufregung ist groß und freudig. Um 10 war ich bei Göppert, der mir eine Schrift zeigte, in der bei Charen Wimpern vermuthet werden; wir constatirten und erweiterten unsere Beobachtungen. Ich bekam einen Ast Chara nach Haus, an dem ich Nachmittags noch mehreres Merkwürdige entdeckte. Um 4 in's Magda-lenäum zu Oskar's Examen. Es machte mir Spaß, mich auf jene Bänke als Schüler hinzudenken mit der heiligen Scheu vor

den Herrn Zuschauern. Ich besuchte noch den Zeichensaal und promenirte mit Oskar einige Mal um den Ring, traf dort Asch und Berthold Auerbach, unter Gesprächen über Henle nach Haus, wo ich Schleiden's dritte Auflage der Botanik studirte. Heut erschien die „Schlesische" zum ersten Male im neuen Kleide.

Donnerstag, den 5. April 1849.

Dienstag früh war ich bei Göppert, zeigte ihm, was ich bis jetzt an der Chara beobachtet, wir forschten zusammen, er versprach mir, meine Dissertation an die Akademie zu schicken und gleichzeitig unsere Beobachtungen; um 2 unter herrlichem Frühlingswetter auf die Zeitungshalle, um die Erklärung des Ministers über die Frankfurter Deputation in der zweiten Kammer zu lesen. Sie befriedigte im Ganzen, wir waren in sehr heiterer Stimmung. Ich ging dann um 3 in die Realschule, um bei Richard's Examen zugegen zu sein; es wurde Französisch und Mathematik recht hübsch examinirt. Zuletzt hielt ein Schüler eine gute englische, ein anderer eine patriotische deutsche Rede; am Schluß der Rector eine pietistische Schlußrede. Mittwoch früh war ich wieder bei Göppert, er bat mich, mein Mikroskop Abends in die „Schlesische Gesellschaft" zu bringen, wir untersuchten zusammen, nachher verfaßte ich den Aufsatz und brachte ihn um 6 auf die Börse, wo Purkinje einen sehr interessanten Vortrag hielt und Regenbrecht, Fischer, Marbach, Gebauer und Andere über die von Göppert und „seinem geschätzten Freunde Dr. Cohn" gemachte Entdeckung discutirten. Donnerstag früh wieder bei Göppert, wir waren fix und fertig, schon über den Namen einig, als ich im Nägeli fand, daß dieser die ganze Geschichte schon gesehen und abgebildet hat; darüber große Betrübniß in Israel. Dazu kommt die trostlose Antwort des Königs und die rheumatische Krankheit des Vaters.

Montag, den 9. April 1849.

Freitag war Charfreitag. Richard und Oskar gingen in die Kirchen, ich arbeitete am Mikroskop. Sonnabend ging ich mit Dr. Cohnsberg auf die Höfchener Chaussee, besah das prächtige Stücker'sche Haus, ging dann mit Speyer in das Secre-

tariat, das sehr besucht war, und wo Plücker in seiner alten, liebenswürdigen Weise Bericht über die Schroffheit der Parteien in der ersten Kammer und in den Abtheilungen, sowie über die trüben Aussichten für die Zukunft gab. Sonntag war erster Osterfeiertag; ich ging früh aus, war dann Nachmittags abwechselnd zu Haus beim Mikroskop, bei den Großeltern, die eine neue Wohnung auf der Grenzhausgasse haben, die ich und Oskar erst nach langem, vergeblichen Suchen auffinden, aber in der mich alte Reminiscenzen — vor 11 Jahren wohnten die Großeltern schon dort — beschlichen. Ich lobte und bewunderte nach Kräften und freute mich über die glückliche Beschränktheit eines frommen, gottseligen Horizontes. Montag suchte ich vergeblich Berger, der mich auf eine neue Dissertation über Selaginella aufmerksam gemacht, traf ihn dann in der Zeitungshalle; Nachmittags zu Haus unter Gesprächen mit dem Vater über Richard's und meine Zukunft.

Sonnabend, den 21. April 1849.

In der Politik ist Aprilwetter wie in der Natur; heute Regen und Unwetter, trostlose Stimmung oder Verstimmung, kein lichtes Streifchen am ganzen Horizonte; morgen sind alle Wolken verschwunden und frische Frühlingsluft, die ebenso plötzlich, oft an demselben Tage, einem Sturme oder, was jedoch weder am natürlichen, noch am politischen Horizont geschehen ist, einem Gewitter Platz macht. Doch sind im Durchschnitt wohl der trüben Tage unendlich mehr als der schönen. Nun, der Mai soll erst noch kommen.

Die deutsche Frage ist der Kern- und Angelpunkt alles unseres Sinnens; daß sie so verzweifelt trostlos daliegt, ist es eben, was uns trostlos macht und an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln läßt. In Deutschland zeigt sich, daß die Völker einig sind, aber die Fürsten zwieträchtig. Wenn uns dies für die Republik zu Proselyten macht, so zeigt wieder Frankreich, daß die Form das Wesen nicht ändert. Wenn nach dem 24. Februar Odilon Barrot Krieg wagen kann, um Italien zu theilen und Rom für die Vertreibung seines Fürsten zu züchtigen, wo soll man dann noch an die Panacee der Republik für alle Schäden

des staatlichen Organismus, ja nur daran glauben, daß sie ein Specificum sei gegen eines der Uebel, an denen wir leiden. Wer bei dieser Lage der Dinge nicht in Pessimismus verfällt, hat einen bewunderungswürdigen Glauben. Selbst die Siege der Ungarn machen uns keine günstigeren Aspecten; einmal glaubt man nicht, daß sie anhalten werden, andererseits fühlt man, daß unser Volk lange nicht mehr die Energie und Spannkraft habe, um ein solches Beispiel nachzuahmen. Unsere Partei, die einen vernünftigen Gang der Geschichte gewünscht, hat fast allen Boden verloren; hier roth, dort todt, tertium non datur.

Ich kümmere mich fast nur um meine Arbeit, ich hoffe, sie in wenig Tagen zum Druck fertig zu haben. Ich bin deshalb oft bei Göppert, der mich durch Bücher unterstützt. Mittwoch war ich stets in der Vaterländischen Gesellschaft, wo Purkinje über das Träumen oder Göppert über Pflanzenstämme liest. Einmal war ich bei Dr. Franzius, um mir Closterium zu verschaffen, ich suchte vergeblich seine Wohnung auf rationelle Weise, desto glücklicher aber war ich auf empirischem Wege, indem ich auf's Gerathewohl in die Häuser der Heiligen Geiststraße ging, in dessen erstem er grade wohnte. Ich verfehlte ihn, er besuchte mich, ich zeigte ihm Nitella, er lieh sich von mir Focke's Abhandlungen über die Closterien, da Purkinje unsere Beobachtungen zu wiederholen scheint. Auch die Phykologie von Kützing habe ich zu Haus, die ich vergeblich in der Bibliothek zu erlangen gesucht hatte. Club war erst einmal, doch war ich nicht da. Montag war ein sociales Bankett, in dem die Jakobinermütze aufgesteckt und stark auf unseren Verein losgezogen wurde. — Berthold Auerbach und Theodor Mundt traf ich einmal; sonst ist Alles beim Alten; auch Richard bleibt in der Schule, was ich mit Aufwand vieler Kräfte, trotz der Verzweiflung der Mutter und des Widerstrebens des Vaters durchgesetzt habe.

Sonntag, den 22. April 1849.

Dies irae. Düstere Nachrichten aus Berlin und Frankfurt, der Rodbertus'sche Antrag discutirt, die Reichs-Verfassung mit 23 Stimmen Majorität angenommen. Camphausen erklärt, daß

die Regierung die Oberhauptswürde werde ablehnen müssen, da nicht alle Fürsten zustimmen. In Berlin erklärt der Minister Brandenburg, daß das Ministerium auf den engeren Bundesstaat verzichte, daß es nie die Verfassung anerkennen, noch die Kaiserwürde annehmen werde. Die Debatte ist höchst interessant, aber voll entsetzlicher Vorkommnisse. Wie aufgeregt ich durch diese Vorfälle bin, läßt sich denken. Ich war im Regen auf der Promenade, dann zu Haus, wo Chwolson und dann Friedmann mich besuchten, letzterer ist im Begriff, eine Bürgerversammlung in der deutschen Angelegenheit in Verbindung mit den Constitutionellen zu arrangiren. „Das Haus mag zerfallen, was hat das für Noth; der Geist ist in uns Allen — Und unsere feste Burg ist Gott!" — —



Dienstag, den 25. September 1849.

Was nachher geschah — es ist viel und wenig. Deutschland todt, Frankreich todt, Italien todt, Ungarn todt — Freiheit, Einheit, Gleichheit todt, Glaube, Liebe, Hoffnung todt, — und die Cholera und die Standgerichte unsterblich.

Ich aus der unfreundlichen Welt da draußen in mich zurückgezogen, in meine Bücher und Studien vergraben; Wenige sehend, viel lernend, nur noch von der Natur begeistert, viele Pläne fassend, einzelne vorbereitend, keinen vollendend. Mit Göppert, Franzius, Czermak, Milde, Beinling, Friedmann, Berger, Chwolson in freundlichen oder vertrauten Verhältnissen. Den ganzen Tag — mit Ausnahme einer kleinen Reise — am Mikroskop; des Abends auf der Promenade und nur beim Conditor Zerstreuung suchend, an dem, was draußen vorgeht, kaum Notiz, aber nicht das geringste Interesse nehmend. Das sind fünf Monate meines Lebens.

Mittwoch, den 26. September 1849.

Früh bei Göppert, der in Charlottenbrunn war; er brachte Petrefacte und Algen für mich mit, unser Aufsatz in der „Botanischen Zeitung" ist zum Theil erschienen.

Donnerstag, den 27. September 1849.

Früh ist Milde bei mir, mit dem ich Equiseta durchblättere. Er hat interessante Monstrositäten gefunden. Dann beobachte ich die Euglena sanguinea von Rosenthal; Nachmittags bei Franzius, um sie ihm zu zeigen. Student Wilhelm Cohn aus Berlin bei mir, er erzählt mir, daß Mitscherlich ihm gesagt, ich habe ihm sehr viel Freude gemacht.

Sonnabend, den 7. Oktober 1849.

Das Wetter ist kühl und aprilähnlich, jetzt herrliche Frühlingsbläue, dann wieder Platzregen oder Löschpapierhimmel. Ich habe in dieser Woche die Achlya prolifera beobachtet, leider aber nicht die Bewegung der Sporen gesehen. Göppert's kleines Töchterchen, ein liebliches Kind von 1½ Jahren, ist todtkrank; ich fand den Vater niedergeschmettert, doch lebt es noch immer. Er schickte mir zugleich die durch vier Nummern sich hinziehende Nitella-Arbeit in zehn Exemplaren. Seine Humanität und Sorgfalt ist nicht genug anzuerkennen. Viel Betrübniß machte mir der Beschluß der ersten Kammer, nach dem das Christenthum in allen religiös-bürgerlichen Einrichtungen maßgebend sein solle. Hier wird durch eine Hinterthür die Judenemancipation wieder in Frage gestellt; hoffentlich wird die zweite Kammer es nicht bestätigen. Abends zu Haus mit Chwolson, mit dem ich den Abend durch Räthsel und Räthselfragen verbummelte.

Donnerstag, den 12. Oktober 1849.

Wie zur Ironie der menschlichen Kunst hat sich Göppert's Loos entwickelt. Ich schicke alle Tage zu ihm, um zu erfragen, wie es dort geht. Freitag kommt die ältere Tochter, ein liebliches Kind von 14 Jahren, ganz verweint heraus, weil es der Kleinen so sehr schlecht geht; Sonntag bin ich da, da sagt mir Göppert's Schwägerin, der Kleinen gehe es besser, aber die Größere sei hoffnungslos erkrankt; Montag war sie todt, sie war Göppert's Liebling und verdiente es. Bei einer Reise nach Reinerz spielte sie die Wirthin auf der Heuscheuer recht kindlich liebenswürdig. Sie war mit uns auf den Seefeldern; viele kleine liebliche Züge sind mir von ihr geblieben. Montags war ich bei Franzius,

um ihm Beobachtungen mitzutheilen über einen Wurm (Nais), der aus contractiler Substanz besteht; Dienstag bei Berger, um ihn über die Trauersitte zu befragen. Abends war Franzius bei mir und beobachtete Vaginicola, Mittwoch früh ging ich mit Berger und Milde, der sich von mir einen Hut borgte, erst an Göppert's Wohnung, den Leichenzug abwartend, dann auf den Kirchhof. Um 10 war die Beerdigung, Schmeidler hielt die Grabrede. Wer den gebrochenen Vater, Großvater und Onkel, sonst Männer im vollen Sinne des Wortes, sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten. Nachdem wir Erde auf ihr Grab geworfen, gingen Milde und ich zu mir.



1850—52.

24. Januar 1850.

Nur der alten Sitte zu Ehren schreibe ich heute in diese Blätter, mißgestimmt und unzufrieden wie selten. Freilich ist daran Zufälliges schuld. Aber auch im Allgemeinen kann ich nicht sagen, daß mir seither schon der Schwerpunkt gegeben worden sei. Hauptsache ist gewiß mein Temperament, das zur Melancholie neigt. Meine Erziehung, die mich menschenscheu machte, meine körperliche Constitution, die mich für die Gesellschaft nicht tauglich macht. Mein Alles war bisher die Familie; leider ist auch sie mir seit letzter Zeit etwas verbittert, und ich finde mich nicht mehr ganz heimisch in ihr. Meine Eltern freilich, vor Allen meine Mutter, die mir heut noch so theuer ist wie je, ist es nicht, die mich die Disharmonie fühlen läßt. Ich sehe mich gedrängt, nach außen eine Rolle zu spielen, mir eine Bahn zu brechen, Namen und Achtung mir zu erwerben. Liebe, Freundschaft sind mir nicht zugänglich, warum, weiß ich nicht, die Hauptschuld liegt gewiß in mir. Aber ich weiß nicht, wo und

wie ich mich bessern soll; es hat mich noch Niemand gesucht, und mich Jemand aufzudrängen, dazu bin ich zu stolz. Hätte ich etwas, was mich geistig ausfüllte, oder eine Stellung, die mich befriedigte, so würde ich mich bessern. Meine bisherige Einsamkeit aber verstimmt mich, und so sehr ich mich dagegen gesträubt habe, ich sehe doch, daß Menschen fliehen nicht gut macht. Ich habe in diesen Tagen einen schweren Schmerz gehabt; einer meiner Freunde, mit dem ich von der ersten Schule auf zusammen gewesen, mit dem ich namentlich alle Klassen durchgemacht, an einem Tage vom Gymnasium abgegangen, den gleichen Gegenstand in Berlin und Breslau studirt hatte, und der mir namentlich in der letzten Zeit nahe gestanden und theuer geworden: Berger starb plötzlich. Ich hatte ihn den Tag vorher ganz harmlos gesprochen, er versprach mir, mich in den nächsten Tagen zu besuchen, und morgens ist er eine Leiche — wieso, das weiß Gott. Wer ihn kannte, den mußte das Unbegreifliche des Falles niederschmettern. Als ich vor seiner Leiche stand, wie er dalag, das lebensfrische, heitere Gesicht kalt, alt, grau, grauenvoll und doch derselbe, der er im Leben war, da wußte ich wohl, ich stand hier vor dem Mysterium des ganzen menschlichen Lebens; aber es berührte mich nur in seiner Disharmonie und Schrecklichkeit, und Lösung war nicht zu sehn. „Heute roth, morgen todt." Wir glauben es nicht und wenn uns tausendmal das mene tekel an die Wand mit blutigen Zügen geschrieben würde. Ich habe die Schrift gesehen, aber ich weiß sie nicht zu deuten, keine Lehre zu ziehen. Der Tod hat mich erschüttert, aber nicht belehrt. Mein einziges Vergnügen ist die Wissenschaft, und doch befriedigt auch sie mich nicht ganz. Wie soll ich anders leben, als ich bisher gelebt habe? Ist nicht Alles eitel? Soll man genießen und was und wie? Kann man allein? Soll man nicht entsagen? Die Jugend verstreichen lassen ungenossen, oder wie soll man sich ihrer freuen? Wie kann man es? Licht, Licht, aber wie?

Doch Muth gefaßt in's neue Jahr, die Jugend reift, man muß sie benutzen, obschon ich es seither wenig genug gethan; thätig sein, scheint mir die Hauptsache, Trägheit überwinden die größte Tugend, und dann noch all' das abgeschliffen, was mich

in mir selbst noch herabsetzt. Erst selbst besser werden, vielleicht wird es dann auch besser mit mir.

Von dem eisig kalten Winter bis in den Frühling hinein, nichts, rein nichts weiter, als Arbeiten.

14. März. Ich war bei Richard's Examen, das er vorzüglich, als Erster bestand; bei der Entlassung hält er eine famose Rede.

23. März. Oskar's Examen; er kommt nach Quarta.

3. April. Brief von Mitscherlich über Bibliothek und Chlorophyll.

5. April. Antwort an Mitscherlich über Protococcus pluvialis.

15. April. Lateinischer Aufsatz über Cuticula an die Linnaea nach Halle.

10. Mai. Braun schickt mir seine Abhandlung über Verjüngung.

10. Juni. Bei Professor Kummer, Decan der philosophischen Facultät, wegen meiner Habilitation; die Zeugnisse sind verlegt.

15. Juni. Bei Geheimrath Heinke, Curator der Universität. Ich gebe ihm auch einige Arbeiten und bitte um Genehmigung.

17. Juni. Einreichung der Bitte um Habilitation bei der philosophischen Facultät.

30. Juni. Die Genehmigung erhalten, trotz der mangelnden Zeugnisse."





Mannigfache Beziehungen.

Noch ehe er seine Zulassung als Lehrer an der Universität erhalten hatte, trug ihm seine Fertigkeit im Mikroskopiren schon einen Auftrag ein, den er gewiß mit Freuden begrüßt hat. Nees von Esenbeck, der berühmte Botaniker, damals neben Göppert Professor in Breslau, schrieb an den jungen Doctor:

Breslau, den 30. Mai 1850.

Lieber Herr College!

„Ich erlaube mir, Ihnen einen Wunsch vorzutragen. Ich möchte meinen Zuhörern eine mikroskopische Anschauung einiger der wichtigsten Details des Pflanzenbaues verschaffen, ohne meine Stundenzahl zu beeinträchtigen und in einem besseren Local, als der Hörsaal darbietet. Sie haben bei sich Ihr Mikroskop wahrscheinlich bequem im Gange und alles nöthige Geräthe zur Hand.

Wären Sie also geneigt, einige beliebige Stunden diesem nützlichen Geschäft zu opfern, die ich dann meinen Zuhörern bezeichnen und denjenigen, die Lust hätten, sie zu benutzen, empfehlen dürfte?

Die Dinge, welche zu zeigen sein werden, dürften sich etwa darauf beschränken:

1. Parenchym.
2. Verdickungsschichten mit oder ohne Porengänge und Poren der Zellen.
3. Intercellulargänge, Milch- und Lebenssaftgefäße.
4. Rotation und Cyklose.
5. Oberhaut.
6. Die sogenannten Spiralgefäße und die Natur der Bündel.
7. Wenn möglich ein paar Formen vegetabilischer Elementarorganismen, wie Protococcus, Schwärmzellen, besonders auch mit Hinweisung auf die Unterscheidung der animalisch bewegten Kernsubstanz und der starren Zellgrenze.

Es sind der Zuhörer nicht viele und dürften auch nicht alle Antheil nehmen. Honorar werden sie wohl nicht geben, doch ließe es sich versuchen.

Nr. 7 habe ich im Vortrag berührt und bemerkte, daß sie schon aufmerksam wurden.

Ihr

Nees von Esenbeck."

Das Verhältniß zu Nees von Esenbeck scheint überhaupt ein besonders freundliches und herzliches gewesen zu sein. Der geistvolle Forscher, der Naturphilosoph und botanische Berather Goethe's war Präsident der Kaiserlich Leopoldinischen Akademie und trat als solcher mit Ferdinand, welcher schon als Einundzwanzigjähriger in die Akademie aufgenommen worden war, in mannigfache und häufige Berührung. Das tragische Schicksal, welches Nees von Esenbeck betraf, ist allgemein bekannt. Am 14. Februar 1851 sagt das Tagebuch: „Nees suspendirt, wird 76 Jahr." Ein Briefchen desselben, wenige Tage nach der Suspendirung, möchte ich hier einschalten:

Breslau, den 16. Februar 1851.

Lieber Herr College!

„Ich habe Ihre Deputation empfangen, und sie hat mir Ihren freundlichen Wunsch vor einer gleichzeitig eingetretenen Deputation unserer jüngeren Commilitonen aufs Wärmste vorgetragen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank!

Daß wir Freunde bleiben, deß bin ich gewiß und ich rechne fest auf Ihre Theilnahme in guten, wie in bösen Tagen.

Eins steht mir bevor, was uns vereint angeht. Man wird, so fürcht' ich, die Kirchenzucht auch auf die Akademie auszudehnen suchen. Die ministerielle Gerechtigkeit steht, wie es scheint, auch jenseits ihrer Grenzen im Glauben fest.

Treulichst

Ihr

Nees v. Esenbeck."

In der That nimmt Ferdinand auf's Wärmste Theil an seinem harten Schicksal, dem Verlust seiner Stellung und den damit verbundenen materiellen Sorgen, welche ihn seiner politischen Ueberzeugung wegen trafen. Als im kommenden Jahr Nees wirklich vom Disciplinarhofe abgesetzt wurde und eine Auction seiner werthvollen Bibliothek stattfinden mußte, correspondirte Ferdinand vorher auf's Eifrigste mit auswärtigen Freunden, um die Sachen möglichst gut zu verwerthen, und ist bei der Auction mit größter Spannung zugegen, obwohl sie mehrere Tage hinter einander dauert und ihn selbst geistig und körperlich sehr anstrengt.

Im September 1850 besucht Ferdinand zum ersten Mal eine Naturforscherversammlung, die in diesem Jahr in Greifswald stattfindet. Nur sehr unvollkommen sind die Aufzeichnungen über die Erlebnisse dort.

In einer Sitzung zeigten zwei Zoologen, Oskar Schmidt und Max Schultze, sogenannten rothen Schnee, blutrothe Flecke auf dem Schnee der Alpen, welche, ihrer Meinung nach, von einem Pilze hervorgerufen sein sollten, während sie thatsächlich

von einer Alge, Protococcus (Sphaerella) nivalis, herrühren. Ferdinand legte seine ausführliche Arbeit über die nächstverwandte Algenart, Protococcus pluvialis, vor.

Die Gelegenheit vermittelte viele angenehme und interessante Bekanntschaften; auch nahm Professor Münter, der Botaniker in Greifswald, die Gäste ausnehmend liebenswürdig auf.

Aber den größten Eindruck macht es auf Ferdinand, auf dieser Reise zum ersten Mal die See zu sehen, zu der es ihn dann immer wieder mit unwiderstehlicher Sehnsucht hinzog. Aufmerksam beobachtet er auf der Dampferfahrt von Stettin, wie Algen das Haff stundenweit grün färben; viele Schiffe ziehen vorüber, Möwen fliegen auf, endlich wird das Wasser salzig, die Ufer verschwinden, er ist wirklich auf der See. Es scheint eine überaus vergnügte, wenn auch recht lange Fahrt gewesen zu sein und, als es Abend wird, sieht er zum ersten Mal die Sonne gluthroth im Meer versinken, am anderen Ende den fast vollen Mond silbern aufsteigen, den Feuerschein der Lichter vom Schiffe und dazu das tausendfarbige Meer, hier purpurn, dort dunkelblau, zuletzt silbern.

Dann wird ein Festausflug nach Rügen gemacht; der Fürst von Putbus hat zum solennen Frühstück eingeladen und ist sehr leutselig. Wie schön ist dann die Wagenfahrt durch die Insel, nach dem Jagdschloß Granitz, vorbei an den Hügeln mit saftigen Buchenwäldern, Hünengräbern, Druidenhainen, an Stellen im Walde, wo Pteris in üppiger Fülle hoch wächst, an Ausblicken auf Wald, See und die ferne pommersche Küste. Leider wird der Himmel trübe, es regnet und gießt. Guß, weiter Guß, dennoch geht der Humor nicht aus. Es wird Nacht, bis sie über Gräben, über Stock und Stein, doch ohne umzuwerfen, glücklich in Stubbenkammer ankommen und im Schweizerhaus einkehren, wo eine große table d'hôte von wohl 100 Herren und Damen sie empfängt. Durchnäßt und todtmüde, läßt es doch den Naturforscher nicht ruhen, er muß hinaus, an die See, und in der Dämmerung und im Nebel ruft er: Thalatta, Thalatta! Sei gegrüßet, du ewiges Meer!



Ferdinand kehrt nach Breslau zurück und hält am 30. September seine Antrittsvorlesung zum Zweck der Habilitation.

So ist er denn zugelassen als akademischer Lehrer, zu einer Wirksamkeit, die er schon früh ersehnt hat und in der es ihm vergönnt war, so viel Erfreuliches und Segensreiches zu leisten.

Freilich, die Anfänge waren sehr bescheiden, es kamen nur wenige Hörer, und er schreibt:

Freitag, den 24. Januar 1851.

„Ich will den heutigen Tag wieder schildern, weil ich es schon seit sechs Jahren thue. Früh um acht erwachend, finde ich den Himmel gar trübe und die Erde gar kothig. Deswegen etwas verstimmt, möchte ich meine heutige Vorlesung um so eher schwänzen, als ich nicht besonders darauf vorbereitet bin, sintemalen ich erst Montag einen langen Vortrag im Gewerbe-Verein über Wolle, Baumwolle, Seide, Leinwand gehalten, über den heute in der Schlesischen Zeitung referirt ist. Mittlerweile lese ich in Oskar's Buch aus der Schulbibliothek, bis es spät genug wird, um zu Göppert zu gehen. Ich bringe ihm die von ihm geborgte Baumwolle und borge mir von ihm ein Daguerreotyp mikroskopischer Schnitte. Ich lade ihn zum heutigen Kränzchen ein und gehe dann zu Siebold, wo ich desgleichen thue und ihm zugleich danke für den Brief von A. Braun in Gießen, den er mir zugeschickt hat. Von hier, dem physiologischen Institute, gehe ich zum Conditor Orlandi, und alsdann zu Professor Frankenheim, um ihm seinen gestrigen Besuch zu erwiedern und ihm ein Polarisations-Instrument, das ich von ihm borgte, zurückzuerstatten. Da ich ihn nicht finde, so gehe ich unmittelbar nach Haus, treffe Richard, der mir sagt, es käme heute kein Kränzchen zu Stande, gehe deßhalb in dem dicken Koth hinaus zu Körber in die Bahnhofstraße, treffe ihn kränkelnd, arrangire mit ihm die heutige Versammlung, spreche über das humoristische Stiftungsfest des Vereins vom letzten Freitag, wo auch Siebold und Kirchhoff waren, und über allerhand wissenschaftlichen Sinn und Unsinn. Inzwischen ist's Mittag, ich überlege, daß ich doch heute lesen möchte, weshalb ich mich noch eilig in Montaigne's „Nouveau Fait de Coloration de la Mer“ vorbereite. Es ist

3 Uhr vorüber, ich eile in's physiologische Institut und lese dort vor Schwetschke, Richard, Fiedler, Richthofen, und zuletzt noch Auerbach, bis 5 Minuten vor 4. Ich gehe dann nach Haus, wo ich Reisebeschreibungen lese. Um $^1/_2$7 wieder in's physiologische Institut zur Sitzung unseres „Akademischen Naturwissenschaftlichen Vereins". Anwesend Körber, Milde, Auerbach, Richard, Grüner, Richthofen, Passow, Czech, ein Student v. Beulwitz. Später kommt auch Boguslawski und ladet mich zum Studentenball auf Montag ein, was ich zusage. Gespräch über Naturbeobachtung, sowie Vortrag Körber's über Weltschöpfung; lebhafte Debatte darüber."

Weiter vergeht das Leben einförmig in Sammlung und Arbeit. Mit regem Interesse sucht er in jeder Weise, sich zu bilden und zu belehren, sogar Colleg hört der junge Privatdocent noch bei R. W. Bunsen, welcher eben einem Ruf an die Universität Breslau gefolgt war und dessen glänzende Vorlesungen und interessante Experimente einen zahllosen Zuhörerkreis anziehen. Mit Entzücken berichtet er von den Vorlesungen über Culturgeschichte, die der geistvolle Philosoph Braniß vor einem gewählten Publicum jeden Sonntag Nachmittag im Musiksaal der Universität hielt; aber die Sectionssitzungen der Schlesischen Gesellschaft sind seine größte Anregung ebenso wie der Verkehr mit den Herren, die dort ihre Untersuchungen darstellten: Bunsen, Kirchhoff, Siebold, Duflos, Göppert, Braniß, Stenzel.

Und wenn nach der ernsten Arbeit die Gelehrten sich zu den Nachsitzungen vereinen, in dem damals schon berühmten Kißling'schen Bierkeller oder in dem Weinlokal zur Pechhütte, ist er bei der heiteren Tafelrunde ein gern gesehener Genosse, und manches freundschaftliche Band wird geschlossen, das noch nach vielen Jahren fest bleibt.

So schreibt ihm im Jahre 1881 der greise Bunsen aus Heidelberg:

„Wenn ich so nahe dem Ende meiner irdischen Laufbahn, nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmuth vor dem Lebensabschnitt stehe, in welchem nach dem Laufe aller mensch-

lichen Dinge die Kräfte schwinden und die Vereinsamung des Alters an mich herantritt, finde ich den wohlthuendsten Trost in dem Gedanken, daß so viele liebe und treu gesinnte Genossen meiner und der entschwundenen Zeiten gedenken, wo uns gemeinschaftliche Arbeiten und Ziele in vereinter Thätigkeit verbanden." — —

Sobald der Frühling kommt, wird Ferdinand die Stadt zu eng, jeden Sonn- und Feiertag muß eine botanische Excursion unternommen werden, die Umgegend von Breslau wird nach allen Richtungen durchwandert, am Himmelfahrtstage geht es in großer Gesellschaft nach Striegau zu den Basaltbergen. Göppert, Siebold, Franzius, Duflos, Gebauer, Kirchhoff, Bunsen, Remer, von Pannewitz, Scharenberg, Röpell, Apotheker Müller, Auerbach; zu Pfingsten nach Salzbrunn und Fürstenstein; sein ganzes liebes Schlesien wird botanisch und mineralogisch durchforscht.



Naturforscherversammlung in Gotha im Jahre 1851.

In angenehmer Erinnerung der vorjährigen Naturforscherversammlung, entschließt sich Ferdinand im Herbst nach Gotha zu gehen. Während der Vorbereitungen schreibt er an Dr. Pringsheim in Berlin:

Breslau, den 15. September 1851.

Lieber Freund!

„Aus meinen früheren Plänen ist nichts geworden, ich blieb die ganzen Ferien zu Haus; jetzt will ich dies nachholen, und so habe ich mich denn entschlossen nach Gotha zu gehen. Ich habe gehört, daß dort sehr viele Botaniker sein werden, Schleiden, Alex. Braun, vielleicht Mohl und gewiß noch manche Andere, außerdem Siebold, Henle, Ecker. Ich hoffe dort den größeren Theil des wissenschaftlichen hohen Adels und hochzuverehrenden Publicums kennen zu lernen. Recht sehr würde es mich freuen, wenn ich vielleicht auch Sie dort wiedersehen könnte." — — —

Am 16. September reiste er ab, natürlich dritter Classe, während Göppert und Siebold zweiter Classe fahren. Letzterer steigt später zu ihm, und sie verkürzen sich die Reise durch ein Gespräch über Complementärfarben und Harmonie der Farben.

In Dresden wird die erste Station gemacht, er wohnt in einem Hotel am Neumarkt und bemerkt, daß alle Häuser ringsum die Narben der Kugeln tragen, namentlich das Hôtel de Rome, wo der Fürst von Coburg erschossen wurde; Abends interessirt ihn lebhaft eine Vorstellung der Hugenotten, — aber beim Nachhausekommen macht er die unangenehme Entdeckung, daß ein Gefäß mit Algen, welche er auf der Naturforscherversammlung zeigen wollte, im Koffer ausgelaufen ist. Am andern Morgen zu Rabenhorst, der sehr entfernt in einer Villa wohnt; er zeigt verschiedene interessante Sachen unter dem Mikroskop, Glimmer aus Rußland, Gonium und Stephanosphaera, auch Protococcus pluvialis-Cultur auf Steintreppen und Glaskaraffen. Ueber Leipzig geht's nach Halle, wo Absteigequartier im Magdeburger Bahnhof genommen und Schlechtendal besucht wird. „Die Stadt ist schmutzig, häßlich, unerträgliche Luft, in Folge des Braunkohlendampfes." Schlechtendal's Wohnung ist sehr weit ab im botanischen Garten; er ist ein ziemlich alter, etwas gemessener, aber gutmüthiger Mann. „Wir unterhalten uns über den Garten, über die neue, eben erschienene Schrift von W. Hofmeister über Kryptogamen; ich spreche über Pilobolus und Stephanosphaera. Spät gehe ich nach Haus, bemerke den Marktkirchenthurm, der hell erleuchtet ist und wo merkwürdiger Weise oben ein Concert. Athemlos und müde komme ich auf den Bahnhof. „Ist der andre Herr schon da?" Ja, er ist eben gekommen, dort sitzt er. — Der war aber nicht Siebold. — „Führen Sie mich in mein Zimmer Nr. 5." Ja, aber das war nicht das meinige; vielleicht war's Nr. 15. — Auch das nicht. — Wir durchsuchen Zimmer für Zimmer, keins ist das rechte. Auch die Treppe kommt mir fremd vor. — Endlich meint der Kellner: „Vielleicht wohnen Sie auf dem andern Bahnhof?" das war's — ich war in den benachbarten Thüringer Bahnhof gerathen. Siebold schlief schon; ich bald darauf.

Am nächsten Morgen um fünf wird die Fahrt fortgesetzt, erst rauhe Luft und dichter Nebel, die Fensterscheiben von außen bethaut, dann wird's wärmer und belebter, unter den Reisegefährten werden Bekannte begrüßt, heitere Fahrt bei heiterem Himmel. Die Gegend wird immer schöner, Weinberge, schmucke Städte, die Saale beständig überbrückt, die Rudelsburg, Schlachtfeld von Jena und

Auerstädt, Weimar, endlich Gotha. Siebold erblickt zuerst Bauer, dann geht's in die Quartiere. Das Sitzungslokal ist ein langes gelbes Gebäude, der Saal mit Querbänken, in der Mitte ein Thron, unter dem die Büste des Herzogs mit Blumen bekränzt, und die Rednerbühne, wo Dr. Brettschneider präsidirt. In dem großen Gewühl begrüßt er Dr. Behn, Heidenhain, Thorsten, Freudenthal, auch Leopold v. Buch ist da. Im Clubsaal Constituirung der botanischen Section, Sanitätsrath Metsch zum Präsidenten erwählt. Secretär wird, da Ferdinand es ablehnt, statt seiner Dr. Zeiß aus Jena. „Sehr erfreut war ich, W. Hofmeister hier zu finden, einen höchst liebenswürdigen, sinnenden Mann von 27 Jahren; wir bilden die einzige wissenschaftliche Seite der Section. Zusammen gehen wir zu Kieser, der wie ein Generalmajor aussieht, und stellen uns ihm vor, als die jüngsten Phytotomen, dem Gründer der Phytotomie. Siebold stellt mich ihm noch später als Freund von Nees vor; er meint, seine Arbeiten seien sehr schön und getreu und noch heute brauchbar."

„Ein großes Diner, unendlich viel Toaste, auch ein lateinischer. Siebold stellt mich Leopold v. Buch vor: „Ih, Sie werden sich doch nicht von Andern vorstellen lassen, Sie sind ja selbst schon ein berühmter Mann." Darauf Räsonnement auf Ehrenberg. Siebold bringt es als Empfehlung für mich, daß Ehrenberg mich voriges Jahr beinah' hinausgeworfen. Buch bedauert es, daß Niemand an ihn glauben will; ich sage, er sei wie Linné, dessen System und physiologische Ansichten durchaus nicht Stich hielten, und der doch Gründer der Wissenschaft geworden."

Auf dem Ausflug nach Eisenach und der Wartburg lernt er Henle und Remak kennen, „auch Schacht ist da, ein Mann von freundlichem Gesicht, mit blondem Schnurrbart und kahler Platte, einige 30 Jahr, freundlich lächelnd." Wilhelm Hofmeister ist mit und Lehrer Röse aus Schnepfenthal. Wir halten zusammen und nehmen einen gemeinschaftlichen Wagen zweiter Classe, wo auch Oschatz eintritt. Unterhaltung auf der Fahrt über einzellige Algen, Spermatozoen, Schleiden's Zelltheorie. Schacht beschäftigt sich mit Chlamydococcus und Ulothrix. Die Wartburg, das Marien- und Annathal werden besucht und Moose und seltene Farne gefunden. Dabei wird mit den botanischen Freunden

viel disputirt über Thier- und Pflanzenzellen, Chlorophyll und Blutkörperchen.

Vormittags und Nachmittags sind die Sitzungen der Sectionen — lange Vorträge von Röse und Metsch über thüringische Pflanzen. Oschatz zeigt seine Methode Präparate zu machen, Schacht die seine, darauf liest Schacht ein sehr langes Capitel aus seinem Werk über Zelltheilung und zeigt seine unglaublichen Mengen wunderschöner Zeichnungen. In der zoologischen Section spricht Ferdinand über Entwickelungsgeschichte der Infusorien (Loxodes, Stentor). O. Schmidt greift ihn an, während Siebold ihn vertheidigt und am Disput Remak und Henle Theil nehmen. Am andern Tag Ferdinand's Vortrag über Pilobolus; „Schleiden ist zugegen und lacht herzlich, als ich über ihn räsonnirte. Ich habe eben Stephanosphaera bekommen und zeige, daß sie von Jod und Schwefelsäure blau wird*). Bei dem gemeinschaftlichen Essen im Schießhaus sitze ich neben Schleiden, Hofmeister, Esmarch und Frau, gegenüber Schulze und Schacht, Heidenhain und Siebold: wir sind sehr vergnügt bei vortrefflichen Weinen." Am Abend ist noch großer Ball im Theater, das sehr geschmackvoll decorirt ist, in der Mitte ein Springbrunnen, mit bunten Lampen. Viel schöne Damen, es wird lustig getanzt, aber vergeblich regt Siebold an zu engagiren, wieder wissenschaftliche Gespräche mit Schleiden, dann gemüthliches Zusammensein.

In der letzten Sitzung der Botanischen Section spricht Ferdinand über Volvocineen, Schacht über Cambium, Hofmeister über die mathematischen Zelltheilungsgesetze. Eine Sendung von Schimper enthält lebende Pflanzen. „Ich gebe Schleiden meine Haematococcus-Schrift, er bittet um die Dedication, und ich verspreche ihm, nach Jena zu kommen." Nun geht's an die Trennung, die Freunde reisen nach verschiedenen Seiten ab. Mit Zeiß und Röse wird noch von den Steinen Palmella cruenta und Oscillarien zum großen Gaudium der Gothaer Jugend gesucht. Dann ein Ausflug nach Reinhardsbrunn in einem Einspänner gemacht, an

*) Ein Beweis für die Pflanzennatur der Stephanosphaera, welche von den anwesenden Zoologen (wie zum Theil heute noch) für ein Thier gehalten wurde.

Schnepfenthal vorbei, an Wiesen, blau von Colchicum; dann Abschied von Gotha, nach Weimar, die Rückreise führt über Halle und Leipzig, wo er von Hofmeister's Vater sehr freundlich aufgenommen wird. Bei dem jungen Hofmeister ist er zu Tisch, lernt seine liebenswürdige Frau und die kleine Elsbeth kennen; dann in den botanischen Garten, wo er die schönen Farne, den Gingko und die hohe Ephedra bewundert.

Von Leipzig macht er noch einen Abstecher nach Berlin, geht am ersten Morgen gleich zu Alexander Braun, der ihn zum Abend einladet, wo er Caspary, Berg, Klotsch, Pritzel, Koch und Wiedemann trifft. Nächsten Tag Besuch bei Pringsheim, mit Braun in die Sitzung des Gartenbau-Vereins, wo interessante Vorträge: Klotsch über Kartoffelkrankheit, Braun über Laurineen, Phytolaccaceen und Koch über die Vegetation der Krim, dann wieder Mittag in dem gastlichen Hause von Braun, der ihm seine schönen Untersuchungen über Algen und Charen zeigt.

Mit Pringsheim wird eine Excursion auf die Jungfernhaide unternommen, wo Ophrydium versatile und schöne Algen gefunden werden. Leopold v. Buch besucht, dagegen Humboldt leider nicht angetroffen. Trotz aller Botanik verliert Ferdinand keine Zeit, er besucht die Bibliothek, in den Kunstsammlungen des neuen Museums schöpft er neue Anregung und wohnt auch einer Opernaufführung von Iphigenie in Aulis bei.

Ferdinand hatte Dr. Pringsheim schon im Winter 1847 im Mitscherlich'schen Haus kennen gelernt und sich gleich innig zu ihm hingezogen gefühlt durch die Gemeinsamkeit der Bestrebungen, den Ernst des wissenschaftlichen Forschens und die gleiche ideale Lebensauffassung. Seit ihrem neuen Zusammensein in Berlin — nach Gotha war Pringsheim nicht gekommen — entwickelte sich ein äußerst reger und intimer Briefwechsel zwischen den beiden, nur um wenige Jahre im Lebensalter verschiedenen Gelehrten. Die Briefe behandeln vorwiegend wissenschaftliche Fragen, namentlich Algenstudien, welche beide Freunde gleichermaßen interessirten; Ferdinand berichtet auch von den Leiden und Freuden seiner akademischen Anfänge und verfolgt mit größtem Antheil die Arbeiten des Freundes in Berlin.

Dr. Pringsheim hatte im Jahre 1850 seine angebetete Henriette

heimgeführt und sein Haus in Berlin gegründet. Die junge Frau Doktor ist voll anmuthiger Weiblichkeit, reich ausgestattet mit Geistes- und Herzenseigenschaften; sie wird auch für Ferdinand bald eine gütige Freundin. Seit jener Zeit, ein ganzes Leben lang wird das Haus Pringsheim in Berlin eine gastliche Stätte, wo Ferdinand stets Anregung und liebevolle Förderung findet, und das auch für alle andern auswärtigen Botaniker ein Anziehungs- und ein Mittelpunkt bleibt.

Der erste der folgenden Briefe enthält den Glückwunsch zur Verlobung des Dr. Pringsheim.

Breslau, den 8. Februar 1850.

Lieber Pringsheim!

„Zuvörderst meinen herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Verlobung — ich kann wohl an Ihrem Glück Theil nehmen, da ich weiß, mit welcher Sehnsucht Sie demselben entgegensahen. Docent und Bräutigam — ich fürchte fast, daß die Berliner Studenten vorläufig zu kurz kommen werden. Möge Ihr Glück Ihnen noch tausendfach vergrößert werden, wie bei Ihrem Schiek'schen Mikroskope; möge das Bild Ihrer Zukunft rosig sein, wie Protococcus pluvialis, klar und rein, wie die Schiek'sche Vergrößerung von 350; der Quell Ihres Glückes möge Ihnen strömen wie der Lebenssaft von Galactodendron utile cum duli, unzerstörbar, wie Cuticularsubstanz, er möge Ihnen aber nie ausgehen, wie Ihre Achlya." — — —

Breslau, den 16. Februar 1852.

Geehrtester Freund!

„Wäre das Gesetz der Trägheit nicht ein Naturgesetz, wie ich aus meinen physikalischen Reminiscènzen von der Prima her mich noch zu erinnern glaube, so würde ich um eine Entschuldigung verlegen sein, daß ich das Band unseres freundschaftlichen Briefverkehrs so lange unterbrochen habe. Es ist dies um so unbilliger von mir, als mir ja noch die Pflicht oblag für die freundliche Aufnahme zu danken, die ich während meines letzten Aufenthals in Berlin von Ihnen

und Ihrer liebenswürdigen Frau empfing. Wenn Ihnen etwa das Lesen meiner Handschrift mehr Mühe, als Vergnügen machen sollte, so müssen Sie wissen, daß dieselbe „von entschiedenem Talent und einem klaren Verstande zeugt, in dem Alles vorhanden ist, um ein guter Philologe oder auch Mathematiker zu werden". Die Illustrirte Zeitung hat's gesagt, und die Illustrirte Zeitung ist ein ehrenwerther Mann. Hätte ihr Redacteur gesehen, wie schief ich gewöhnlich schreibe, er würde in mir auch offenbar noch eine besondere Anlage zu naturhistorischen Untersuchungen über die Algen entdeckt haben.

Aber da schwatze ich Ihnen über Physik und Chirogrammatomantie, als wenn zwei hochlöbliche Docenten der löblichen Botanik sich nicht über etwas Wichtigeres zu unterhalten hätten. Leider muß ich gestehen, daß die Verdienste, die ich mir in diesem Winter erworben habe, um die Menschheit und um die Wissenschaft, nicht viel größer sind, als der Verdienst, den ich daraus gezogen habe. Ich studire diesen Winter zumeist — was meinen Sie dazu? specielle Botanik. Mein böser Genius gab mir zur unglücklichen Stunde ein, ein Colleg darüber anzukündigen, und mein Unstern verhängte es, daß dasselbe, nothdürftig genug, zu Stande kam. Uebrigens amüsire ich mich leidlich in dem Studium der Familien und ihrer Verwandtschaften, in denen doch recht viel Geistiges und Interessantes steckt, schade nur, daß man nicht hier auf den ersten Blick etwas Neues und Schönes entdecken kann, wie wenn man nur einmal zum Spaß in's Mikroskop guckt. Und gelehrt bin ich geworden, Sie würden Ihr Wunder daran sehen; ich weiß die Unterschiede der Philydreae von den Pontederiaceae auf's Haar vorzuzählen und kenne die Diagnosen aller Familien und Gattungen, die ich in den letzten acht Tagen vorgetragen habe, die früheren habe ich allerdings schon wieder vergessen." — — —

Lieber Freund!

„Ich habe in diesem Semester sehr viel gelernt, nicht productiv aber receptiv; ich kann Ihnen das Mittel ebenfalls empfehlen; kündigen Sie keck ein Colleg über natürliche

Pflanzenfamilien an, lassen Sie sich das nicht verdrießen, daß der oder jener es besser versteht und Sie selbst nicht genug; fangen Sie frischweg an zu lesen und Sie finden gewiß Zuhörer; am Ende des Semesters werden Sie doch etwas und sogar viel gelernt haben und der Wissenschaft eine ganz neue und wirklich schöne Seite abgewinnen. Ich that es so und ich versichere Sie, daß ich jetzt mit ganz andern Augen Blumen und Bäume ansehe, seit ich ihre Analyse und ihre Stellung kenne; ich las dreimal wöchentlich, sah aber bald ein, daß ich nicht gründlich fertig werden könne; so beschloß ich denn, die Acotyledonen und Monocotyledonen vorzutragen, aber diese möglichst ausführlich, wobei ich das Herbar von Prof. Henschel benutzen konnte; am Ende des Semesters baten mich meine Zuhörer, ich solle nächsten Sommer die Dicotyledonen vortragen, was ich thun werde; so hoffe ich denn im Herbst das ganze Pflanzenreich mit einer gewissen Vollständigkeit durchgearbeitet zu haben und brauche mich nicht immer zu schämen, wenn Einer mit seiner Speciesgelehrsamkeit mir entgegentritt. — — —

Ich lege mir jetzt auch ein Herbarium an, in welchem ich jedes Genus durch eine einzige Species zu vertreten suche, und das ich dann in Familien und Unterfamilien nach Endlicher's Enchiridium botanicum ordne; das ist für die Vorlesung ein nützliches Hülfsmittel, macht wenig Mühe und giebt einen leichten Ueberblick über das Pflanzenreich. Insofern bin ich mit meiner Vorlesung vom letzten Winter ganz zufrieden, da ich wirklich viel und zwar in einem Gebiete gelernt habe, das ich auf andere Weise durchzuarbeiten doch nie Geduld gehabt hätte. — —"

Breslau, den 12. Juli 1853.

„Sie müssen bedenken, daß das böse Gewissen eines nicht beantworteten Briefes ein guter Mahner ist und daß man an einen Freund daher um so öfter denken muß, je weniger man an ihn schreibt.. Uebrigens lag mein Nichtschreiben doch nur zur kleineren Hälfte an meiner Faulheit, zur größeren aber an meinem Fleiß. Ich habe diesen Sommer so viel

zu thun gehabt, daß ich fast nie in die Stimmung kam, die ein heitrer Brief an einen Freund erfordert. Stellen Sie sich vor, daß ich mit meinem Setzer ein Wettrennen anzustellen hatte und zwar mit wechselndem Glück, daß ich bald ihn, bald er mich um eine halbe Nasenlänge schlug, und daß ich jetzt froh bin, ihm wenigstens eine Pferdelänge abgewonnen zu haben und doch des endlichen Siegs noch nicht ganz sicher bin. Dazu kommt die liebe Noth der Collegien, von denen Sie wahrlich auch ein Liedchen zu singen wissen, weshalb ich selbst mich dessen enthebe und nur bemerke, daß ich nicht begreifen kann, wozu die Natur sich die unnütze Mühe gegeben hat, 162 Familien für die deutsche Flora zu erschaffen, da doch die Hälfte schon übrig und genug wäre und für den beschränkten Raum meines Gedächtnisses und des Semesters viel besser paßte. Denken Sie, daß ich heut erst bei den Umbelliferen stehe und trotz Dubliren und Tripliren der August da sein wird, ohne daß ich in den ersehnten Port der Leguminosen eingelaufen bin. Es scheint mir, als müsse dieses Jahr ein Irrthum im Kalender sein; entweder hat dies Mal die Woche nicht sieben Tage oder der Monat nicht vier Wochen. Die Monate vergehen mir viel zu schnell, und ich begreife nicht, wo die Zeit hinkommt. Mikroskopische Untersuchungen habe ich wenig gemacht, meine ganzen Gedanken befanden sich in einer steten Wanderung zwischen Manuscript und Correctur. — —"

Breslau, den 29. Oktober 1853.

„Wie ich nach Haus gelangt, läßt sich in wenig Worten erzählen. Von Triest nach Graz, wo ich Unger besuchte, von da nach Wien, wo ich Fenzl und Reißek kennen lernte, dann nach Prag, wo mir Kosteletzky den botanischen Garten zeigte, dann über Dresden nach Haus — voilà tout. Seit Anfang dieses Monats sitze ich nun in unserem Krähwinkel und gehe an die Reminiscenzen meiner Reise, unter denen der Aufenthalt in Venedig der Glanzpunkt ist. Ich kann durchaus nicht läugnen, daß meine Reise mir noch nicht den Appetit gestillt, sondern mich recht hungrig oder durstig gelassen hat.

Wie steht es mit Ihren Vorlesungen? Ich habe mein Publicum, Pflanzengeographie, bereits angefangen; ob mein Privatum, Kryptogamen, zu Stande kommen wird, wissen vermuthlich Diejenigen, welche die Lösung der orientalischen Frage vorhersagen können. — —

Verehrte Freundin! Als ich von Ihnen in Meran Abschied genommen und nun allein meine Reise nach Italien fortsetzte, fiel es mir anfangs schwer, aus so liebevoller Umgebung zu scheiden. Als sich nachher die Natur vor mir immer fremdartiger und glänzender entfaltete, als ich dann in die prächtigen Städte, vor Allem nach Venedig gekommen, that es mir doppelt leid, all' dieses Schöne nicht in Ihrer Gesellschaft genießen zu können. Wie schön hätte es sich da nicht mit Ihnen „bummeln" lassen, ohne daß ein einziges Wort Botanik dazwischen gefallen wäre. Hoffentlich hat Sie der Himmel Italiens nun völlig gestärkt und heiter zurückkehren lassen. Bis das Schicksal, das uns in diesem Jahre schon drei Mal, erst in den sandigen Fluren Berlins, dann bei den salzigen Wassern Reichenhalls, zuletzt noch bei den sauren Trauben von Meran zusammenführte, uns wieder einmal zusammen kommen läßt, bitte ich Sie, meiner freundschaftlich zu gedenken. — —"



Leider fällt ein tiefer Trauerschatten in diese Zeit frischer Arbeit und fröhlichen Genießens. Ein geliebter und außerordentlich begabter Bruder, Richard, Doctor der Chemie, einige Jahre jünger als Ferdinand, war seit Anfang 1854 an der Schwindsucht erkrankt, und da Ferdinand zum großen Theil seine Pflege übernommen hatte, so fand er kaum die nöthige Gemüthsruhe, um an andere und erfreuliche Dinge zu denken. — So befindet er sich vom Mai ab mit dem Patienten, auf Anrathen der Aerzte, in Salzbrunn.

Von dort schreibt Ferdinand an den vertrauten Freund, den sorgsamen, ärztlichen Berather der Familie, Dr. Leopold Auerbach:

Salzbrunn, Deutsches Haus, den 29. Mai 1854.

Lieber Freund!

„Wenn Du vielleicht, als poetisch begabter Jüngling, in der Brust noch Ideale von den Reizen eines Maiaufenthaltes in Salzbrunn trägst, so komme her und lasse Dich belehren, denn Du irrst Dich! Denke Dir eine Stube, zwei Treppen hoch gemiethet, weil sie frei und nach Süden liegt und eine schöne Aussicht hat; denke Dir diese Aussicht so schön Du es vermagst, denn sehen kannst Du sie den ganzen langen Tag nicht, der hier, vermuthlich wegen der bedeutenden Höhe, viele Stunden länger dauert, als in Breslau, — sehen kannst Du sie nicht, weil sie von undurchdringlichen Nebeln verhüllt ist; denke Dir ferner eine Stube, der zum Comfort nichts weniger als Alles fehlt, und die bereits Petrarca gemeint hat, wenn er singt:

E tremo in mezzo stato vor Kaelte!

Denke Dir in dieser Stube zwei junge Trappisten, die wegen unbekannter, aber vermuthlich ungeheuerlicher Verbrechen verurtheilt sind einen Stubenarrest auf unbestimmte Zeit auszustehen, und die sich Mühe geben, ihrem Gelübde des Schweigens möglichst nachzuleben, die Tag über nichts anzufangen wissen, als aufzustehen, zu lesen und sich schlafen zu legen; denke Dir diese Unglücklichen an einem Orte, wo absolut nichts zu finden ist, als einige alte Schachteln, ein Oberst, zwei Gensdarmen und drei Schullehrer, denen ihre Leiden deutlich in's Gesicht geschrieben sind, wo aber selbst Diogenes schwerlich einen Menschen ausfindig zu machen vermöchte, denke Dir endlich das Schrecklichste von Allen, diesen Ort in einer Gegend, ohne Wasser, ohne Sümpfe und Pfützen, und wenn ja schon eine Lache sich auftreiben läßt, selbige ohne Infusorien und Algen — denke Dir dies Alles, so schlimm es sich nur bei einem 48 Stunden dauernden Regen denken läßt — und Du wirst es mit mir unbegreiflich finden, warum Dante nicht einen seiner Verdammten, statt des purgatorio zu vier Wochen bei Regen in Salzbrunn verurtheilt."

Er schildert nun den traurigen Zustand seines Bruders, wie schwach er ist, wie sehr er hustet, er habe keinen Appetit, Fieber.

„Richard's Stimmung ist die eines Kranken, sehr deprimirt, verstimmt und abgespannt, dabei hat er eine starke Reizbarkeit, ärgert sich leicht über etwas bis zur Aufregung und kann sich nicht über den unbedeutendsten Gegenstand in ein Gespräch einlassen, ohne sich dabei zu echauffiren — was ihm wieder Anfälle zuzieht. — Mein Witz scheitert in dem Dilemma: nicht aufregen und doch erheitern."

Er bittet um medicinische Vorschriften und um des Freundes Gutachten, ob Salzbrunn denn wirklich besser sei, als Breslau.

„Ich selbst habe natürlich auch nur sehr wenig von meinem hiesigen Aufenthalt, da ich den ganzen Tag zu Haus bleibe; eine Mistpfütze, die ich untersuchte, enthielt nur Chlamydomonas hyalina und Chilodon uncinatus sowie Cyclidium;

die contractile Vacuole desselben zieht sich regelmäßig alle 6 bis 7 Secunden zusammen. Sonst lese ich oder zeichne Gegenden. Vielleicht habe ich in den nächsten Tagen Gelegenheit zu besserer Zeitverwendung; übrigens leide ich selbst wieder an meinem Ohrenrauschen, dem sich auch wie immer Kopfschmerz zugesellt.

Du wirst wahrscheinlich an Amoeben und Acinetinen viel Neues beobachtet haben; ich bitte Dich, mir darüber eine Mittheilung zu machen, da ich sehr neugierig bin.

Grüße mir alle meine Freunde und Bekannten; vielleicht erbarmt sich einer und kommt hierher."

Am nächsten Tage ist das Wetter besser geworden; „im Sonnenschein nimmt sich Vieles anders aus, als bei Regen, auch Richard ist heut viel munterer und kräftiger, auch bei besserem Appetit. Wenn Du meine Eltern siehst, so kannst Du sie der Wahrheit gemäß versichern, daß Richard heut viel wohler ist, als gestern, wenn sich auch der Husten noch nicht sehr vermindert hat."

30. Mai.

„Zu meinem Bedauern kann ich Dir die Zusage zu einer Theilnahme an einer Parthie nach Weckelsdorf nicht geben, die mir sonst, schon als Abwechslung in dem hiesigen, unendlich eintönigen Aufenthalt sehr erwünscht gewesen wäre. Richards große Schwäche, die ihn selbst beim Spaziergang im Zimmer den Stock benutzen läßt, wird ihm bei dem Besuch der Eltern nicht gestatten, diese bei etwaigen Spaziergängen zu begleiten, und ich werde ihm daher unentbehrlich sein."

15. Juni.

„Aerzte und Regenschirme haben gleiches Schicksal; man nimmt zu ihnen nur in schlimmen Tagen seine Zuflucht. Auch Du, lieber Freund, mußt das Loos Deines Standes Dir gefallen lassen; obwohl ich mir schon lange vorgenommen an Dich zu schreiben, so komme ich doch erst heut dazu, und Du kannst Dir aus Obigem auch die Erklärung dafür entnehmen: die Besserung in meines Bruders Befinden. Während Eures

Besuches befand sich derselbe viel wohler, und seitdem hat sich sein Befinden von Tag zu Tag sichtlich gebessert; das Fieber ist nicht mehr wiedergekehrt, seine Gesichtsfarbe zeugt von seiner Genesung, sie ist frischer, röther, er wird von Tag zu Tag stärker und dicker, sein Gesicht voller, namentlich kann Richard jetzt schon viel sprechen, lachen und gehen, ohne daß gleich ein Anfall folgte; sein Appetit ist jetzt so gesund, daß er mich meist beschämt."

Er beschreibt nun ganz genau die sorgsame Pflege und Lebensweise.

„Schwierig ist es, jetzt Richard die nöthige Vorsicht, wegen Erkältung und allzu großer Anstrengung zu octroyiren, da er, seitdem er sich wieder kräftig fühlt, nicht mehr viel davon wissen will, daß er noch Patient ist.

Nun möchte ich aber auch wissen, wie Du lebst? was Du treibst? was Du beobachtest? Was machen die Amoeben und Actinophrys? Und was Dein Aufsatz über diese Bestien?

Seit mehr als acht Tagen lese ich keine Zeitung — denke Dir das Wunder; ich, der ich in Breslau nicht schlafen kann, wenn ich nicht täglich zwei Dutzend Zeitungen und Journale verdaut, sehe hier keine einzige, weiß daher nicht, ob Silistria sich noch hält und der König den Kaiser von China nicht besucht, ja nicht einmal, ob unsere Freunde und Freundinnen sich nicht inzwischen sämmtlich verlobt oder gar verheirathet haben. Wenn ich nach Breslau zurückkomme, werde ich mich aus dem Leben der Urnatur, wie ich es hier führe, erst in Eure Culturmisère wieder eingewöhnen müssen; ein Naturleben führen wir hier, wie man es nur in einer Geßner'schen Idylle ausgemalt sehen kann."

Dagegen am 24. schreibt er noch einmal Morgens 4 Uhr:

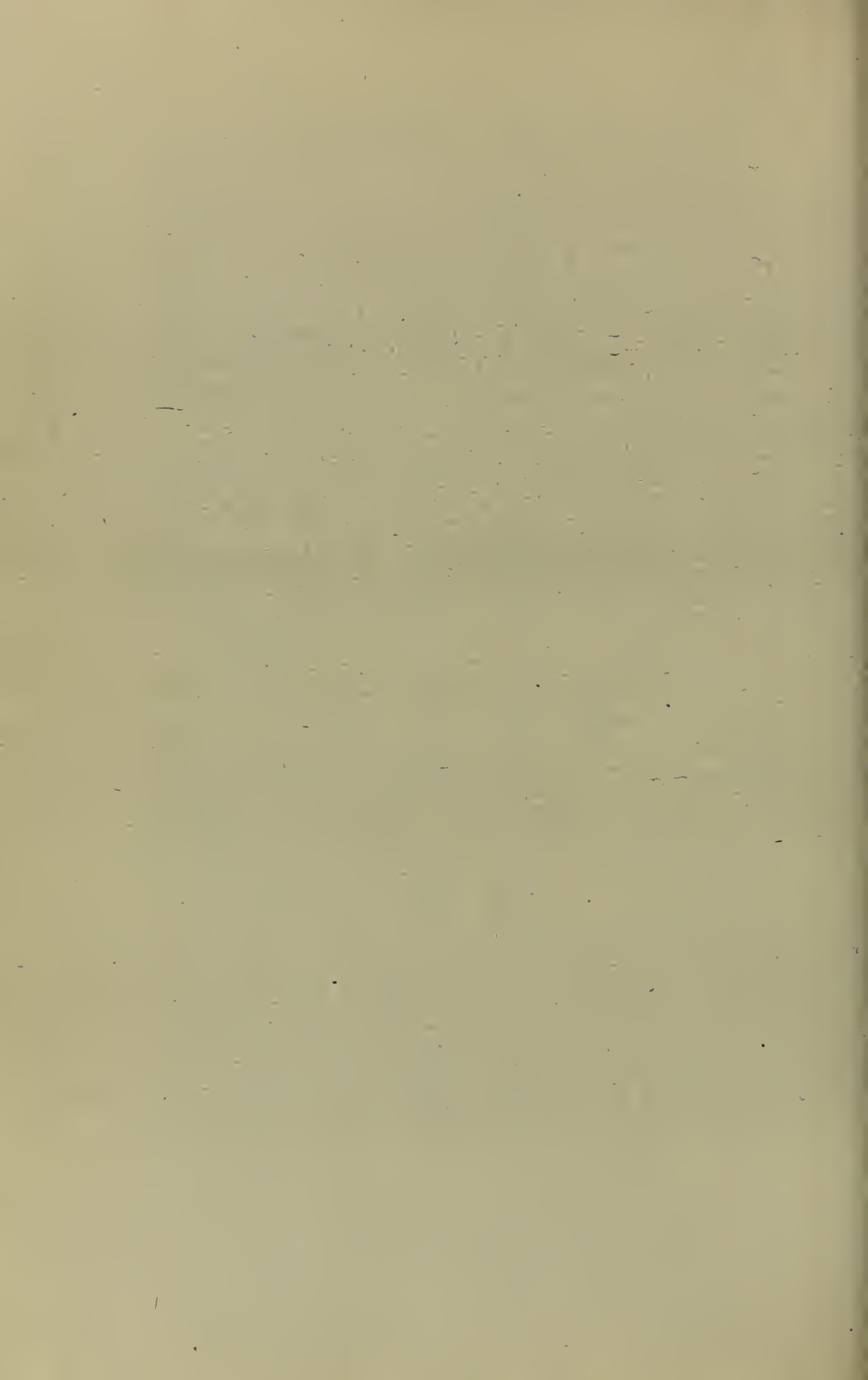
„Die Hoffnung, daß in den nächsten Tagen alle Leidenssymptome sich in der raschen Genesung halten werden, war sanguinisch; die Zahl der Hustenanfälle, die sehr gesunken war, hat sich wieder gesteigert, wenn sie auch nicht mehr so heftig sind.

Von Johannes Müller erhielt ich gestern einen sehr freundlichen, schönen Brief, den zu lesen Dir auch Freude machen wird, da er viel über Infusorien enthält; er schreibt mir zum Schluß, daß er Dir ebenfalls einen Aufsatz über Porencanäle in den Eikapseln der Fische per Kreuzcouvert schicken werde und bittet mich, Dich freundlich von ihm zu grüßen, was hiermit geschieht."

Noch Jahre lang wechselte Hoffen und Bangen; — — — trotz der sorgsamsten Pflege wurde der treffliche, durch Geist und Charakter ausgezeichnete Jüngling von der tückischen Krankheit im Jahre 1858 hingerafft. — — — — —

In diese Jahre fällt aber auch schon für Ferdinand eine sehr bedeutende, wissenschaftliche Thätigkeit; über diese zu berichten überlasse ich einem seiner letzten Schüler: Dr. Felix Rosen.

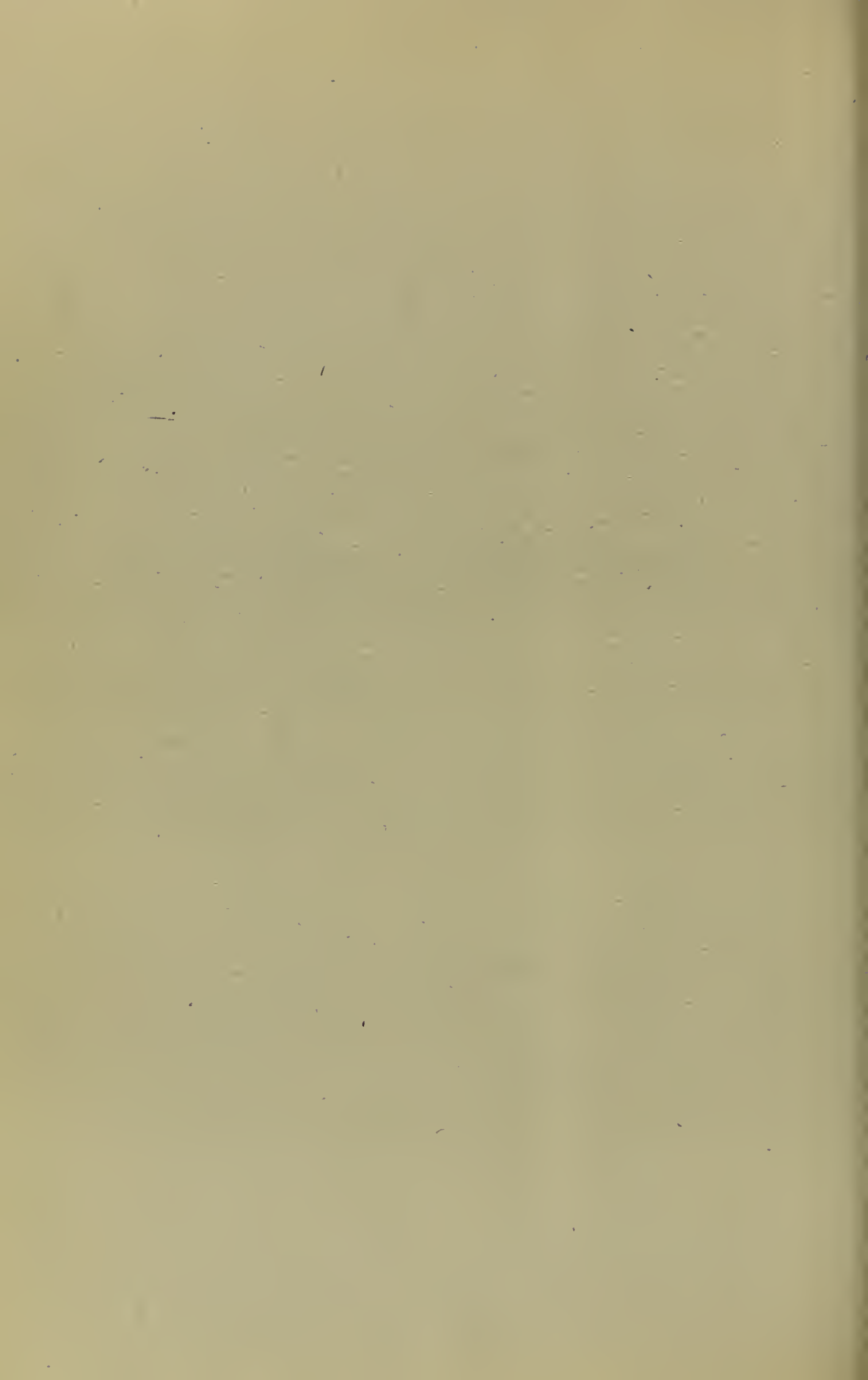




Wissenschaftliche Entwickelung.

Von

Dr. F. Rosen.





Was der Pinsel für den Maler, was der Meissel für den Bildhauer ist, das ist für den Botaniker das Mikroskop. Denn wo er in die Geheimnisse des Baues, des Lebens oder der Fortpflanzung der Gewächse einzudringen sucht, überall sind seinem unbewaffneten Auge, und sei es auch noch so scharf, gar bald die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit gezogen. Löst auch das Mikroskop das ewige Räthsel des Lebens nicht, so zeigt es uns doch wenigstens die eigentlichen Träger des Lebens, die Zellen.

Doch wie der Pinsel nur in der Hand des Geübten Körper und Licht auf die Leinwand zaubert, so will auch die Arbeit mit dem Mikroskop gründlich gelernt sein. Und diese Kunst ist nicht so alt wie die Malerei. Zwar wurden die ersten, entscheidenden Entdeckungen mit dem Mikroskop schon vor mehr als zweihundert Jahren gemacht; aber es waren doch bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein immer nur einzelne, wenige Gelehrte gewesen, welche sich des Mikroskops zu bedienen verstanden, und selbst ein Naturforscher von der Bedeutung Linné's glaubte noch mit einer einfachen Loupe vollständig auskommen zu können.

In zwei Menschenaltern ist ein völliger Umschwung eingetreten. Heute weiss jeder Gebildete, dass alle Natur-

forscher, der Botaniker, Zoolog und Mineralog wie der Physiker und Chemiker, mit dem Gebrauch des Mikroskops vertraut sein müssen, wie dasselbe jetzt ebenso dem Arzt und, in vielen und wichtigen Industrien, sogar dem Techniker zum unentbehrlichen Handwerkszeug geworden ist. Ueberall kann man heute die Kunst des Mikroskopirens bei tüchtigen Fachleuten erlernen, und unsre Feinindustrie versteht es, ausgezeichnete Mikroskope für die verschiedensten Aufgaben geeignet herzustellen, von dem einfachen Instrument des Fleischbeschauers bis zu dem kostbaren Apparat, mit welchem der Bacteriolog die allerkleinsten Lebewesen studirt.

Noch in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gab es in ganz Deutschland keine Lehrstätte, an welcher das Mikroskopiren sachgemäss gelehrt worden wäre; nicht besser stand es in Frankreich und England. Wer diese Kunst lernen wollte, der musste eben selbst alle Erfahrungen sammeln. Die Mikroskope waren noch sehr primitiv und vielfach aus Holz gebaut, daher für feinere Arbeiten wenig geeignet.

Auch in Breslau existirte in der Zeit, als Ferdinand Cohn hier studirte, kein brauchbares Mikroskop. Gleichwohl gelang es Göppert, seinen Schülern wenigstens einen bescheidenen Einblick in den mikroskopischen Bau der Pflanzen zu gewähren, und durch ihn zu eigenen Studien begeistert, bewog der junge Cohn 1846 seinen Vater, ihm ein grosses ganz aus Metall gebautes Instrument von Plössl in Wien zu kaufen, das allen Anforderungen der Zeit genügte. Es sollte zwar 312 Gulden, eine für damalige Verhältnisse exorbitante Summe kosten; aber die Anschaffung wurde gemacht, trotz des Kopfschüttelns der Freunde, welche es bedenklich fanden, einen solchen Betrag für die Studienzwecke eines achtzehnjährigen Jünglings auszugeben. Mit diesem Instrument hat Cohn, welcher sich durch eisernen Fleiss bald eine bedeutende mikroskopische Technik aneignete, alle seine ausgezeichneten Arbeiten und Entdeckungen gemacht, durch welche er sich in wenigen Jahren zu einem der ersten Botaniker seiner Zeit aufgeschwungen hat.

Doch im Laufe der Jahre stellte sich heraus, dass auch das Plössl'sche Mikroskop seine Fehler hatte: es war nicht handlich und so gross, dass man stehend mit ihm arbeiten musste. So wurde es Veranlassung, dass Cohn später selbst auf Anfertigung handlicherer Instrumente drang, und zeitlebens hat er für jede praktische Verbesserung der Mikroskope das lebhafteste Interesse gehabt.

Aber nicht nur zu Gunsten der eigenen Untersuchungen warf sich Cohn auf die Mikroskopirkunst. Bei seiner Doctorpromotion in Berlin vertheidigte er, damals neunzehnjährig, die These: laboratoria phytophysiologica in hortis botanicis instituenda censeo. Wollte er eigene Lehrstätten für die wissenschaftliche Botanik geschaffen sehen, so dachte er in erster Linie daran, sie zu Schulen des Mikroskopirens zu machen. Und das ist ihm gelungen, als er — nach fast zwanzigjährigem Ringen — endlich sein „Pflanzenphysiologisches Institut" erhielt: Hunderte haben hier das Mikroskopiren gelernt, und viele von diesen haben es wieder gelehrt. Das Institut selbst wurde zum oft benutzten Vorbild. Cohn war nicht der Einzige, aber einer der Ersten, welche die Begründung solcher Institute, deren es jetzt in allen Culturländern giebt, forderten, und ihren Nutzen, ja ihre Nothwendigkeit für Forschung und Unterricht hat Niemand wirksamer erwiesen, als er selbst.

Das Thema zu seiner Doctordissertation „Symbola ad seminis physiologiam" hatte Cohn von seinem Lehrer Göppert erhalten, der ihm auch bei der Ausführung berathend zur Seite stand. Wenn diese Arbeit demnach noch den Charakter der Unselbständigkeit trägt — sie ist ein gutgeschriebener lateinischer Aufsatz, in welchem die Besprechung der eigenen Beobachtungen über das Reifen der Samen und die Keimfähigkeit unreifer Samen nur einen unbedeutenden Raum neben conventionellen Erörterungen der vorliegenden Litteratur einnimmt —, so sehen wir Cohn in Berlin, wohin er sich zur Promotion begab, sich überraschend schnell zu der wissenschaftlichen Person entwickeln, welche er zeitlebens geblieben ist.

Nicht allein sein Umgang mit den bedeutendsten Vertretern der Naturwissenschaft in Berlin: Mitscherlich, Kunth, Johannes Müller, Ehrenberg, mehr noch wirkten die politischen Zeitverhältnisse während seines Berliner Aufenthaltes reifend auf Ferdinand Cohn ein. Er verfolgte die Kämpfe um die innere Freiheit mit regster Antheilnahme; sein Tagebuch, seine Briefe zeigen ihn uns mitten in der grossen Bewegung, wie er bald begeistert hoffend, bald völlig muthlos und verzagt in die dunkle Zukunft des geliebten Vaterlandes blickt. So sehr absorbirten ihn die Ereignisse der politischen Welt, dass ihm im Jahr 1848 zu wissenschaftlicher Thätigkeit kaum Zeit blieb. Als er dann aber nach Breslau zurückgekehrt war, da war er, einundzwanzig Jahre alt, ein selbständiger, ja ein gereifter Mann.

Selbständig auch in seiner Wissenschaft, in der er von nun an stets seinen eigenen Weg ging.

Der Botanik waren aus den Ideen Schleiden's und aus Hugo Mohl's exacten Forschungen neue Aufgaben erwachsen: es galt die Zellen, das erste Studienobject der botanischen Mikroskopie, von Grund aus neu zu studiren. Früher hatte man in der Zelle nichts gesehen, als, was der Name besagt, ein mikroskopisches Kämmerchen; jetzt wusste man, dass diese Kämmerchen einen wunderbaren Stoff umschliessen, das Protoplosma, das lebende Eiweiss, welches sich selbst erst die umgebenden Zellwände als Schutz und Stütze baut. Das Studium der Pflanzenanatomie gewann durch diese Erkenntniss ein völlig verändertes Aussehen: nicht mehr das todte Gerüst, nein der lebende, treibende, wachsende Körper war zu erforschen.

Zunächst drängte es Cohn, an den Untersuchungen über die Bildung der Zellwände durch das Protoplasma activen Antheil zu nehmen, und er veröffentlichte hierüber zwei sehr tüchtige Arbeiten, deren eine sich mit dem häufig zu beobachtenden localisirten Wachsthum der Zellwände beschäftigte, während die andre die Bildung jener feinen aber ungemein festen Oberhaut der Landpflanzen klarlegte, welche man nach ihrer Analogie mit den entsprechenden Theilen des

menschlichen Körpers als Cuticula bezeichnet. Die Arbeiten trugen ihrem Autor viel Lob ein und als äussere Zeichen der Anerkennung die Aufnahme in die Carolinisch-Leopoldinische Academie und die Habilitation für Botanik an der Breslauer Universität.

Doch über dem Studium des Zellhautgerüstes wurde auch dasjenige des Zellinhaltes nicht vernachlässigt. 1849 brachte die Botanische Zeitung eine sehr sorgfältige Untersuchung über die rotirende Bewegung des Plasmas bei der grossen Alge Nitella; es war eine gemeinsame Arbeit von Cohn und seinem Lehrer Göppert, welcher damals die noch heute übliche Culturmethode für Characeen und andre festsitzende Wasserpflanzen in Gefässen mit einer Schlammbodenschicht gefunden hatte. Da sich zwischen den Nitellen noch viele andre interessante Algen fanden, so beschlossen die beiden Forscher auch diesen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zunächst wurde regelmässige Durchsicht der Culturen eingeführt, dann begannen sie die Arten sorgfältiger zu bestimmen, neue zu beschreiben; allmählich erweiterte sich der Plan, und es wurde nichts geringeres, als die Ausarbeitung einer Algenflora der heimischen Provinz in Angriff genommen. Noch im gleichen Jahr 1849 konnten die beiden Forscher über ihre Vorarbeiten zu diesem Werk berichten; sie hatten schon fast 500 Algenspecies nachgewiesen.

Diese schlesische Algenflora war bestimmt, eine Ergänzung der Wimmer'schen Phanerogamenflora von Schlesien darzustellen. Schlesien kann sich rühmen, als erstes aller Länder schon in der Renaissance in dem merkwürdigen Buch Caspar Schwenckfeld's eine Lokalflora gefunden zu haben; seitdem war den Phanerogamen (Blüthenpflanzen), namentlich durch Mattuschka im achtzehnten und durch Wimmer im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts weitere sorgfältige Registrirung zu Theil geworden. Und so erhielt Schlesien auch als erstes Land eine umfassende Flora der blüthenlosen Pflanzen (Kryptogamen), welche von Cohn allerdings nur vorbereitet, und, nachdem sie von seinen Schülern zusammengestellt war, einheitlich redigirt wurde; — Göppert nahm

8

an den Arbeiten anscheinend keinen weiteren Antheil. Die Anfänge dieser vorbildlich gewordenen Kryptogamenflora reichen also bis zum Jahr 1849 zurück. Ihre letzte Vollendung hat auch Cohn nicht mehr erlebt; seit dem Tode seines bedeutendsten Mitarbeiters, Joseph Schröter, ruht das grosse Werk, dem kaum ein paar Druckbogen zu seiner Vollendung fehlen.

Die Algenstudien übten auf Cohn und seinen Entwickelungsgang entscheidenden Einfluss aus. Sie lehrten ihn zunächst die überall hervortretende Reformbedürftigkeit der algologischen Systematik kennen. Denn unter diesen Gewächsen gibt es, wie unter den Pilzen, viele, welche, je nach Umständen, ganz verschiedene Gestalten annehmen können: sie besitzen, wie wir zu sagen pflegen, einen Generationswechsel, wie ein solcher auch von manchen Thieren, zuerst durch den Dichter und Naturforscher Adalbert von Chamisso bekannt geworden ist. Die Entwickelungsformen der gleichen Species sind einander meist so unähnlich, dass ihr Zusammenhang durchaus nicht zu errathen ist; er muss durch fortlaufende Beobachtung mühsam ermittelt werden. Die älteren Algenforscher hatten sich aber damit begnügt, die einzelnen Formen, wie sie dieselben fanden, zu beschreiben und abzubilden, unbekümmert darum, ob sie selbständige Arten oder nur Entwickelungsstadien von solchen sind. Wenn Cohn auch das Verdienstliche dieser Sammelarbeit gern anerkannte, so war ihm doch klar, dass man den Weg des Registrirens und Inventarisirens verlassen und lieber gründliche entwickelungsgeschichtliche Monographien einzelner Arten schaffen müsste.

Nun war kurze Zeit vorher eine solche Algenmonographie erschienen und sogar eine sehr merkwürdige. Ein in Hirschberg am Fuss des Riesengebirges lebender Dilettant, Major von Flotow, ein tüchtiger Botaniker, hatte den proteusgleich zu unendlichen Gestaltsveränderungen fähigen Haematococcus pluvialis, eine winzige, nur aus einer Zelle bestehende Algenart, welche wie ein Infusionsthier im Wasser schwärmt und die von ihr bewohnten Lachen oft feuerroth färbt, Jahre

lang beobachtet und das Resultat seiner fast einzig dastehenden Arbeit in Form eines wissenschaftlichen Tagebuches veröffentlicht. Flotow hatte gezeigt, was ein genialer Dilettant in vorurtheilsfreier Beobachtung zu leisten vermag; Cohn nahm seine Arbeit wieder auf und demonstrirte, was ein gründlich geschulter Forscher in vorsichtiger Beobachtung und voller Beherrschung des zum Vergleich anzuziehenden Materials aus der Arbeit eines Dilettanten machen kann. Er betont selbst, dass er kaum etwas gefunden, was nicht Flotow vor ihm schon gesehen und besprochen hätte. Aber wenn Flotow's Darstellung der Materie selbst den Zeitgenossen kaum verständlich war, so schuf Cohn in seinen „Nachträgen zur Naturgeschichte des Protococcus pluvialis" ein Werk von classischer Klarheit, das seinen Werth und seine Bedeutung nie verlieren kann.

Flotow hatte bei seinen Studien stets von Umwandlung einer Form des Haematococcus in die andre gesprochen und jede derselben mit einem besonderen Namen (z. B. Haematococcus pluvialis, guttatus, setiger etc.) belegt. Cohn will keine Umwandlung gelten lassen, ihm ist alles Entwickelung. Flotow untersuchte die Umwandlung seiner Alge, indem er täglich neues Material vom Standorte holte und prüfte; Cohn studirte die Entwickelung unter dem Mikroskop in thunlichst ununterbrochener directer Beobachtung. Er suchte und fand Culturbedingungen, welche dies ermöglichten.

Das Resultat dieser epochemachenden Neuerung bestand nicht nur in einer klaren Darlegung der Entwickelungsgeschichte des untersuchten Pflänzchens; Cohn brachte sofort auch Flotow's Beobachtungen in vollständigen Einklang mit der neueren Zellenlehre, welcher sie Anfangs unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten schienen. Er fand in den Individuen des Haematococcus alle diejenigen Bestandtheile wieder, welche man damals als nothwendige Theile der Pflanzenzelle kannte. Er verfolgte die Bildung der beweglichen aus den unbeweglichen Individuen, entdeckte den Bewegungsapparat, die Cilien, und analysirte die Bewegungsart selbst. Die Thier-

ähnlichkeit der schwärmenden Formen entging ihm nicht, er machte sie zum Gegenstand sorgfältigster Erwägungen. Das grosse Problem, das in den Uebereinstimmungen und den Differenzen zwischen Thier und Pflanze ruht, wird auf die Theile und die Leistungen der Zelle zurückgeführt. Aus dem nun gebotenen Vergleich „ergiebt sich mit aller der Bestimmtheit, die überhaupt einer empirischen Deduction auf diesem Gebiete beiwohnen kann, dass das Protoplasma der Botaniker und die contractile Substanz und Sarcode der Zoologen wo nicht identische, doch in hohem Grade analoge Bildungen sein müssen".

Die naturwissenschaftliche Litteratur unsres Jahrhunderts weist nicht viele Sätze von solcher fundamentalen Bedeutung auf. Die neue Erkenntniss, jetzt längst ein gesicherter Besitz jedes gebildeten Menschen, lag damals gewiss Zoologen wie Botanikern nahe; aber wenn sie auch in der Luft schwebte, einer musste sie doch zuerst fassen. Cohn war hierfür insofern noch besonders der rechte Mann, weil er im Gegensatze zu seinen meisten Fachgenossen sich mit Eifer selbständigen Studien der niederen Thiere hingab und dadurch in den Stand gesetzt war, treffende Vergleichungen durchzuführen.

Ueber die Consequenzen seines Satzes von der Einheit des Protoplasmas war sich Cohn klar bewusst. Er erkannte, dass dadurch zunächst die Hauptschranke zwischen dem Reich der Thiere und dem der Pflanzen niedergeworfen werde, aber nur scheinbar, denn nun, wo die unterscheidenden Merkmale zurückgeführt waren auf functionelle Differenzen desselben Körpers, des Zellleibes, nun war der Vergleich und damit auch die Unterscheidung von Thier und Pflanze nur um so präciser auszuführen. Cohn fand das Bild von der Divergenz der beiden grossen Reiche; er zeigte, dass wenn man ermitteln wolle, ob ein niederer Organismus dem Thier- oder dem Pflanzenreich zuzuzählen sei, man ihn nicht mit den höchsten Vertretern derselben, dem Löwen, dem Eichbaum, sondern mit Wesen seiner Entwickelungsstufe vergleichen müsse; er betonte, dass wir den Begriff Thier und Pflanze von deren

höchsten Formen genommen haben, während er sich in Wirklichkeit doch nur in allmählicher Divergenz aus den niedrigsten Lebewesen gebildet haben könne. Aus diesen Anschauungen heraus verwirft Cohn auch folgerichtig ein eigenes Protistenreich, wie es später Häckel aufstellte; dasselbe sollte die niederen Lebewesen umfassen, die weder Thiere noch Pflanzen oder Beides zugleich seien; nach Cohn's Lehre tragen die einfachen Formen vielmehr die Charaktere des Thieres oder der Pflanze nur in immer geringerer Ausprägung und erschweren uns dadurch die richtige Beurtheilung.

Das sind alles Gedanken, welche längst zu den Grundvesten der modernen Biologie gehören. Ein zweiundzwanzigjähriger Mann hat sie ausgesprochen, nicht als Thesen, sondern als die sorgfältig abgeleiteten Resultate ernstester Forschung.

Durch diese Arbeit wurde Cohn mit einem Schlag ein bekannter, fast ein berühmter Mann. Und mit Recht; denn er hatte die modernen Anschauungen über das Wesen der Zelle als Elementarorganismus, wie sie sich aus dem Studium der höheren Pflanzen ergeben hatten, auch auf die niederen, die Einzelligen, übertragen und damit das Bindeglied ermittelt, das Thier- und Pflanzenwelt zu einem einzigen grossen Reich, dem Reich des Lebenden, verbindet.

Bei Gelegenheit seiner Habilitation an der Breslauer Universität (1850) hatte Cohn nach alter Sitte eine öffentliche Antrittsvorlesung zu halten. Das Thema lautete: „Die Menschheit und die Pflanzenwelt", eine populäre, botanisch-culturhistorische Studie. Diese bildete den ersten Ausfluss einer weiteren Richtung, die Cohn zeitlebens verfolgen sollte. Er wollte die Naturwissenschaft nicht blos wissenschaftlich betreiben, es drängte ihn auch ihren Geist in das Volk zu tragen. Wenige haben es so verstanden wie er. Seinem kritischen Blick entging ja nicht, welche Gefahren im Popularisiren wissenschaftlicher Ergebnisse liegen. Viele unsrer besten Köpfe sind dem Popularisiren auch heute noch abhold oder sehen in ihm nur eine minderwerthige Thätigkeit. Aber wenn man auch mit Recht betont hat, dass populäre Schrif-

ten und Vorträge naturwissenschaftlichen Inhaltes oft nur eine dem Geist unsrer Bestrebungen völlig fremde Oberflächlichkeit erzeugen, so muss man sich doch auch andrerseits darüber klar sein, dass es nicht falsch sein kann dem Publicum geistige Nahrung zu geben, ja dass wir selbst daran interessirt sind unsrer Wissenschaft durch Vorbildung der Massen eine grössere Verbreitung, ein weiteres Verständniss zu sichern: auf die richtige Auswahl, auf die geeignete Zubereitung der geistigen Nahrung wird es ankommen.

Cohn, welcher im naturwissenschaftlichen Denken das wirksamste Mittel zur Befreiung der Geister sah, wählte die Themata seiner populären Schriften sehr sorgsam aus. Er fand sie namentlich auf dem Grenzgebiete der Botanik in Capiteln, welche an sich schon jedem Gebildeten verständlich und interessant sein mussten. Während Andre nur zu oft die neuen Entdeckungen des Tages brühwarm an das grosse Publicum colportirt haben, gab er nichts als völlig, oft sehr langsam Ausgereiftes. War der Inhalt wenig sensationell, so war er dafür um so gediegener. Bei seinem umfassenden Wissen vermochte er in seinen für weitere Kreise bestimmten Studien seinem Thema auch die historische, ethnographische, belletristische Seite abzugewinnen. Ueberall hat sein Stil klassische Schönheit und Klarheit; und wenn er manchmal unwillkürlich ganz in schöngeistige Denk- und Schreibart verfällt, so bewahrt ihn doch sein gründliches Wissen stets vor Phrase und Hohlheit.

Schlesien besass in seiner Hauptstadt ein eigenartiges populär-wissenschaftliches Institut, die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, eine Art Academie, begründet um zugleich wissenschaftliche Interessen im weiteren Kreis der Gebildeten zu wecken und zu fördern. Unzweifelhaft hat diese Gesellschaft mit ihren fast alle Gebiete des Wissens umfassenden Sectionen als Träger der feineren Geistesbildung in der Südostmark unsres Reiches Bedeutendes geleistet. Nicht hoch genug kann man dabei die persönlichen Verdienste des langjährigen Präsidenten der Gesellschaft, Göppert's, anschlagen, des populärsten Gelehrten wohl, den Schlesien

je gehabt. Doch ihm standen ausgezeichnete Mitarbeiter zur Seite, und unter diesen erwarb sich Ferdinand Cohn bald eine der ersten Stellen.

Seit 1849 begann der junge Cohn in den naturwissenschaftlichen Sectionen der Schlesischen Gesellschaft seine gelegentlichen Vorträge. Bald referirte er, gewöhnlich mit Demonstration seiner Präparate, über Untersuchungen, welche anderen Orts ausführlich publicirt waren, bald gab er Originalbeiträge zu dem Jahresbericht der Gesellschaft. Göppert, welcher ausser dem Gesammtpräsidium noch den Vorsitz (Secretariat) der umfangreichen naturwissenschaftlichen Section innehatte, lies 1852 Cohn zum zweiten Secretär der Abtheilung wählen. Daneben bestand aber noch eine besondere botanische Section, welche unter dem Vorsitz von Wimmer wesentlich die systematisch-floristische Richtung cultivirte. Cohn wurde 1856 zu Wimmer's Nachfolger gewählt und hat seine Section über dreissig Jahre glänzend geleitet. Da er persönlich das Arbeitsgebiet der botanischen Section erheblich erweitert hatte, fehlte es ihm auch dann nicht an geeigneten Mitarbeitern, als das Interesse für die floristischen Forschungen später nicht so verbreitet war. Die einst blühende zoologische Abtheilung der Gesellschaft scheiterte dagegen an ihrer Einseitigkeit; nach langer Pause wurde sie endlich von Cohn unter Carl Chun's Mitwirkung als Genossin der botanischen wieder ins Leben gerufen.

Dem mit den schlesischen Verhältnissen nicht Vertrauten könnte es scheinen, als seien diese Dinge für Cohn's wissenschaftliche Bedeutung kaum von Belang. Und doch wird man Cohn nur dann voll würdigen können, wenn man ihn in seinem Milieu studirt, das seinen beweglichen Geist stets beschäftigte, und in der wissenschaftlich interessirten Umgebung, die er sich grösstentheils selbst geschaffen hat. Auf sie hat er nicht den kleinsten Theil seiner Arbeitskraft verwendet; und die Erfolge, die er in den wissenschaftlichen Leistungen seiner Section erzielte, errang er nicht durch die Geschicklichkeit eines Impresario, sondern durch den heiligen Ernst seiner eigenen Auffassung von Forschung und Wissen-

schaft, während seine liebenswürdige heitere Natur zugleich ein Band der Freundschaft um seine Mitarbeiter knüpfte.

Cohn's Vorträge in der Schlesischen Gesellschaft umfassten von Anfang an die verschiedensten Gebiete der Naturforschung. Bald spricht er von rein botanischen Capiteln, wie von der Anatomie der kurz zuvor in Schlesien entdeckten Aldrovanda, der Keimung der Zygnemaceensporen oder der Drehung der Baumstämme, bald über das Grenzgebiet zwischen Botanik und Meteorologie: über die Einwirkung des Blitzes auf Bäume, über Wettersäulen (— ein geschmackvollerer Name für Wasserhosen —) und Wildbrüche, über phänologische Beobachtungen, eine Statistik über das Datum der Entfaltung des Laubes und der Blüthen, welche er Jahre lang unter Mitwirkung vieler Naturfreunde im ganzen Bereich der Provinz anstellte; bald berührt er culturhistorisch-botanische Fragen, so namentlich in seinen Aufsätzen über blutähnliche Färbungen in Gewässern (Blutregen) und auf Speisen, Hostien; hier fand er zuerst Gelegenheit zu Untersuchungen über Bacterien (Bacillus (Micrococcus) prodigiosus). Die Aerzte in seinem Auditorium hören über Krankheiten von Thieren und Pflanzen und die Rolle, welche die Pilze als Erreger derselben spielen, über die Vegetation choleraverdächtiger Brunnen — nebenbei bemerkt eine auch heute noch, nach der Entdeckung der pathogenen Bacterien höchst lesenswerthe Abhandlung aus dem Cholerajahr 1853; die Landwirthe belehrt er über infectiöse Krankheiten ihrer Culturpflanzen. Nebenher gehen seine floristischen Arbeiten über die heimischen Kryptogamen, deren Bedeutung für die Pflanzengeographie und die Geschichte der Florenentwickelung bald immer mehr in den Vordergrund tritt.

Eine besondere und selbständige Forschungsthätigkeit widmete Cohn der mikroskopischen Thierwelt. Eine ganze Reihe von Arbeiten, namentlich über die Infusorien und die Rotiferen, eine Classe mikroskopischer Würmer, veröffentlichte Cohn in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, mit deren Begründer, von Siebold, er in dauerndem Connex stand. Die Cohn'schen Untersuchungen betreffen namentlich

die Anatomie, Entwickelungsgeschichte und Fortpflanzung der niederen Thiere, doch giebt er auch gelegentliche Notizen über versprengtes Vorkommen, z. B. der Halophilen im Binnenland und ähnliches.

Wenn schon die Sitzungen der einzelnen Fachsectionen der Schlesischen Gesellschaft Jedermann zugänglich waren, so wurden doch noch besondere öffentliche Vorträge an den Sonntag-Nachmittagen gehalten. In Breslau galt es — namentlich auch in der Frauenwelt — einfach als zum guten Ton gehörig, diese Sitzungen zu besuchen. Die Redner hatten hier in der Wahl ihrer Themen wie in der Behandlung grössere Freiheit: sie wollten nur anregen und belehren, ohne ihrem Publicum ein Interesse für streng wissenschaftliche Darstellung zuzumuthen. Einer der beliebtesten Redner war Cohn, der es so vortrefflich verstand, aus seiner liebenswürdigen Wissenschaft das Interessante herauszugreifen. Hier namentlich übte er sein grosses oratorisches Talent, und seine begeisterten Schilderungen von der Schönheit und der Allmacht der Natur, dazu sein klarer Vortrag, seine rednerische Gewandtheit, verschafften ihm weiten Ruf. Wie seine bald auch in anderen Städten, namentlich in Berlin in der Singakademie gehaltenen Vorträge ihm den Grundstoff für sein berühmtes Buch „Die Pflanze" lieferten, soll später noch erwähnt werden.

Bei der eben skizzirten umfangreichen Thätigkeit fand Ferdinand Cohn gleichwohl Zeit und Ruhe zu grösseren Untersuchungen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Botanik. 1851 berichtet er ausführlich über Bau und Entwickelung des Pilobolus crystallinus, eines kleinen krystallglänzenden Schimmelpilzes, der seine von schwarzen Sporen erfüllten Sporenbehälter mittels eines sonderbaren Spritzmechanismus bis fussweit fortschleudert und dadurch seine Keime geschickt verbreitet. Dann folgten zwei Arbeiten über eine der zierlichsten Algenarten aus der Familie der Volvocineen, der auch der Haematococcus angehört, Stephanosphaera pluvialis. Der griechische Name „Kranzkugel" soll ein Bild der Form geben; acht grüne, mit feinen Zacken versehene Zellen ver-

einigen sich zu einem Kranz, welcher rings um sich eine glasklare Hülle von Kugelgestalt ausscheidet. Cohn's Arbeit beschränkte sich natürlich nicht auf die Untersuchung der fertigen Stephanosphaera-Colonien, sondern wandte sich namentlich auch der Entwickelungsgeschichte derselben zu. Dabei fanden sich Schwärmzellen, welche den Anfang der Colonie bildeten; sie hatten theils ovale, theils spindelförmige Gestalt. Die letzteren wurden häufig zu zweien in der Form eines Y vereinigt gefunden. Aehnliche „Doppelsporen" beobachtete Cohn bald darauf bei einer anderen merkwürdigen Süsswasseralge, Hydrodictyon, dem „Wassernetz". Ueber ihre Entstehung kam er damals nicht in's Klare; er hielt sie für unvollständig getheilte Individuen, während sie, wie wir jetzt wissen, unvollständig vereinigte sind. Sie verschmelzen nämlich paarweise, und diese Form der Vereinigung ist eine der einfachsten Arten des Sexualactes. Zur Zeit der Cohnschen Arbeiten hielt man die Algen für geschlechtslos, und so erklärt sich, dass diese ersten Beobachtungen des wirklichen Geschlechtsactes nicht als solche verstanden wurden.

1854 veröffentlichte Cohn eine umfangreichere Arbeit: „Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte mikroskopischer Algen und Pilze." Zwar sind dies mehrere inhaltlich kaum zusammenhängende Einzelarbeiten, doch der Verfasser legte hier eine solche Fülle exacter Beobachtungen über die niederen, mikroskopischen Lebewesen nieder, dass dies Buch auch dann der Botanik zu einer wichtigen Quellschrift geworden wäre, wenn Cohn nicht auch seine theoretischen Ansichten über den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Pilze und Algen hier zuerst zum Ausdruck gebracht hätte. Was er in dieser Richtung gab, war, wenn auch auf beobachtete Thatsachen gegründet, doch eigentlich ein Programm für die Zukunft. Im Ganzen war doch damals noch viel zu wenig über den Entwickelungsgang der Algen und namentlich der Pilze bekannt, als dass eine durchweg zutreffende Beurtheilung der muthmasslichen Verwandtschaft möglich gewesen wäre. So hat sich auch von Cohn's Ideen nicht Alles bestätigt; aber das, was auch der späteren Kritik

Stand hielt, gehört zu den wichtigsten Grundlagen des heute gültigen Pflanzensystems.

Mitten in diese Studien hinein fiel eine wichtige Entdeckung des grossen französischen Botanikers Thuret, welcher bei der Algengattung Fucus (— den allgemein bekannten grossen braunen Tangen der Nordseeküste —) männliche und weibliche Sexualorgane gefunden, die Sexualzellen, Eier und Spermatozoen, isolirt und ihre Vereinigung unter dem Mikroskop verfolgt hatte. Nur diejenigen Eizellen entwickelten sich weiter zu jungen Fucus-Pflänzchen, welche durch das Eindringen einer Samenzelle befruchtet waren. Brachte Thuret aber die Geschlechtszellen von verschiedenen Fucus-Arten zusammen — etwa die Samenzellen des Blasentanges mit den Eiern des Sägetanges —, so bildeten sich Bastarde, welche in ihrer Form die Mitte zwischen ihren Eltern hielten.

Die Sache machte in wissenschaftlichen Kreisen ungeheures Aufsehen. Thuret hatte das Vorhandensein der Geschlechtlichkeit für Fucus so klar demonstrirt, dass man dieselbe nicht mehr in Zweifel ziehen konnte. Da man aber damals allgemein glaubte, die Algen seien geschlechtslos, so wurden Stimmen laut, welche einfach die Zugehörigkeit der Tange zu den Algen bezweifelten, von welchen sie sich ja schon durch ihre Grösse und ihren complicirten Aufbau unterscheiden. Die Frage, ob auch die kleinen fadenförmigen Algen des süssen Wassers geschlechtlich seien, rückte dadurch in den Brennpunkt des Interesses, und viele Forscher mögen ihre Lösung versucht haben.

Der Erste, dem es gelang, unzweifelhafte Sexualorgane bei einer Süsswasseralge aufzufinden, war Cohn's Freund Pringsheim. Aber unmittelbar darauf trat Cohn selbst mit einer Entdeckung an die Oeffentlichkeit, die an Klarheit und Vollständigkeit mit derjenigen Thuret's wetteiferte und an einem günstigeren Object, der durch diese Untersuchung berühmt gewordenen Sphaeroplea annulina, alle Zweifel löste, welche nach Pringsheim's erster Mittheilung über sein Studienobject, Vaucheria, noch möglich waren.

Ein Kartoffelacker bei Breslau, jetzt schon seit Jahrzehnten mit Häusern bebaut (— die Gegend des heutigen Lobe-Theaters —), war im Sommer 1854 von der Oder überschwemmt worden. Es blieb auf ihm ein Anfangs grüner, dann rother Filz von Sphaeroplea zurück. Die auffallende Farbe beruhte auf der Anwesenheit zahlloser Sporen in den Fäden. Cohn bewahrte diese, da sie im Herbst nicht keimen wollten, über Winter auf und erhielt im Frühjahr, Schlag auf Schlag, Keimung, vegetative Entwickelung, Bildung von männlichen und weiblichen Sexualorganen, von Samenfäden und Eiern; er verfolgte die Spermatozoen auf ihrem ganzen Weg bis zum Ei, und nur ihr Eindringen in das letztere selbst war bei dessen trüber Beschaffenheit nicht deutlich zu sehen. Dann war aber die Membranumhüllung der Spore wieder in allen Einzelheiten zu verfolgen.

Im folgenden Sommer, 1856, fand Cohn in einer der interessantesten Algenarten, Volvox globator, ein neues ausgezeichnetes Object zum Nachweis der Sexualität der Algen, diesmal einer beweglichen Form, während sonst nur Fadenalgen berücksichtigt worden waren. Er berichtete mehrere Male über Volvox, zuletzt und am ausführlichsten im Jahr 1875 in einer Göppert zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmeten Festschrift.

Wenn das Jahr 1855 Cohn durch seine Sphaeroplea-Beobachtung den schönsten Erfolg gebracht hatte, so verursachte ihm eine zweite Entdeckung wenige Monate später die schwersten inneren Kämpfe. Er hatte gefunden, dass das epidemische Sterben der Stubenfliegen im Herbst mit einer Pilzinfection in Zusammenhang stehe; der Pilz war im reifen und unreifen Zustand genau beobachtet und Empusa Muscae benannt worden. Um aber die Frage zu entscheiden, ob die Empusa Ursache oder Folge der Epidemie sei, musste ihr Entwickelungsgang weiter zurück verfolgt werden. Und hier stiess Cohn auf Erscheinungen, welche ihm völlig räthselhaft waren. Er fand als erste Anfänge der Pilzvegetation in den kaum merklich erkrankten Fliegen unregelmässig kugelige Zellen in ausserordentlich grosser Zahl und zwar

in der Leibeshöhle, niemals im Darm oder den Tracheen. Was waren diese Kugeln, wie kamen sie in die Fliegen hinein? Es zeigte sich nur, dass sie nicht Sporen sein konnten, aber eine Theilung oder sonstige Vermehrung war an ihnen nicht zu beobachten. Nun erschien die Annahme aber absurd, dass sie sich durch den Chitinpanzer eingebohrt haben oder durch die Wege der Respiration oder Verdauung eingedrungen sein sollten. Künstliche Infection mit den Kugeln gelang auch nicht — der Jahreszeit wegen, wie sich später herausstellte. Cohn fand keine Erklärung für die beobachteten Phänomene. Sehr, sehr schweren Herzens entschloss er sich endlich einzugestehen, dass in diesem Fall die Möglichkeit einer Urzeugung nicht ausgeschlossen zu sein scheine. Es klingt recht trübselig, wenn er sich dabei auf die Autorität von Nägeli, Unger, Schleiden und Mohl beruft, die besten Namen freilich, welche er citiren konnte: sie alle gäben die Urzeugung für die Pilze zu. Den Gegnern der Urzeugungslehre, zu welchen er selbst bis dahin gehört, lege er nur eine Bitte vor: seine Untersuchung nicht mit den Dutzendbeobachtungen über Urzeugung in eine Kategorie zu werfen, sondern sie unbefangen nachzuprüfen; das Material sei ja überall zu finden.

Die Arbeit über Empusa war schon gedruckt, als Cohn Kenntniss von Tulasne's Untersuchung über die Keimung der Brand- und Rostpilze erhielt, und sofort sah er, dass die dort beobachtete Bildung von „Zwischensporen" die Möglichkeit gebe, das massenhafte Auftreten der Empusa-Zellen in den Fliegen zu erklären. Wenn, sagt Cohn in einem der Empusa-Arbeit beigegebenen Nachwort, die Fliegen etwa nur von einer Spore der Empusa inficirt werden, diese Spore aber bei ihrer Keimung zunächst wiederum Keime in grösserer Anzahl bildet, so ist es erklärt, dass man in den Fliegen zahlreiche Empusa-Individuen findet, ohne den Weg ihres Eindringens mikroskopisch nachweisen zu können. Der wahre Thatbestand, welcher sechzehn Jahre später von Brefeld festgestellt wurde, ist im Wesentlichen ein ähnlicher, wie Cohn ihn vermuthete. In dieser Episode seines Irrthums aber er-

kennt man Cohn's Gewissenhaftigkeit als Forscher, welcher jede, auch die ihm unwahrscheinlichste Möglichkeit ernst prüft und nur das wirklich Beobachtete gelten lässt.

Mit den Jahren 1856 bis 1857 markirt sich ein Einschnitt in Ferdinand Cohn's wissenschaftlicher Thätigkeit. Hatte er bis dahin rastlos, nervös geforscht und geschaffen, so folgt nun für ihn eine Periode der Sammlung. Er trat noch nicht dreissig Jahre alt in diese Phase ein, in welcher er eine Rolle spielt, wie sonst ein Vierzig- oder Fünfzigjähriger.

Zum Theil mögen es Familienverhältnisse gewesen sein, welche ihn damals von der schaffenden Thätigkeit abzogen. Ein geliebter und treu von ihm gepflegter Bruder wurde ihm entrissen, nach langer und schwerer Krankheit. Ferdinand Cohn war nicht mehr jung genug, um das Unglück leicht zu nehmen. Aber auch der eigenen Zukunft fing er an mit Besorgniss zu gedenken. Trotz seiner glänzenden Leistungen als Forscher, trotz vielversprechender Anfänge als Lehrer, hatte er noch keinerlei Aussicht auf irgend eine feste Anstellung, in welcher man doch bei uns einmal, auch wo Gelderwerb nicht geradezu geboten ist, den Gradmesser für Verdienst und Erfolg der wissenschaftlichen Thätigkeit sieht. Seine ganze Entwickelung drängte ihn in die akademische Laufbahn, doch hier, wo Imponderabilien aller Art auch den Tüchtigsten manchmal um die äussere Anerkennung seiner Arbeit bringen können, standen ihm mancherlei ernste Schwierigkeiten im Wege. Ob der Antheil, den er an den Berliner Märztagen genommen, ihm geschadet hat, ist zwar zweifelhaft; sicher aber scheint der Umstand, dass er seine Stammeszugehörigkeit in einer Periode, in welcher viele Juden zum Christenthum übertraten, nicht verläugnen mochte, seiner Laufbahn wohl nicht förderlich gewesen zu sein. Ein Erlebniss aus viel späterer Zeit, von dem er manchmal erzählte, scheint dies zu erweisen. Als er nämlich gelegentlich eines Aufenthaltes in Berlin sich entschloss, in eigener Angelegenheit vorstellig zu werden, erhielt er die Antwort: „So lange ich Minister bin, werden Sie in Preussen nicht

Professor." Zum Glück erfolgte bald darauf ein Ministerwechsel, und Cohn wurde Professor.

Aber vor Allem waren es in den fünfziger Jahren Verhältnisse ganz anderer Art, welche seiner Carrière entgegen standen. In Breslau, an das ihn tausend Bande knüpften, war die einzige Stelle, auf die er reflectiren konnte, besetzt, und er verstand es nicht, sich nach Aussen derart zu empfehlen, dass ihm eine Berufung an eine andere Hochschule zu Theil geworden wäre. Die Ursache hierfür lag nicht allein bei ihm. Schlesien nimmt nach seiner geographischen Lage eine etwas isolirte Stellung in Preussen ein; mehr auf sich selbst angewiesen als andere Provinzen, hält es auch seine Bewohner fester. Nicht so leicht, wie im Westen, erfolgt hier der Austausch von Kräften und Intelligenzen, dafür aber stärkt Schlesien seine Kinder durch einen besonderen und entwickelten Patriotismus. Durch Ferdinand Cohn's ganze Thätigkeit geht dieser specifisch schlesische Zug: aus seiner Heimathsliebe zieht er ein gut Theil seiner Kraft, doch auch ihn bindet äusserlich die Scholle, so unendlich weit er seinen Geist auch in die Ferne schweifen lässt.

Seine schönen Erfolge als Lehrer konnten ihn über diese Thatsachen nicht ganz forttäuschen.

Schon seine ersten Hörer, an Jahren ihm fast gleich, schildern ihn als begeisternden Lehrer. Er sprach geistvoll und klar, in der Form durchdacht, im Ausdruck langsam, markirend, doch fliessend; er bedurfte zum Sprechen einiger Vorbereitung, hielt sich dann aber vermöge seines glänzenden Gedächtnisses stets scharf an seine wohldurchdachte Absicht. An Schülern fehlte es ihm nicht. Wohl wirkte neben ihm Göppert in der vollen Autorität seiner Stellung und gestützt auf seinen Weltruf als Gelehrter; doch Cohn's Lehrthätigkeit repräsentirte das Neue, Moderne, den wissenschaftlichen Fortschritt. Bei dem vortrefflichen Verhältniss beider Männer zu einander hielten sich gelegentliche in dieser Concurrenz unvermeidliche Frictionen stets in den Grenzen freundschaftlicher Erörterungen.

Noch lange Wartejahre waren ihm auferlegt. Er liess sie nicht unbenützt. Seine eigenen Arbeiten lagen bisher

vorwiegend auf den Gebieten der Pflanzenanatomie und der Entwickelungsgeschichte. Durch seine Lehrthätigkeit dazu getrieben, wandte er sich mit Eifer und bald auch mit Lust dem Studium der Pflanzensystematik zu, einem Gebiet, auf welchem er später selbst zum Meister wurde. Dann beginnt auch die Physiologie der Pflanzen ihn in stärkerem Maasse zu interessiren, und bald kann er auch hier eigene Untersuchungen von Bedeutung veröffentlichen: so über die Bewegungen der Blätter unserer einheimischen Sauerklee-Arten, welche ihr zierliches Laub je nach der Beleuchtung bald ausbreiten, bald einfalten, auf Erschütterung aber fest zusammenklappen lassen. Im Jahre 1861 entdeckte er die Reizbarkeit der Staubfäden bei den Distelgewächsen. Bei leisester Berührung ziehen sie sich elastisch zusammen, und dabei entleeren die Staubbeutel den Pollen, welcher sich, da gewöhnlich Insecten die Reizung besorgen, an diese anheftet und von ihnen von Blüthe zu Blüthe getragen wird. Sehr bemerkenswerth ist in dieser Untersuchung, wie Ferdinand Cohn die beobachteten Erscheinungen durch eine mühsam selbstgeschaffene physiologische Methodik wissenschaftlich zu ergründen sucht. Bald begann er auch selbst physiologische Apparate zu construiren oder zu modificiren. Seine Erfolge hielten sich freilich in bescheidenen Grenzen, und doch darf man sie nicht zu gering anschlagen, denn es gelang ihm wenigstens ganz aus sich heraus die nöthigen Hülfsmittel zu schaffen, um in seinen Vorlesungen die fundamentalen Thatsachen der Pflanzenphysiologie einem grösseren Auditorium experimentell demonstriren zu können. Er dürfte auch als einer der ersten Universitätslehrer sich dieser mühsamen jedoch wichtigen Aufgabe unterzogen haben.

Unermüdlich war er ja stets bestrebt, seiner wissenschaftlichen Ausbildung eine immer breitere Basis zu geben, und um als Lehrer ebenso wie als Forscher seine hochgesteckten Ziele zu erreichen, suchte er auch mit Ernst und Sorgfalt seine rednerische Begabung zu entwickeln. Wie er das Forschen und das Lehren auffasste, geht aus einem Brief hervor, den wir hier anfügen.

„Allerdings habe ich wenig Zeit, eigentlich gar keine, denn wer kein bestimmtes Tagewerk hat, der kann es natürlich nie fertig machen, kann nie Feierabend haben. Mein Geschäft: lehren und besonders lernen, ist nie absolvirt, als durch momentane Abspannung, und was man anderem Thun zuwendet, ist der Hauptaufgabe gestohlen.

Gleichwohl will ich Dir Rede stehen, auf Deine Fragen wenigstens Antwort geben. Nur darfst Du die Geduld nicht verlieren, wenn ich Dich manchmal warten lasse. Mein Mikroskop, meine Schriften, Andrer Bücher, ferner Vorlesungen und endlich das Leben selbst nimmt mir meine Zeit vorweg und lässt mir nur selten welche für Andre.

Ich frage nicht, warum Du darauf kommst, Dich mir als Inquisitor gegenüber zu stellen, nicht, warum schriftlich und nicht mündlich. Ich setze voraus, es geschehe nur, entweder aus wissenschaftlicher Wissbegier oder aus Freundschaft gegen mich. So weit ich Antwort weiss, will ich sie Dir geben.

Ich will den Vortheil ausser Acht lassen, den Du hast, dass Du mich stricte nach meinem Glaubensbekenntniss frägst, selbst aber keinen Angriffspunct, weil überhaupt keine fassbare Seite mir entgegenstellst. Es ist ein bekanntes rhetorisches Mittel, auch den schärfsten Dialektiker ausser Fassung zu bringen, dass man ihn nach der Definition frägt: Was verstehst Du eigentlich unter Dem und Dem, von welchem Standpunkt gehst Du aus? Das ist selten Einer im Stande brevi manu zu expliciren, weil es ihn nöthigt, alle zerstreuten Gedanken in Eins zusammen zu fassen, in Ordnung zu bringen, von einander abzuleiten und auf ihr Princip zu reduciren. Im Flusse des Wechselgesprächs entwickelt es sich leicht von selbst.

Aber ich denke, Du wirst auch nicht verlangen, ich solle Dir eine wohlausgearbeitete Philosophie vortragen, wo das B sich Klapp auf Klapp aus dem A herausspinnt. Ich kann es nicht, denn ich bin kein Philosoph; Du musst Dich mit Dem begnügen, was mir in die Feder kommt; wo ich nicht consequent bin, da habe ich es mir eben nicht klar durchgedacht, da magst Du selbst die Correctur machen.

Zunächst bilde ich mir nicht ein, was Rechts zu wissen; ich bin nicht ein Fertiger, sondern ein Werdender, bin nicht ein Gebildeter, sondern nur ein sich Bildender; ein Anderer heute als gestern und wahrscheinlich morgen wieder ein Anderer. Das macht, ich suche mich nicht aus dem Strom der Geschichte an meinem Zopfe herauszuziehen, um von oben den Wellen behaglich zuzusehen, sondern ich lasse mich von ihm treiben; dass ich selbstthätig zu schwimmen suche, giebt mir die Hoffnung, nicht darin unterzugehen. Ich bilde mir nicht ein, mehr das Wahre zu wissen, als die Andern, aber ich meine, dass Keiner es weiss, und ich behaupte, dass, wer es zu wissen sich einbildet, eben nur die Grenzen zwischen Phantasie, Logik und Dialektik vergisst; von Vielem, was uns zu wissen drängt, kann Keiner unter uns etwas wirklich wissen, weil eben der didaktische Process der Geschichte, zunächst der Culturgeschichte oder der Geschichte der Wissenschaft, jetzt am Anfang ist und nicht am Ende, und weil wir nicht heut voraus ahnen können, was, wie ich mit Bestimmtheit überzeugt bin, die nächste Generation durch saure Arbeit erst entfalten wird; anderes wird nie ein Mensch wissen, weil es eben ausserhalb der Grenzen seiner Anschauungsfähigkeit liegt, und zwar ebensowohl Beschränktes, wie dem Kind im Mutterleib zu Muth ist, oder was für Thiere auf dem Sirius leben — als Metaphysisches, weil das Unendliche eben nur durch einen logischen Widerspruch von dem Endlichen gesetzt werden kann, und weil in dem Bereich der logischen Widersprüche unsere Vernunft keine zwingenden Denkgesetze kennt und daher leicht in's Willkührgebiet der Phantasie hineinfällt. Dass Gott oder die Welt unendlich sei, ist schon an sich ein vollkommen Unbegreifliches, nicht mehr und nicht minder, als dass ein Kreis viereckig sei." — — —





Studienreisen.

Die langen Jahre des Wartens auf eine feste Anstellung und eine ersprießlichere Lehrthätigkeit waren für ihn, der mit solcher Begeisterung an seinem Berufe hing, schwer zu ertragen. Es änderte sich so wenig in seiner äußeren Lage, erst im Jahre 1857 erhielt er den Charakter als Professor, 1859 wurde er zum Extraordinarius ernannt.

Wenn er aber auch in der Heimath die Schwingen seines Geistes oftmals gehemmt fühlt und manches Widrige ihn verzagt und muthlos macht, so erfrischt er sich alljährlich durch den Flug in die Ferne.

Seine reine freudige Natur lebte dann wieder auf, wenn er hinaus in die Welt ging, Eindrücke sammelte, Märsche durch die Alpen machte, fremde Länder sah, mit den Gelehrten des Auslandes Beziehungen anknüpfte und sich Freunde gewann, die ihm für sein ganzes Leben anhänglich blieben.

So unternahm er im Jahr 1855 seine erste Reise nach England, als Gast der British Association. Ueber Hamburg nach Leith, dann nach Glasgow, wo das meeting stattfindet, nur mit sehr wenig Kenntniß der englischen Sprache und englischen Sitten. Ueberall wird er freundlich empfangen, die englischen Gelehrten

interessiren sich für ihn, verschiedene Familien sorgen gastlich, die Damen nehmen sich seiner an, wenn er nicht Bescheid weiß, und so gut macht er sich bald mit Allem vertraut, daß er bei einem der vielen feierlichen und opulenten dinners einen Trinkspruch in englischer Sprache ausbringt und seinen angekündigten Vortrag ebenfalls in Englisch hält, aber er verlegt ihn aus Schüchternheit und, weil in der Section für Botanik gar zu viel Damen sind, in die anatomische Section. Die Rückreise wird über Paris gemacht, „wo ich nur Thuret und Tulasne kennen gelernt, die Uebrigen in einer Sitzung der Pariser Akademie gesehen".

1859 besuchte Ferdinand St. Petersburg und Moskau; er hatte viele amüsante Erlebnisse durch seine Unkenntniß der russischen Sprache, indeß kam er überall glücklich durch und wurde in beiden Städten von den Vertretern der wissenschaftlichen Gesellschaften mit großer Auszeichnung gefeiert.

Naturforscher-Versammlung in Wien 1846.

Besonders reiche Eindrücke hinterließ ihm die Naturforscher-Versammlung in Wien im September 1856, an welche er sich auch in späteren Jahren gern erinnerte. Er hatte ein Jahr zuvor an einem ersten Beispiel, Sphaeroplea, die Sexualität der Süßwasseralgen bewiesen und hierdurch die Aufmerksamkeit aller Naturforscher auf sich gelenkt. Nun glückte es ihm 1856 an einer zweiten Alge, die ihn schon oft beschäftigt hatte, Volvox globator, die geschlechtliche Fortpflanzung aufzufinden. Sobald er seine Beobachtungen genügend sicher gestellt hatte, drängte es ihn natürlich auch, dieselben einem größeren Kreis von botanischen Fachgenossen mitzutheilen und, da die Zoologen damals, wie übrigens auch heute noch, den Volvox für ein Thier hielten, so mußten auch sie sich für die bedeutsame Entdeckung interessiren. Die Naturforscher-Versammlung bot die beste Gelegenheit diese Entdeckung vorzutragen.

Alexander Braun, der würdige Vertreter der Botanik an der Berliner Universität, welcher gleichfalls die Wiener Versamm-

lung besuchen wollte, macht am 12. September auf der Durchreise in Breslau Station. Ferdinand empfängt ihn und führt ihn gleich mit hinaus an die Wassergräben von Morgenau, in welchen die dem bloßen Auge eben sichtbaren grünen Kugelcolonien des Volvox in ihrer sonderbaren Weise umherrollend sich tummeln. Bald sind einige Exemplare aufgefischt, und nun kann Ferdinand dem älteren Fachgenossen die Entdeckung mikroskopisch demonstriren. Alexander Braun, seiner Zeit einer der besten Kenner der Süßwasseralgen, wird gewiß den lebhaftesten Antheil an dieser neuen Errungenschaft genommen haben. — Abends vereinigte Ferdinand, Braun zu Ehren, die botanischen Freunde, Milde, Auerbach und Körber, zu einer kleinen Gesellschaft in seiner bescheidenen Wohnung; am andern Morgen geht es nach Wien.

Wie es in Wien nicht anders zu erwarten, wo Stadt und Umgegend so viel des Anziehenden bieten, war „die Versammlung sehr glänzend und zahlreich besucht, namentlich auch von vielen und höchst bedeutenden Botanikern". Ueberall findet Ferdinand dichtes Gewühl von Fremden und Freunden. Als er die Mitgliedskarte für 5 Gulden löst, wird er gefragt: „Haben Sie etwas geschrieben?" „Ja." „Was haben Sie denn geschrieben?"

Dann geht es gleich nach dem Botanischen Garten und Botanischen Museum, wo der damalige Director, der wohlwollende, freundliche Fenzl, ihn begrüßt, und wo er auch Unger, Schnitzlein und Nägeli trifft. In den Tümpeln daselbst wird nach Volvox eifrig gesucht, aber — vergeblich. Nach gemeinschaftlichem Mittagbrot in einer Kneipe in der Vorstadt fährt man im Stellwagen nach Schönbrunn, wo Schott die interessanten Thiere der Menagerie sehr detaillirt zeigt, so daß es zur Besichtigung der Pflanzen, der merkwürdigen Palmengruppen, der eigenartigen Alpenanlagen beinahe zu dunkel wird. Im Stellwagen geht es dann zurück, direct nach dem Hotel „Kaiserin Elisabeth", Weihburggasse. Großes Getümmel im kleinen Saale: Göppert, Poleck, Frankenheim, Löwig, Baum, Carus, Czermak, Sachs, Fürnrohr, Sendtner, Nägeli, Forchhammer, Kummer u. s. w. Dort wird noch eine combinirte Sitzung der botanischen und zoologischen Section verabredet; in dieser soll Ferdinand's Vortrag stattfinden.

Dienstag den 16. September ist die feierliche Eröffnung der Versammlung in dem weißen, mit Gold decorirten Redoutensaal der Hofburg. Ein glänzendes Fest; vorn die Tribüne mit rothem Sammt, das Bild des Kaisers von Palmen umgeben unter einem Thronhimmel, die Gallerien sind mit Damen dicht gefüllt, hinter den Schranken die Theilnehmer; vorn die Mitglieder der Versammlung. Auf der Tribüne die Minister, der Cardinal von Rauscher mit rothem Mantel und Käppchen und violettem Kleide, hohe Militärs und sonstige Notabilitäten. Der geistreiche Hyrtl hält die Eröffnungsrede, welche mit unendlichem Bravo aufgenommen wird, dann folgen Bürgermeister von Seiler, Waltershausen, Scherzer, zuletzt Nöggerath mit einem höchst populären Vortrag über eine Solfatara in Ungarn. Auf die allgemeine folgt eine Sectionssitzung, welcher Fenzl und Braun präsidiren, darauf geht es zum Sperl, wo ein großes Festdiner stattfindet. Kolossale Säle in mehreren Etagen nehmen an 2000 Personen auf, auch die Minister sind da. Die Botaniker tafeln im ersten Stock. „Wir essen wenig, aber nicht gut. Toaste erklingen; am Schluß der Tafel hinunter in den Garten, mit verschiedenen Bekannten gemüthlich geplaudert."

„Mittwoch um 9 Uhr in die botanische Section. Braun präsidirt. Man disputirt über Ettingshausen's Vortrag über Naturselbstdruck; Göppert, Nägeli, Unger betheiligen sich daran. Braun spricht über Aegilops und Chytridium, zum Schlusse gehe ich in die zoologische Section, wo Stein über Infusorien spricht. Um 1 Uhr vereinigte Section, Braun wird Präsident, ich spreche über Volvox. Nachher wieder nach Schönbrunn, wo in Hitzing bei Dommeyer gespeist wird, die Gewächshäuser besehen und auf der Gloriette Fürnrohr, Kerner und Sendtner getroffen. Abends bei Streitberger große Gesellschaft."

„Tags darauf wieder botanische Section mit einem Vortrag von Nägeli, am Abend Festtheater, im Zwischenact in die Loge von Hooker, dem englischen Botaniker, mit ihm Mrs. Hooker, zarte Engländerin mit Brille, und Professor Tyndall. Don Juan wird prächtig aufgeführt und Ballet."

„Sonntag früh auf den Südbahnhof zum Ausflug auf den Semmering, nach vorhergegangenen Regentagen bei überraschend

schönem, klaren Wetter. Mit Botanikern zusammen in einem Wagen: Hooker, Tyndall, Moquin-Tandon, Fenzl, Kerner und Ministerialrath Schmidt. Prachtvolle Ansicht von Wien, Leopoldsberg, Mödling, Baden, malerische Berge mit Burgen, das Schneegebirge tritt näher, die Raxalp mit Schnee bedeckt, wie die Bahn hinansteigt durch die Tunnels über die gewaltigen, vielbogigen Brücken. Oben an Station Semmering ist ein kolossales Getümmel, große Tafeln, wo Wein, Würstel, Thee, kaltes Fleisch offerirt wird, 4000 Flaschen Wein sollen getrunken worden sein. Die Botaniker aber: Fenzl, Hooker und Frau, Tyndall, Schnitzlein, Sendtner, Fürnrohr, Nägeli, Leonhardi, Braun, der lustig jodelt, steigen höher hinauf, immer höher, freuen sich an der Vegetation der Bergmatten: Rosa rubrifolia, Gentiana germanica, ciliata, asclepiadea, Rhododendron hirsutum, Dianthus alpinus, Cerinthe major, Cirsium Erisithales, Colchicum u. s. w. In bester Stimmung wird endlich der Gipfel erreicht, die Aussicht genossen und eine Flasche Wein geleert. Der Rückweg ist schwierig, man hat sich verlaufen, muß wieder hinauf, dann halb gerutscht, gepurzelt, doch noch im letzten Augenblick zum Zug zurecht gekommen.

Nach vielem gemüthlichen und anregenden Zusammensein ist zum Schluß noch ein glanzvoller Ball im Sperl. Wieder fürchterliches Gedränge, aber prächtiger Anblick. Die feschen Wienerinnen wetteifern mit den fremden Damen und bezaubern durch ihre Schönheit und den Glanz der Toiletten." —

Andere Jahre führen Ferdinand in die Alpen: unermüdlich macht er die anstrengendsten Parthien, bleibt in weltabgeschiedenen Thälern, studirt Land und Leute, geht dann in die größeren Städte, wo er die Fachgenossen begrüßt, es aber auch als Hauptaufgabe betrachtet, sich in die Kunst und in die Geschichte zu vertiefen, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen und den inneren Zusammenhang der Dinge zu erforschen.

Chamounix, September 1858.

Meine Lieben!

„Wo ich diesen Brief schreibe, erseht Ihr aus obigem Bilde, das ich gewählt habe, um wenigstens anzudeuten, wozu

Wänden sitzen und freilich nicht die schöne Gegend genießen, wie wir.

Ich habe F. nach Verabredung in Augsburg richtig angetroffen, bin mit ihm bis Füssen im bayrischen Hochland gefahren, dann nach Hohenschwangau (ein prächtiges Schloß des Königs von Bayern), dann ging's in's Tirol, über den Inn in's Oetzthal, wo sich seit gestern Abend das Wetter zum Regen eingerichtet hat. Wie lange, wissen die Götter, denen wir unsere Sach' gläubig anheimgestellt haben. Im Uebrigen sind wir hier im Wirthshaus recht gut aufgehoben, nur, daß es gestern Abend, als wir spät ankamen, nichts mehr zu essen gab, weil die Uebrigen, die vor uns gekommen, schon Alles vertilgt hatten." —

Italien.

Im September 1863 ist Ferdinand in Italien, er sieht Florenz, schildert mit der ihm eigenen, feinen Beobachtungsgabe die Eindrücke dieser einzigen Stadt. An der Porta Romana ergreift ihn die Sehnsucht nach Rom zu gehen. Er fährt nach Pisa, ein widriger Wind, der das Schiff, mit dem er reisen will, zurückhält, zwingt ihn, dort zwei Tage zu warten. Endlich schönes, klares Wetter, ruhige See; noch spät am Abend bei Mondschein auf dem Verdeck im gemüthlichen Kreise, die Herrlichkeiten des kommenden Tages erwartend. Dennoch ist in der Nacht ein Sturm losgebrochen, das Schiff schaukelt so miserabel, daß all' die geträumten Schönheiten einer Seefahrt an der latinischen Küste ihm auf's Erbärmlichste verleidet werden und er erst aufathmet, als man in Civita vecchia landet.

Was sind aber alle Strapazen, alle Mühsal gegen das einzige Glück, in Rom zu sein. „Was man von der Sexta an geträumt, später als Mann sich immer mehr vertraut und werth gemacht, das tritt hier Alles lebendig vor Augen und doch ganz anders, als man es sich gedacht. Welch' ein Gang durch den Corso nach dem Capitol, wo jetzt statt des Jupitertempels eine

Franciskanerkirche, ein paar Schritte darunter der Senatstempel, von wo einst die Welt regiert, wo Cäsar ermordet wurde. Daneben das Forum für die Volksversammlungen. — Dann wieder die alte via sacra mit dem alten Pflaster, dahinter der Titusbogen, errichtet für die Zerstörung Jerusalems, man geht noch auf demselben Pflaster, auf dem unsere Vorfahren hindurchgehen mußten, als sie gefangen hierhergebracht wurden, um später im Colosseum daneben, zum Vergnügen des Volkes, mit den wilden Thieren zu kämpfen. Und an der anderen Seite auf dem Hügel des Lateran ist die Residenz der Päpste, die im Mittelalter von da aus die Welt regierten, wie vor ihnen die Kaiser vom Palatin und noch früher die Republik vom Capitolin aus. So ist jeder Stein ein Blatt Geschichte, und man geht in der Vergangenheit umher wie im Traum. Dann auch wieder die Gegenwart mit ihren Spuren, hier Villen bei der Belagerung gegen Garibaldi zerstört, dort die Promenade auf dem monte Pincio, von Napoleon erbaut, als sein Sohn König von Rom war; es ist eben seit fünfundzwanzig Jahrhunderten in der Welt nichts vorgefallen, das nicht seine Zeichen in Rom zurückgelassen. — — —"

Helgoland.

Erwünschte Erholung nach den Mühen des Semesters und zugleich Gelegenheit zu weiteren Studien bot der Aufenthalt in Helgoland, das für Ferdinand ein Lieblingsziel wurde. Die kleine rothe Insel in der Nordsee, wie Viele haben ihren Zauber empfunden, wie hat es Alle, die einmal dort gewesen, mit unwiderstehlicher Sehnsucht immer wieder hingezogen. Besonders für die Naturforscher war Helgoland in den sechziger Jahren ein Sammelplatz. Hier ist er gemeinsam mit Pringsheim aus Berlin, mit dem Jugendfreund Leopold Auerbach gewesen; die Überfahrt nach der Düne zu dem erfrischenden Bad vermittelte die angenehmsten Bekanntschaften. In Helgoland lernt er die Zoologen Häckel und Schneider kennen, Dr. Moritz Traube aus Ratibor, Anton Dohrn, damals noch in Stettin, er erwähnt auch ein häufiges Zusammensein mit stud. Paul Magnus aus Berlin und vielen Anderen.

Helgoland, September 1865.

„Die Tage meines Aufenthaltes gehen nun allmählich zu Ende, und es kommt mir die Zeit so überaus kurz vor, als wäre es nur ein Tag gewesen. Das Wetter war hier recht günstig, und bis auf den heutigen Tag ist es hier unbeschreiblich mild und mollig. Viel gesellige Zerstreuung habe ich diesmal nicht gehabt, desto mehr Vergnügen machten mir die wissenschaftlichen Fischzüge und die nachträglichen Untersuchungen, die mir täglich Neues brachten. Es ist wunderschön bei gutem Wetter im kleinen Boot herumzufahren und bald vom Meeresgrunde die Geschöpfe der Tiefe heraus zu heben, bald auf einer der von der Ebbe entblößten Klippen auszusteigen und die dort wachsenden Pflanzen und Thiere einzusammeln. Kommt man dann nach Haus, so findet man, daß man das Schönste gerade, ohne es zu ahnen, mitgebracht hat. Ich habe wohl täglich bis spät zum Nachmittag mikroskopirt und heut sogar zum Baden nicht Zeit gefunden. Nach Tisch, d. h. nach fünf, dagegen wird gebummelt. Ich habe hier soviel Gelegenheit zu sehen und zu lernen, daß ich mich nur schwer entschließe, von hier abzureisen."



Reise nach Holland im Jahre 1865.

Vor Allem aber war es eine Reise, die ihm besondere Anregung geboten hat und die er sehr sorgfältig beschrieben. Im April 1865 ging er, als Mitglied der Jury berufen, nach Amsterdam zu einer Blumen- und Pflanzenausstellung, mit welcher ein internationaler Congreß für Botanik verbunden war. Dieser Ausstellung brachte er deshalb auch ein besonderes Interesse entgegen, weil er selbst dort zum ersten Male die, von ihm erfundenen und später so allgemein verbreiteten, Pflanzenmodelle einem größeren Publicum vorführte.

Amsterdam, den 4. April 1865.

Nach 40stündiger Tag- und Nachtfahrt sind Göppert und ich hier glücklich und munter angekommen und in der „Stadt München" in einem Zimmer recht hübsch einquartirt.

Auf der Reise war's Anfangs sehr kalt, hinter Breslau bis Guben Alles voll Schnee; in Berlin ruhten wir zwei Stunden, dann die Nacht durch in strenger Kälte über das mit tiefem Schnee bedeckte Sachsen, Braunschweig, Hannover; in Dortmund steigt der General von Jacobi zu uns, in hohen Stulpenstiefeln, Civilrock und grauem Hut. Des Morgens um sieben Uhr sind wir in Oberhausen. Hier treffen sich die Hollandgänger aus allen Weltgegenden. Fenzl mit seiner Tochter, Reichenbach, Münter, Heyder, Karsten, Hänel aus Magdeburg, Bouché, Sauer und viele Andere. Indem wir uns dem Rhein nähern, wird die

Gegend schon etwas grün durch die ersten Grasspitzen, die hervorsprießen. Der Tag ist schön, warm, sonnig, der erste nach langer Winterkälte.

In Holland eine neue Welt, gleich hinter der Grenze beginnen die Canäle mit Baumalleen bepflanzt, die sich rechtwinkelig schneiden, bald weiter, bald enger. Die Städte mit den rothbraunen Giebelhäusern aus Klinkern, deren Fugen mit weißem Mörtel sauber ausgestrichen, die Front nur von den weißlackirten, großen Fenstern unterbrochen. Vor den Häusern die mit Klinkern gepflasterten Alleen, dahinter kleine Gärten mit Vasen und Statuen; mitten in der Stadt gewöhnlich eine große alte Kirche. Hinter Arnheim, freundliche Stadt in einer hübschen, hügeligen Gegend, beginnt eine große Haide, mit Erica bewachsen, Sanddünen, die Eisenbahndämme mit Spartium bepflanzt, dazwischen große Kiefer-, auch Eichenwälder.

Utrecht, große Stadt mit schönem Dom, Blick auf die Maliebaan, eine Allee von sechs Reihen Linden, von reizenden Villen eingefaßt.

Ankunft in Amsterdam um drei Uhr Nachmittags, viel Gedränge. Empfang durch Herrn Hoeufft van Velsen, einen stattlichen Mann von circa fünfzig Jahren, mit graumelirtem Backenbart, einem Trauerflor um den Hut (wegen des Todes der Königin Mutter trägt alle Welt, namentlich die Damen Trauer). Er weist Göppert mit mir zusammen Wohnung an. Droschken (Vigilanten) sind nicht vorhanden. So werden wir in Omnibusse aufgeladen und fahren über die Singelgracht, durch Westerpoort, längs der Amstel — von ferne sehen wir die Kuppel des Industriepalastes — nach der Warmoesstraat in das Münchner Bierhaus. Einen Hausflur giebt es nicht, gleich links geht's in die Bierstube; ein Saal, der das ganze Parterre einnimmt, gefüllt wie bei uns mit Stühlen und Tischen, mit vielen Zeitungen, holländischen, deutschen und französischen, und auch am Tage viel besucht. Eine Thür am Ende des Saales führt in einen Corridor, daran ein kleiner Hof mit Gärtchen und bunt angestrichenen Bauernfiguren, als Statuen. Vom Corridor aus führt eine schmale und steile Treppe direct zwei Stockwerke hinauf und in unser Zimmer, das auf den Hof hinausgeht. Das Zimmer ist behaglich, der Fußboden ganz mit einem Teppich be-

deckt. Ein Sopha, sowie ein halbes Dutzend Polstersessel aus Mahagoni, mit grünem Plüsch bezogen, auf einem Spinde stehen allerhand Nippsachen von Porzellan ꝛc. Anstatt der Schränke Wandnischen, mit der Zimmertapete bedeckt. Aber es ist sehr kalt, ein Ofenrohr ist zwar da, aber ohne Ofen. Göppert wünscht ein Zimmer mit Ofen. „In einer Stunde," sagt der Kellner, „wird hier ein Ofen sein. „Wir verlassen uns darauf und stärken uns unten an Beefsteak und dem guten Kitzinger Bier. Nun suchen wir das Industriepalais auf; ich erbiete mich, es nach dem Plan zu finden. Ueber die Warmoesstraat nach dem Dam. Die hohen Häuser, 2—3 Stock hoch, mit großen, schön lackirten Fenstern, stehen schief nach allen Himmelsgegenden, oft zum Umfallen, der weiche Grund auf Pfählen giebt leicht nach, sie sind daher an einander geankert. Oben im Giebel befindet sich ein Krahn, um beim Ausziehen die Möbel durch die Fenster herauszulassen. Diese Häuser sind alle sehr tief und enthalten hinten allerhand Remisen. Am Dam die Börse, in griechischem Stil, der Renaissance-Bau des Königlichen Palais und die gothische Nieuwe Kerk. Hier mündet auch die elegante Kalverstraat mit prachtvollen Läden, einer dicht neben dem andern, große Kleidermagazine à la Gerson, Bilder- und Kunstläden, aber die Häuser alle schmal, kaum 2—3 Fenster breit. Die Straße ist sehr belebt von feinem Publicum, dazwischen Dienstmädchen, mit den weißen geblümten Kattunkleidern, mit Epauletten an den Schultern und weiten Aermeln, die den halben Arm zeigen. Auf dem Kopf weiße Häubchen, hinten wie ein Damenhut, vorn mit großer Spitzenmanschette, an den Füßen oft große, plumpe Holzschuhe. Alle sind klein, dick und weiß. Aeltere Frauen oder Mädchen vom Lande tragen unter der Haube eine goldene Kappe. Vor den Schläfen eine Art Scheuleder aus Gold, viereckig mit Filigran, das Haar oft in Löckchen. Manche tragen unter einem modischen Hut auch die Goldkappe. Am Ende der langen Utrecht'sche Straat das prächtige Industriepalais (Palais voor Volksvlyt), in einem ganz neu angelegtem Park.

Wir finden Eingang am Nordende. Wo ist das Bureau? Inwendig ist's kalt und noch sehr öde, ich erkundige mich nach den vor mir ausgestellten Pflanzenmodellen. Schwer ist's sie

ausfindig zu machen. Nach verschiedenen Kreuz- und Querläufen in dem kolossalen Gebäude, finde ich die Sachen bereits aufgestellt oben in der Nordseite der Gallerie auf einem langen Tische. Herr Oudemans hat geholfen und Alles besorgt. Einiges Verstellte und Zerbrochene wird von mir geändert und mit flüssigem Leim ausgebessert, auch die Modelle systematisch geordnet. Inzwischen besicht sich Göppert die Sachen unten, wobei er sich einen starken Husten holt. Abend wird's, als wir fertig sind; so gehen wir denn nach Zeemannshoop am Dam, dem Clubhaus der Amsterdamer Rheder und Schiffscapitäne, das den Gästen des Congresses zur Verfügung gestellt war. Es ist ein schönes Gebäude in einfachem Styl. Unten stattliche Vorhalle, die Treppe schmal, alle Zimmer mit Inschriften ihrer Bestimmung, die Thüren mit grünem Tuch bekleidet. Wir dürfen jedoch nicht in den Hauptsaal, weil heut dort Sitzung der Rheder und Schiffscapitäne ist. Zu Haus ist, in der That, ein eiserner Ofen in der Geschwindigkeit gesetzt worden, der durch Torf geheizt wird. Wenig Torf heizt schnell, wärmt lange und ohne Rauch. Wir schlafen bald in unsern prächtigen Betten, mit dem schönen Betthimmel und den ganz verschließbaren Vorhängen.

Mittwoch, den 5. April.

Das Frühstück ist ganz holländisch. Auf den Tisch, der vom Kellner gedeckt wird — keine weibliche Bedienung sichtbar — wird ein eisernes durchbrochenes Stoofje gesetzt, ähnlich einem antiken Weihrauchbecken mit Torfkohlen erhitzt. Auf diesem eleganten Rost steht ein Kaffeekrug aus rothem und schwarzem Thon oder Porzellan. Die Tassen ohne Henkel, wie Eierbecher, der Sahnkrug steht in einer Schüssel, ebenso der Zuckernapf mit Zuckerstaub: dazu Brod, Butter, Käse, Salami und Radieschen. Dann in die Ausstellung, wo heut die Jury in dem Bildersaale des Ausstellungsgebäudes sich versammeln soll. Der großartige Industriepalast von Amsterdam ist eines der schönsten unter den vielen, nach Paxton's Vorgange, zu gleichem Zwecke geschaffenen, Bauwerken; er ist auf Kosten der niederländischen Gesellschaft für Volksfleiß von dem Architekten Oudshoorn erbaut und erst im vorigen Jahre ganz vollendet worden. Er umschließt im Innern

eine kolossale dreischiffige Halle von etwa 300 Fuß Länge, oben von einem gläsernen Tonnengewölbe überdacht und in der Mitte von einem höheren Transept gekreuzt, über den sich eine herrliche, an 200 Fuß hohe Glaskuppel erhebt. Etwa in halber Höhe der Halle läuft eine Gallerie, welche rings um das Hauptschiff herumführt und von Doppelsäulen und Rundbogen getragen wird; die Säulen und das Gebälk des Gebäudes sind von Eisen. Das Innere bietet mit seiner einfachen weißen Farbe, seinen kolossalen, aber durchaus edlen Verhältnissen einen höchst imponirenden und doch heitern Anblick. Nicht minder großartig erscheint das Gebäude von außen, wenn auch die etwas zu schlanken und zu zahlreichen Säulen der an beiden Enden des Querschiffs errichteten Hauptportale, wie die zahlreichen kleinen Kuppeln rings um die große einen etwas überladenden Effect hervorzurufen schienen. Der Riesenbau ist von einem vergoldeten Genius gekrönt; die Nebenkuppeln tragen die Flaggen der verschiedenen Staaten.

Die Berathungen der Jury wurden durch eine Rede des Präsidenten, des Bürgermeisters von Amsterdam, eröffnet. Die darauf vorgenommene Verlesung der Anwesenden ergab, wie glänzenden Erfolg die Einladungen des Comité gehabt hatten. Es hatten sich Vertreter aller Völker eingefunden, darunter Namen von europäischem Ruf, Koryphäen der Wissenschaft, Directoren Botanischer Gärten, die Magnaten der Gartencultur von ganz Europa, Deputirte der Regierungen, berühmte Reisende u. s. f. Wir erwähnen unter der großen Zahl der Notabilitäten, aus Frankreich: Fée von Straßburg, Lecocq von Clermont, Vilmorin, Chatin, Barral von Paris; aus England: Veitch und Masters von London; aus Belgien: Morren von Lüttich, Linden und Piré von Brüssel, Van Houtte, Lemaire, Baumann, Verschaffelt von Gent; von Deutschen: Haßkarl von Cleve, Koch, Karsten, Bouché von Berlin, Münter von Greifswald, Göppert, v. Jacobi von Breslau, Warsewicz von Krakau, Fenzl von Wien, Wendland von Hannover, Caspary von Königsberg, Reichenbach, Booth von Hamburg, Meißner von Basel, Grisebach von Göttingen Hoffmann von Gießen, Schnitzlein von Erlangen, Willkomm von Tharandt, Neubert von Stuttgart, Meyer von Karlsruhe, ferner Anderson von Stockholm, Regel von Petersburg, Nordmann von

Helsingfors, Passerini von Parma, Nisson von Neapel und selbst einen Südamerikaner, Triana von Santa Fé de Bogota. Daß auch Holland durch die Notabilitäten seiner Botaniker, unter denen wir Miquel von Utrecht, Oudemans von Amsterdam, Suringar von Leyden, Rauwenhoff von Rotterdam hervorheben, glänzend vertreten war, versteht sich von selbst.

Im Ganzen bestand die Jury aus etwa 200 Männern, die in zehn Sectionen vertheilt wurden; jede Section hatte eine Anzahl Preise zuzuerkennen. Bei der großen Zahl der Einsendungen war es keine leichte Aufgabe, die der Auszeichnung würdigsten Gegenstände zu ermitteln; doch waren schon am Abend des 5. April die Arbeiten der Jury vollendet.

Donnerstag, den 6. April.

Ich gehe mit Göppert aus, nach dem Rokin, dem großen Canal; die Bäume daran sind zum Theil durch Gasbeleuchtung eingegangen, die Canäle sollen im Sommer nicht schlecht riechen, auch nicht ungesund sein, obwohl das Wasser schwarz und ganz bewegungslos ist. Die Drehbrücken kreuzen sich oft unter rechten Winkeln. Die Häuser sollen absichtlich schief gebaut sein, damit der Regen besser abläuft. Reinlich und schmuck sieht Alles aus, freilich werden die Fenster alltäglich von außen durch die Dienstmädchen mit einer Art Spritze oder Brause abgewaschen, so wie die Hausthür und das Trottoir mit Besen gekehrt und abgerieben. Als Göppert's Führer suche ich nach dem Zoologischen Garten zu gelangen; wir gerathen in die Judenstadt; hier ist eine ganz andre Welt, es erinnert an Neapel oder die Breslauer „Hinterhäuser" und bildet den schärfsten Contrast gegen die Reinlichkeit und die Gravität der holländischen Stadt. Das Ghetto, das jedoch nie als solches bestand, ist von mehreren großen Straßen, auch Canälen durchzogen, wo viele Remisen, besonders Holz und Häute. Die Straßen sind wie die andern holländischen gebaut, aber sehr schmutzig, das Gemülle auf dem Trottoir. Die Männer und Frauen sitzen vor der Thür, ungewaschen, ungekämmt. Wäsche hängt vor den Fenstern. In der Hauptstraße stehen neben einander zahllose Hausirer an Karren oder Tischen, darauf alles mögliche, Lumpen, Apfelsinen, Gläser, alte Bücher, Kleider &c. Andre Tabuletträger

laufen dazwischen, alle schreiend, gestikulirend, drängen sich auf; verwilderte, schmutzige Gestalten. Dazwischen die behagliche Judenweiberwirthschaft. Mitten darinnen einzelne, größere Häuser, Waisenhaus, Krankenhaus für alte Männer und Weiber ꝛc. An einem freien Platz die beiden Synagogen, die für die bevorstehenden Feiertage gereinigt werden.

Der Judenplatz grenzt an die Heerengracht. Ein paar Häuser links wohnt Oudemans, ein kleiner, gentlemanischer Herr. Das Mädchen erklärt, er ist zu Haus. Durch einen engen Corridor mit Marmor- und Rococo-Ornamenten kommen wir zu der mit Teppichen belegten, ganz engen Holztreppe, die zu seinem Zimmer im ersten Stock führt. Schöne Palisandermöbel und Bibliothek. Anwesend ist Knuttel und Passerini. Wir gehen von da über die mit mehreren, größeren und höheren Gebäuden eingefaßte Heerengracht nach der Plantage, welche mit Bäumen, die freilich jetzt noch nicht grün sind, bepflanzt ist; hier viele hölzerne Datschen im Style der Petersburger Inseln. Hier liegt auch der Hortus Botanicus und der Garten Artis, der zoologische Garten. Da dieselben noch nicht grün, auch das Wetter unfreundlich ist, entzückten sie uns minder, als wir erwartet. Wir treffen hier viele Collegen, Grisebach, Fenzl, Münter, der mir ein paar Algen zeigt, Willkomm und seinen russischen Schüler, sowie die Franzosen.

Der Garten ist außerordentlich reichhaltig; wir sehen Lama's, Hirsche, ein Gebäude mit Eidechsen aller Art, zum Theil sehr wunderbaren, Papageien, sowie andere Schmuckvögel, Affenhaus und vieles Andere. Jenseits eines Canals im zweiten Theil des Gartens sind die großen Thiere: Rhinozeros, Elephanten, Kameele. Zwei Hippopotamus im großen Bassin tauchen auf und unter, öffnen die kolossalen Rachen mit den Zähnen, kriechen heraus und sind sehr liebenswürdig, aber ganz diluvialen Aussehens.

Vom Garten fahren Göppert und ich in einer Vigilante für einen Gulden nach Haus; ich gehe nach Stadt Elberfeld zur table d'hôte und finde hier Grisebach, Schnitzlein, Hoffmann, Koch, Jongheere van Ellemere. Das Diner enthält sehr viel Fleisch, das sich stets wiederholt und sehr einfach zubereitet ist. Nach Tisch Spaziergang zum Y, dem Hafen von Amsterdam, von vielen Schiffen belebt. Wir gehen auf einem von den Deichen, mit

Granit gepflastert, hoch über dem Y. Links die Docks und in der Ferne die Inseln, wo der Durchstich nach der Nordsee geplant ist. Im schönen Abendsonnenschein die Buitenkant entlang, vorbei am Schreijerstoren und Kweekschool voor de Zeevart (Seemanns-Erziehungsschule).

Freitag, den 7. April.

Des Morgens um acht Uhr ausgehend nach einem besonders solennen Frühstück, mit Austern, frischem Hering, Schnepfen und Genièvre gehe ich am Klovenierswall nach dem Trippenhuis. Auf dem Wege eine Auction in Oude Manns Herberge, einem alten, jetzt verfallenen Herrenhaus von plump solidem und nicht unimposantem Bau. Das Trippenhuis, außen mit griechischen Pilastern und Giebeln, enthält die Sammlungen der holländischen Gemälde, Handzeichnungen und Stiche. Gleich unten im Parterre, Gastmahl der Amsterdamer Schützengilde beim Frieden von Münster und Osnabrück von Barthel van der Helst mit wundervoll lebendigen Portraits. Gegenüber die Nachtwache von Rembrandt.

Von da nach dem Industriepalast, in dem um 12 Uhr die feierliche Eröffnung der Blumen-Ausstellung vor einem geladenen Publicum von Herren und Damen in schönen Toiletten im Bildersaal. Rede des Bürgermeisters und Musik der Amsterdamer Schützengilde. In der Halle des Palais ist inzwischen ein Zaubergarten geschaffen worden. Den Mittelpunkt des Ganzen nimmt ein kolossales Rondell der herrlichsten Azaleen ein, die sich um riesige Encephalartosbäume des Caplandes ordnen, in deren Mitte die Büste der Königin.

Am vollkommensten sind die sogenannten Modepflanzen vertreten, und man kann sich, in der That, in Bezug auf Cultur und Farbenpracht nichts Schöneres denken, als diese Hunderte von Azaleenbäumchen von 2—3 Fuß im Durchmesser, über und über von Blüthen in allen Tinten zwischen Weiß und Feuerroth überschüttet, so daß kaum ein grünes Blatt dazwischen sichtbar bleibt. Nicht minder erfreuten die zahllosen Kamelien und insbesondere die dichten Gebüsche blühender Rosen, in allen Farben und Sorten. Aber auch Akazien, Coniferen, Proteaceen, Dracänen, Agaven, Euphorbien, Baumfarne, Cycadeen und Palmen waren durch

die schönsten ihrer Arten repräsentirt. Auch die bescheidenen Cyclamen und Aurikeln, Veilchen und Heliotrop erfüllten große, lieblich duftende Beete. Ganze Haine von Lorbeerbüschen oder von Orangenbäumen mit goldenen Früchten konnten uns an den Strand von Sorrent versetzen. Herrlich sind auch die Bouquets, ganz aus Orchideen, Rosen, Veilchen, weißem Flieder, und Blumenarrangements, deren Ausstellung einen besonderen Saal einnimmt.

Weltbekannt ist der Ruhm Hollands in der Cultur der Zwiebelpflanzen; hier durfte man Außerordentliches erwarten. Längs der Wände der Halle standen unabsehbare Tische, auf denen, die Zwiebeln in Moos verhüllt, Tausende und Abertausende von Hyacinthen und Tulpen ihre herrlichen Blüthen zur Schau stellten. Hier lernte man begreifen, wie einst die alten Mynheers im Stande waren, ein Vermögen zu opfern, um eine dieser unübertrefflichen „Bruid van Haarlem", „Ruyter", „Keyser" und wie sie heißen, ihrer Sammlung einzuverleiben. Der Farbenschmelz der Beete ist ebenso herrlich, wie der Duft, der, von den zahllosen Hyacinthen aufsteigend, die ganze Halle erfüllt. Auch andere Zwiebelgewächse, Kaiserkronen, Schachbrettblumen (Fritillaria Meleagris), Rittersterne (Amaryllis) bilden Gruppen von unübertrefflicher Vollendung.

Abends ist große Gesellschaft bei Hoeufft van Velsen, unserem Vicepräsident. Wir kommen gegen 9 Uhr; Heerengracht by de Vyselstraat. Im Parterre werden uns die Ueberröcke von den Bedienten abgenommen. Dann auf schmaler Treppe hinauf in einen engen Corridor, der mit Blumen decorirt. Hier steht Herr und Frau van Velsen, die mich freundlich begrüßen. In den Zimmern, alle klein (mit Rococomöbeln und -Tapeten), Trepp auf, Trepp ab, drängen sich hinter einander die Gäste, Fremde und holländische Aristocraten mit ihren Damen, zum Theil sehr schöne, besonders Frau van Hilligen, eine wahrhaft Rubens'sche Schönheit.

An den Wänden prächtige, moderne, aber auch alte Familienbilder. Zwischen den Gästen, die im Plaudern stehen und von einem Zimmer zum andern sich drücken, ohne sich zu setzen, circuliren ununterbrochen Bediente mit Tellerchen, Gläsern, erstere belegt mit Eis, Brödchen, Sardellen oder Braten, Biscuit &c., letztere voll Bowle oder Champagner. Gegen 11 Uhr gehen wir wieder fort und ich einen Augenblick nach Zeemanshoop.

Sonnabend, den 8. April.

Spaziergang durch die Stadt. Die Oude Kerk auf der Warmoesstraat mit schönem Thurm, oben eine durchbrochene Krone. Der Eintritt durch die Wohnung des Küsters, durch seinen mit Fliesen belegten Hausflur; eine Magd führt uns hinein. Wir nehmen erst die Hüte ab, obwohl dies Niemand in Holland thut; in dem einen Flügel wird eben ein Grab gegraben. Ein hölzernes Tonnengewölbe, das Mittelschiff ist bedeutend höher als die Seitenschiffe, alte Glasbilder in den Fenstern, an den weißen Wänden Monumente der Seehelden von Heemskerck u. s. w.

Von da nach dem Museum van der Hoop im Oudemannenhuis, zu dem ein schöner Kreuzweg führt.

Dann nach dem Palais, wo Eröffnung des mit der Ausstellung verbundenen internationalen Congresses für Botanik und Gartenbau durch eine Rede von Oudemans aus Amsterdam in französischer und von Piré in vlämischer Sprache, welche die hohe Bedeutung Hollands für die Geschichte der Botanik in Erinnerung bringen. Der Congreß theilt sich sofort in zwei Abtheilungen für reine und für angewandte Botanik. Die erstere wählt Fée aus Straßburg zum Präsidenten, Fenzl aus Wien und Miquel aus Utrecht zu Vicepräsidenten; für die zweite wird Koch von Berlin, als Präsident, Nisson von Neapel und Canard d'Hamale von Mechéln, als Vicepräsidenten ernannt. Die zahlreichen Vorträge und Discussionen des Congresses in französischer und deutscher Sprache bieten viel Anregendes und Neues. Noch größer vielleicht ist der Gewinn des Congresses durch den freundschaftlichen Verkehr, zu dem derselbe Gelegenheit bietet an den unvergeßlichen Abenden in Zeemanshoop. Hier wurden persönliche Bekanntschaften zwischen Männern, die sich in ihren Schriften längst verehrt, angeknüpft, alte auf's Neue befestigt.

Einen glänzenden Vereinigungspunkt gewährte auch das am Abend des 8. April den Mitgliedern der Jury gegebene Bankett im Saale des Parks, der in geschmackvollster Weise mit pièces montées voll der schönsten Blumen geschmückt, selbst eine kleine Blumenausstellung darstellte. Die Toaste liehen wiederholt dem internationalen Charakter des Congresses Ausdruck, namentlich,

als gegen den Schluß die Zungen gelöst wurden, ertönte es von allen Enden des Saales in französischen, holländischen, deutschen, englischen, selbst italienischen, russischen und spanischen Reden."

Noch viele detaillirte Schilderungen der Sehenswürdigkeiten von Amsterdam, noch manches angenehme Erlebniß enthält das sehr genaue Tagebuch. Hier soll aber nur noch ein Ausflug nach dem Haarlemer Meer Platz finden, der als Feuilleton-Artikel in der Neuen Freien Presse vom 14. Mai 1865 erschien.

Ein Sonntag im Haarlemer Meer.

Ein glorioser Frühlingstag, wie es in diesem Jahr in Holland so viele gab, lockte unwiderstehlich in's Freie, und ermüdet wie wir waren durch die gelehrten Debatten des botanischen Congresses und die verwirrende Blumenpracht des Industrie-Palastes von Amsterdam, folgten wir gern der Einladung unseres liebenswürdigen Vice-Präsidenten, Herrn Hoeufft van Velsen, der uns zu einem Ausfluge nach dem Haarlemer Meer aufforderte. Kaum konnten Alle, die da mitwollten, Platz finden in den Wagen, die uns um 10 Uhr des Morgens von dem alten Doelenhotel abholten. Indeß — Noth bricht Eisen; ein Staatsrath aus Moskau setzte sich auf den Kutscherbock, ein Großkreuz der Ehrenlegion aus Paris und ein Professor aus Heidelberg auf den Bedientensitz, und so rollten wir lustig davon zur allgemeinen Bewunderung der Straßenjugend und der sauberen Dienstmädchen, die in dieser unfashionablen Morgenstunde allein noch die Straßen von Amsterdam belebten. Vorüber an den reichen Schauläden der Leydener Straat, vorüber an der Schouwburg, dem hölzernen National-Theater, an dem die Bürger Amsterdam's sich noch heute genügen lassen, wie die guten Londoner zu Shakespeare's Zeit. Bald ist auf hochgespannter Brücke die letzte der Grachten überschritten, welche den Häuserwald von Amsterdam in concentrischen Gürteln umkreisen; das schwerfällige Stadtthor, de Leydsche Poort, führt uns über den breiten Wallgraben hinaus aus den alten Festungswerken, deren Basteien, einst das gefürchtete Bollwerk

gegen die Spanier, jetzt sämmtlich mit friedlichen Windmühlen gekrönt sind. Unmittelbar an das Thor schließen sich die endlosen Zeilen schmuckloser Landhäuser, wo der respectable Kaufmann, wenn im Sommer der Aufenthalt in der Stadt unerträglich geworden, seinen Morgenthee zu schlürfen liebt. Jedes dieser Häuser führt ein Motto, das über der Hausthür, meist auch noch auf Pfählen oder Brettern an anderen Stellen der Besitzung aufgeschrieben ist und von der behäbigen Lebens-Philosophie des Hausherrn Zeugniß gibt; auf „Ruimsicht“ (weite Aussicht) folgt „Boschlust“ (Waldluft), auf „Weltevreeden“ (Wohlzufrieden) folgt „Buitenzorg“ (Sorgenlos); dahinter ein „Mir genug“, „Freude bei Friede“, „Lust und Rust“ (Rast) u. s. f. Uebrigens sieht ein Haus aus wie das andere, mit spitzem Giebel, der gegen die Straße sich wendet, und der einfachen Façade von braunem Ziegelrohbau, die von den großen schönlackirten Fenstern durchbrochen ist.

Weitläufiger treten die Landhäuser aus einander; Wiesen und Felder beginnen, sie sind in lange parallele Streifen abgetheilt, die durch Canäle getrennt sind, wie bei uns durch Raine. Auf diesen Beeten, auf denen das Gras bereits üppig emporschießt, weiden langvließige Schafe oder prächtige Rinder, ohne von Hirt und Hund belästigt zu werden. Aufsicht ist ja auch nicht von Nöthen, denn sie können sich unmöglich von ihren kleinen grünen Inseln verirren, da die spärlichen Brücken, welche die tiefen, breiten Gräben umspannen, durch Stachelgitter gesperrt sind. Weiße Segel oder die schwarze Rauchsäule eines Dampfers am Horizont verrathen die Nähe des Meeres; hie und da bietet die Landstraße einen weiten Blick auf den blauen Spiegel des Y (Ei), dessen Wellen in der Frühlingssonne glitzern. Sonst unterbricht kein Gegenstand die ewige Monotonie der Landschaft, denn selbst die an sich malerischen Windmühlen, welche die Entwässerung dieser Wiesenflächen besorgen, wiederholen sich in zahllosen Exemplaren.

Schnell rollen unsere Wagen über die schnurgerade, mit zwei oder vier Reihen prachtvoller Ulmen besetzte Landstraße, die durchaus mit steinharten Ziegeln (Klinkern) gepflastert ist. Sie kann wohl in gutem Zustande verbleiben, denn nie wird sie von einem Lastwagen und auch nur selten von einer Kutsche oder gar von

einem Fußgänger abgenützt. Der ganze Verkehr bewegt sich auf den Canälen, die bald der Chaussee zur Seite laufen, bald rechtwinkelig sie schneiden, auf denen die Trekschuiten fahren, am rechten Ufer aufwärts, am linken abwärts, gezogen am langen Seile von einem Reiter, der auf kräftigem Rosse längs des Leinpfades dahintrabt. Während der Deutsche seinen Freund fragt: „Wie geht es dir?" fragt der bequeme*) Holländer: „Wie fährst du?" Unter *Fahren* versteht er aber einzig und allein den Transport auf dem Schiff; „im Wagen fahren" nennt er „reiten" und unterscheidet nur das „Reiten zu Pferd" von dem „Reiten auf dem Reitzeug" (rijtnig), was im Holländischen einen Wagen bedeutet.

Die Chaussee, bisher eben wie eine Billardtafel, hebt sich jetzt rasch hinauf auf die Höhe eines mächtigen Dammes, auf dessen Krone zu unserem Erstaunen ein Canal fließt, breit wie ein Strom und von großen Schiffen befahren. Viele Ellen unterhalb des Dammes und des Canals breitet sich eine unabsehbare grüne Wiesenfläche aus, durch Alleen und Canäle in Streifen zerschnitten und mit Höfen und Kirchen besäet. Das ist das alte Haarlemer Meer. Wir stehen hier vor einem modernen Weltwunder, großartiger und dabei wohlthätiger als alle diejenigen, die uns aus dem Alterthum zu bewundern gelehrt wurden.

Um jedoch dieses Weltwunder auf sein richtiges Maß zurückzuführen, ist zunächst eine philologische Bemerkung nicht überflüssig. Was wir Binnenländer „das Meer" nennen, nämlich das salzige Reich des schwarzlockigen Erderschütterers Poseidon, das nennt der Holländer, wie alle germanischen Küstenbewohner von Samland bis nach Devonshire, niemals Meer, sondern immer nur „die See". Dagegen versteht der Holländer unter „Meer" was man bei uns „einen See" (lac) nennen würde. Die Südersee (Zuidersee) ist wirkliches Meer; das „Haarlemer Meer" dagegen ist oder war vielmehr ein See. Und auch kein natürlicher See, keine Ansammlung der Gewässer an der tiefsten

---

*) „*Bequem*" (bekwam) ist das Lieblingswort des Holländers, wie etwa „gemüthlich" das des Deutschen; in der Zeitung finden wir sogar Aufforderungen: „Ein *bequemer* Dienstbote wird gesucht."

Stelle eines Thales, gleich den Seen der Alpen; ein Dammbruch am Y hatte im 15. Jahrhundert hier 17,000 Hectaren (68,000 preußische Morgen) bewohnten Landes mit 14 Fuß Wasser überdeckt, und die stete Vermehrung der Wassermassen bedrohte die Nachbarstädte Haarlem und Leyden mit dem Schicksale Vinetas. Im Jahre 1839 beschlossen auf Antrieb der hochverdienten niederländischen Landbau-Gesellschaft die Generalstaaten die Trockenlegung des Sees; 1853 waren 5 Quadratmeilen der Civilisation wiedererobert. Schade, daß Vater Goethe dies Werk nicht erlebt hat; er hätte hier durch fleißige und erfinderische Menschen vollendet gesehen, was sein „Faust", als höchstes Ziel seines Lebens, nur mit Hülfe der bösen Geister zu Stande bringen konnte. Als der alte Faust sich vorsetzte, ein Stück Land dem Meer abzugewinnen:

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
„Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen . . .

da nahm er die drei gewaltigen Gesellen Habebald, Raufbold und Haltefest in seinen Dienst:

Tags umsonst die Knechte lärmten, Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten, stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten, Nachts erscholl des Jammers Qual;
Meerab flossen Feuergluthen, Morgens war es ein Canal.

Die Holländer brauchten einfachere Mittel. Der See wurde mit einem hohen Ringwall und einem tiefen Ringgraben (ringvaart) eingeschlossen; die drei Gewaltigen aber, die ihnen dienen mußten, waren kolossale Dampfmaschinen, die das Wasser aus dem See heraus- und in den Ringgraben hineinpumpen mußten, aus dem es dann in's Meer ablaufen konnte; die Flammen, die des Nachts hier glühten, gingen nur von den Dampfkesseln aus. Noch jetzt müssen diese Maschinen Tag und Nacht arbeiten, den alten Seeboden trocken zu erhalten; denn da derselbe sieben Ellen unterhalb jenes Grabens liegt, so können die jahraus jahrein durch den Regen und Schnee vom Himmel herabfallenden Wassermassen selbstverständlich keinen natürlichen Abfluß finden und würden das Land bald wieder ersäufen, wenn die Maschinen einen Augen-

blick rasten wollten. Man wird an die Arbeit der Danaïden erinnert.

Jahrelang schöpften sie schon mit dem Sieb und schöpften das Meer aus;
Aber das Sieb wird nicht voll; aber das Meer wird nicht leer.

Unser Weg auf der Krone des Ringwalls führt uns an einer dieser Maschinen vorüber, deren stolze Gebäude einem schottischen Castle nicht unähnlich sehen. Drinnen arbeiten die cyclopischen Kräfte gehorsam im Dienste des Menschengeistes; sieben riesige Pumpen müssen sie gleichzeitig in Bewegung setzen, in jeder Stunde 400 mal die Kolben heben, um das Wasser von dem Seeboden auszuschöpfen und 14 Fuß höher in den Ringgraben auszugießen. Die Dampfmaschine, die Alles dies verrichtet, wird von zehn Kesseln gleichzeitig gespeist und arbeitet mit 450 Pferdekräften.

Von der Warte des Maschinenhauses können wir uns ein Bild machen von den Arbeiten, die hier stattfinden mußten; denn auf der andern Seite des Ringwalls wird eben ein kleiner See ausgeschöpft (de Lutje Meer), das nur 187 Hectaren bedeckt. Schon seit dem vorigen Jahre liegt der schwarze schlammige Moorboden wieder dem Tageslicht offen; auf diesem gefährlichen Grunde ziehen die Arbeiter schnurgerade Gräben parallel neben einander, indem sie sich durch eine Art Schneeschuhe vor dem Versinken schützen. In ihnen sammelt sich das Wasser, das durch die Dampfmaschine in den Ringgraben gehoben werden soll; das Land aber, nachdem das Wasser sich von ihm geschieden, setzt sich zusammen und ist für den Pflug bald vorbereitet:

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein.

Bei dem Haarlemer Meer haben, wie bei den meisten solcher gigantischen Unternehmungen, die directen Erträge die Kosten (9 Millionen Gulden) nicht gedeckt; denn als die neugewonnenen Polder zum Verkauf gestellt wurden, brachten sie nur 6 Millionen ein; da der Boden von ungleichem Werth, bald Moor,

bald Sandboden ist, wurde die Hectare von 125—750 Gulden bezahlt; heute freilich ist ihr Werth mindestens um's Dreifache gestiegen.

Nun aber herab von dem Ringwall auf den Boden des Sees; vor dem ersten der Landgüter, in welche das Haarlemer Polder getheilt wurde, halten die Wagen. Badlust ist der Name, der über der Hausthür steht; es ist die berühmte Oekonomie des Herrn Ammersfort.

Nichts ist verschiedener, als ein Dominium alten Schlages und diese Musterwirthschaft der Zukunft. Hier suchen wir vergeblich den großen viereckigen, rings von Scheuern und Ställen eingeschlossenen Hof, dessen eine Seite das Schloß bildet, oft noch von außen mit Graben und Wall geschützt, zur Erinnerung an jene Zeiten, wo die Rittergüter die ritterliche Tapferkeit ihrer Besitzer oft ernstlich auf die Probe stellten, und wo das Schloß im Nothfall auch als Festung zu dienen hatte. Badlust gleicht viel eher einem kleinen Bahnhof, denn in allen Ecken erheben sich respectable, massive Gebäude, die sämmtlich durch Schienengeleise mit einander in Verbindung stehen, und diese Eisenbahnen laufen weit in die Feldmark hinaus. Was die „Fliegenden Blätter" nur als Ausgeburt humoristischer Phantasie abzumalen wagten, das ist hier bis ins Kleinste verwirklicht; hier fährt der Bauer in der That per Locomotive in sein Feld, läßt dieselbe dann pflügen und eggen, mähen und einheimsen, dreschen und Häcksel schneiden, während er ruhig seine Thonpfeife raucht und die Zeitung liest. Da man auf diesem Gute statt Vieh und Menschen nur Maschinen arbeiten läßt, so mußten für diese natürlich bequeme Wohnungen besorgt werden. Hier das Ploeghuis (Pflughaus) ist ein wahres Museum der vollkommensten Ackergeräthschaften, wie man sie bei uns nur in landwirthschaftlichen Ausstellungen zu sehen bekommt; drüben das Wagenhuis enthält Fuhrwerk von allerlei Art, von dem Karren bis zur Carosse. Nicht weit davon ist der Stall für die eisernen Zugthiere, wo die Locomobilen von ihrem Tagewerk ausruhen; zierliche blanke Gesellen, denen man es kaum ansieht, daß jeder für 14 Pferde zu arbeiten im Stande ist. Bald dahinter ist die Futterkammer für die Eisenrosse, wo die Torfziegel zu mächtigen Mauern aufgeschichtet stehen; sie sind auf

dem Grundstücke selbst durch andere Maschinen ausgestochen (Stechtorf) oder aus dem aufgerührten Moorschlamm durch wieder andere Maschinen in viereckige Form zusammengepreßt worden (Mengtorf).

Doch fehlt es dem Gut auch nicht an lebendigem Vieh, dies ist im Gegentheil die Krone und der Stolz der Wirthschaft, nur ist es viel zu edel, als daß diese Aristokraten zu gemeiner Tagearbeit herabgewürdigt werden sollten. Wie prächtig ist nicht das Koeboer, der Kuhstall, der zwar nur von Holz gebaut ist, aber auch außen lackirt und gefirnißt, wie ein imitirtes Schweizerhaus; im Innern die Zimmer — Ställe kann man dergleichen doch nicht nennen — sind wohl gepflastert und mit weißem Holz getäfelt; ihre prächtigen Insassen sind reinlich und glänzend, wie auf einem Potter'schen Bilde, und wenn Eine sich ihre natürliche Unart noch nicht abgewöhnt hat, so wird ihr der Schwanz an einem Haken in der Wand festgebunden, damit sie sich die Flanken nicht besudeln kann. Noch stattlicher vielleicht präsentirt sich der massive Pferdestall, oder Maarstall, wie er hier heißt, denn allen diesen Gebäuden ist ihre Bestimmung über der Thür angeschrieben; eine Veranda zieht sich um sein vorspringendes Ziegeldach, und schön modellirte Thierköpfe zieren die Giebelfelder; das Innere gleicht dem Refectorium eines Klosters. Am gemüthlichsten sind vielleicht die Schweine logirt; keine Antilope in einem zoologischen Garten kann es besser haben. Unter gemeinschaftlichem Dach sind eine große Zahl kleiner Häuschen an einander gereiht, jedes ist von einem dieser schneeweißen oder rosenrothen, kugelrunden Ungethüme bewohnt, bei denen sich selbst Kopf und Beine in blühenden Speck und Schinken verwandelt zu haben scheinen. Will das Thier sein schmuckes Zimmerchen mit der frischen Luft vertauschen, so braucht es nur aus der offenen Stubenthür hinauszutreten in das ihm allein reservirte, rings von Mauern eingefaßte Gärtchen, beschattet von einer Weinrebe, die ihre Ranke über das Dach spannt. Unsere Achtung vor der Wichtigkeit dieser beneidenswerthen Geschöpfe wird noch gesteigert, wenn wir an jeder Thür den Namen des Bewohners und seiner Eltern, seinen Geburts- und Hochzeitstag und ähnliche Personal-Notizen aufgezeichnet finden. Es versteht sich fast von selbst, daß mitten

durch alle diese Ställe Eisenbahnen hindurchgehen, welche den Dünger ab- und das Futter zuführen. Der erstere wird benützt, um ein weites Sandfeld zu befruchten, das, mit den edelsten Obstbäumen in regelmäßigen Reihen bepflanzt, die herrlichsten Früchte hervorbringt.

Das Futter sehen wir in sonderbaren Heuschobern von ungeheurer Größe aufbewahrt, die, unten cylindrisch, von einem kegelförmigen Dach bedeckt sind. Und zwar werden für die Kühe nur die feinsten Gräser, Canariengras und Timotehegras (Phalaris canariensis und Phleum pratense) angebaut; vermuthlich würden ihre verwöhnten Gaumen die größeren Grasarten mit Verachtung zurückweisen, mit denen unser plebejisches Vieh sich mästet. In der Nähe fanden wir eine zierliche halbkreisförmige Laube, mit reinlichen Sitzen im Innern: Melkluft ist ihr Name; wir konnten nicht beobachten, ob in dieser Veranda elegante Damen die köstliche Milch aus den Eutern der Kühe entleeren, oder ob auch dies Geschäft die Maschinen besorgen.

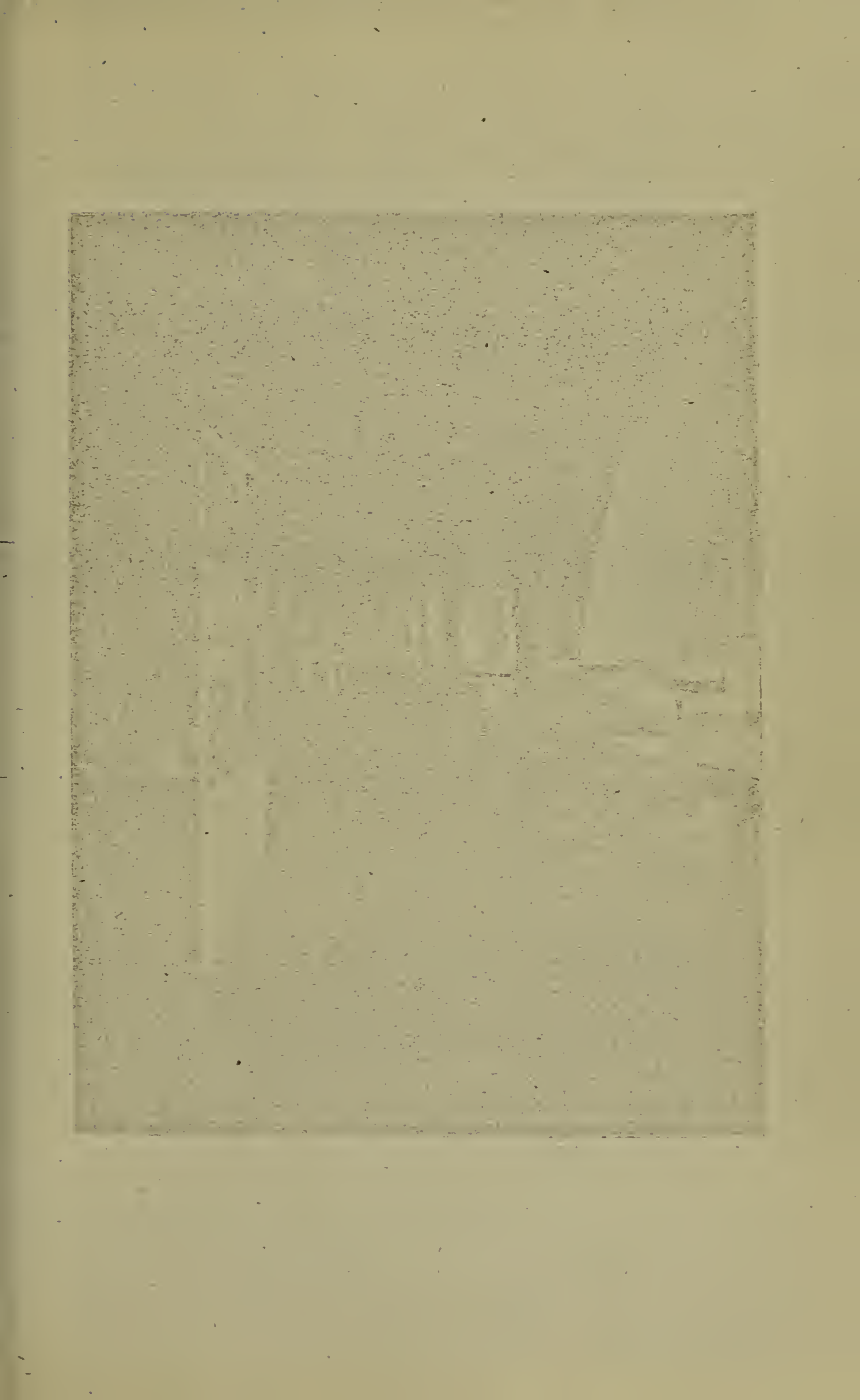
Bald sollten wir erfahren, daß die Sorgfalt, die hier den edlen Rindern gezollt wird, nicht vergeblich verschwendet ist. Als wir am Ende unserer Wanderung wieder an das Wohnhaus zurückgekehrt waren, lud uns die gastfreie Hausfrau, die in Abwesenheit ihres Gatten die Honneurs machte, zu einem improvisirten Frühstück ein. Das Innere des Hauses zeugt von jenem behaglichen Comfort, den der Holländer mit dem Engländer zu theilen versteht. Die großen Fenster lassen das hellste Licht ein; der Marmorkamin verbreitet behagliche Stimmung; die Fußböden sind mit schweren Teppichen überdeckt, die Wände mit einer großen Menge alter und moderner Oelgemälde geschmückt, wie überhaupt in Holland der Bilderschmuck nur selten einem Hause fehlt — eine glückliche Nachwirkung der großen Kunstblüthe, die dieses Land einst erlebt. Die Beefsteaks, die uns zum Frühstück aufgewartet wurden, waren auf dem Gute aufgewachsen; sie waren groß, als seien sie aus der Lende eines Mammuths geschnitten, dabei zart und saftig, wie eine reife Pfirsiche. Wäre das Haarlemer Meer schon in der Vorzeit trockengelegt gewesen, die alten Götter Griechenlands hätten es sicher vorgezogen, statt der süßlichen Ambrosia sich an den Beefsteaks von Ammersfort zu letzen; sie

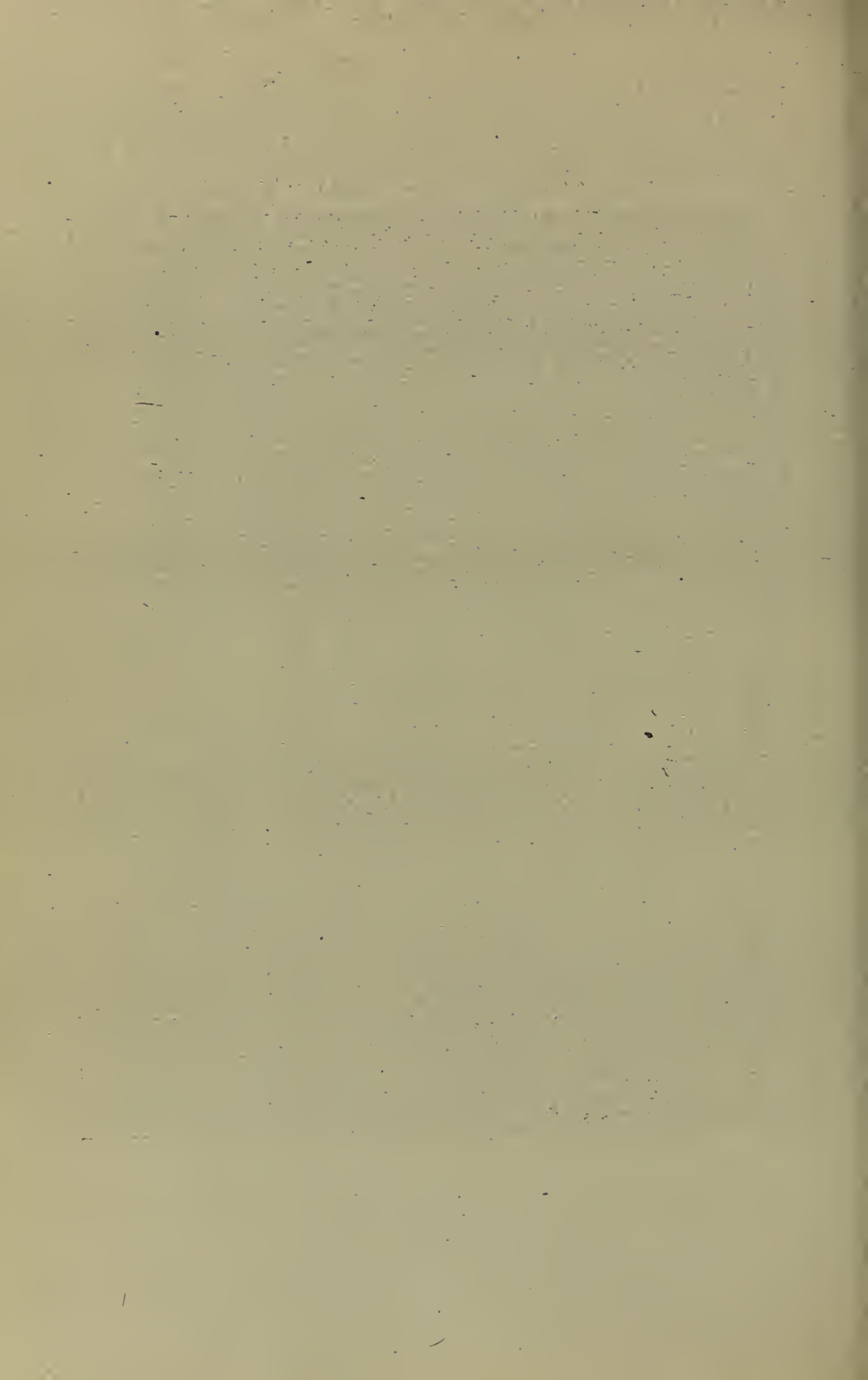
würden auch die Butter und den Käse ihrer olympischen Tafel nicht unwürdig gehalten haben. Daß sie aber statt ihres schalen Nektars sich lieber an den feurigen Sherry und den echten Bordeaux gehalten hätten, die unser Dejeuner würzten, erleidet nicht den geringsten Zweifel. Was aber unserem Mahle den schönsten Reiz gab, das war die herzliche Gastlichkeit unserer Wirthin, in deren Augen man die Freude lesen konnte, daß die Fremden in ihrem Hause sich's wohl sein ließen. Gewiß zu früh für die Meisten kam die Stunde des Aufbruchs; denn noch war unser Tagewerk nicht gethan, wir mußten noch nach Haarlem, der Blumenstadt, mit ihrer großen Kirche (de groote Kerk), der großen Orgel und den weltberühmten Tulpen- und Hyacinthen-Beeten. Wir aber gedachten beim Abschied an die Worte unseres Goethe; hier hatten wir gesehen, was der sterbende Faust sich vergeblich ersehnt hatte:

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der n e u ' s t e n Erde —
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf zum Rand!
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n . . .

Dr. F. C.









Die Gründung des Pflanzenphysiologischen Instituts.

Die Jahre zogen vorbei und brachten ihre Arbeit und ihre Erfolge. Ihm aber wurde mehr und mehr klar, dass er, seine Mission in der Wissenschaft ganz zu erfüllen, eine dem Studium und dem Unterricht geweihte Stätte brauchte: sein Pflanzenphysiologisches Institut. Und so nahm er mit neuem Eifer seine Bemühungen auf, die Gründung eines Instituts zu veranlassen. Die Misserfolge schreckten ihn nicht ab. Und als er sah, wie es unmöglich schien, für Breslau solch' ein Institut zu erhalten, änderte er seinen Plan und versuchte es für Berlin, wo das Bedürfniss noch merklicher war. Doch er kam über die Vorverhandlungen nicht hinaus, denn die gleichen Schwierigkeiten, wie in Breslau, fand er auch hier. Die Regierung hatte für die Vorstellungen der Berliner Philosophischen Facultät ebenso wenig ein Ohr, wie für seine Eingaben und Petitionen.

Das war im Jahr 1865. Im folgenden Jahr aber gelang es ihm doch, in Breslau ein Institut zu erhalten und damit eine festgegründete Stellung in seiner Vaterstadt.

Neuen grossen Aufgaben war er herangereift.

Am 20. November 1866 eröffnete Ferdinand Cohn in den Räumen des alten Convictgebäudes an der Schmiedebrücke in Breslau das erste Pflanzenphysiologische Institut.

Es wäre eine lohnende Aufgabe der Entstehungsgeschichte dieser berühmten Pflanzstätte biologischer Forschung nachzugehen. Wir wissen, dass Ferdinand Cohn schon als Student das Bedürfniss nach botanischen Instituten erkannte; und dass er in den folgenden Jahren seiner Thätigkeit als Lehrer an der Universität immer mehr in seiner Meinung bestärkt wurde, dass der mikroskopischen und physiologischen Botanik geradeso Arbeitsstätten eröffnet werden müssten, wie die Pflanzensystematik sie in den Botanischen Gärten seit Jahrhunderten besass. Langsam gewann er zunächst seine Umgebung, die Facultät, der er angehörte, seine Fachgenossen für seine Ideen. Aber seine sorgfältig vorbereiteten und eingehend motivirten Eingaben an die Regierung fanden trotz kräftiger Unterstützung seitens der Breslauer Facultät kein Gehör. Man verstand nicht, was bezweckt wurde oder unterschätzte die Bedeutung der geplanten Neuerung.

Es gehörte wahrlich keine geringe Dosis Ueberzeugungstreue dazu, sich nicht entmuthigen zu lassen durch all' die Misserfolge seiner Bemühungen. Im Ministerium verstand man es so gut, ihn bald auf eine schöne Zukunft zu vertrösten, bald principiell zuzustimmen — wobei man dann nicht unterliess, darauf hinzuweisen, dass leider zur Zeit keinerlei Mittel für den angeregten Zweck flüssig seien, bald auch wieder kurzer Hand Nein zu sagen oder auch — gar nicht zu antworten.

Wäre Ferdinand Cohn damals schon ordentlicher Professor, das heisst der vom Staate selbst bestellte Vertreter der Botanik an der Breslauer Universität gewesen, so würden sich die Schwierigkeiten eine Bewilligung durchzusetzen nicht so gross erwiesen haben. Er hätte dann die feste Stellung gehabt, von welcher aus er seine Hebel in Thätigkeit setzen konnte. Und so suchte er jetzt auch zunächst in der Universität festen Fuss zu fassen, um auf reellerem Boden zu

stehen, als ihn die wohlwollende Haltung einer Facultät geben kann.

Es ist eine amüsante Geschichte, wie es ihm gelang, in der Universität Terrain zu erobern.

Als er in den fünfziger Jahren gezwungen war auch Pflanzensystematik zu lehren, arbeitete er sich mit immer wachsendem Interesse in dies Gebiet ein, das an den meisten Universitäten mit geistloser Trockenheit behandelt wurde. Zur Belebung des Unterrichtes hätte er gern seinen Hörern all' die bezeichneten Pflanzen vorgelegt, nicht nur in getrockneten und gepressten Exemplaren, an welchen namentlich der Blüthenbau fast niemals deutlich zu erkennen ist, sondern in erster Linie auch lebend. Aber hier stiess er auf grosse Schwierigkeiten. Sein Hörsaal lag in der Stadt, entfernt von dem Botanischen Garten, welcher allein die nöthigen Pflanzen hätte liefern können. Der Versuch, die Vorlesungen im Garten, bei gutem Wetter im Freien abzuhalten, fand zwar viel Anklang, da aber der Breslauer Botanische Garten nicht nur ein wissenschaftliches Institut, sondern auch ein beliebter Erholungsort ist, so war es natürlich manchmal schwer, das Interesse der Studenten bei den Pflanzen zu erhalten, namentlich wenn hübsche junge Breslauerinnen in der Nähe promenirten, auch wohl von dem Vortrag etwas zu erlauschen suchten. Sodann aber treiben und blühen die Pflanzen so, wie die Jahreszeit sie auf einander folgen lässt, nicht aber wie der Professor sie in seinem Colleg braucht. Wie sollte nun Ersatz geschaffen werden? Gute, genügend grosse Abbildungen der Pflanzen, wie man sie jetzt schon an den Mittelschulen verwendet, gab es damals noch nicht; sie wurden erst später durch die Vervollkommnung des Steindruckes (Chromolithographie) ausführbar. Daher veranlasste Ferdinand Cohn einen geschickten Modelleur, Lohmeyer, zur Anfertigung vergrösserter plastischer Nachbildungen von Blüthen; ein sehr glücklicher Gedanke, der viel Beifall gefunden hat. Heute haben diese Blüthenmodelle grosse Verbreitung gefunden, nicht nur an den Universitäten, sondern namentlich auch im Schulunterricht. Die ersten dieser

Modelle fielen freilich noch wenig naturgetreu aus, aber durch ständige Beaufsichtigung der Arbeit und strenge wissenschaftliche Kritik bildete Ferdinand Cohn seinen Modelleur bald heran.

Lohmeyer machte ihm eine Serie der Modelle zu Unterrichtszwecken zum Geschenk; Cohn verlangte und erhielt einen Schrank zu ihrer Aufbewahrung in der Universität; bald war ein zweiter nöthig, der auch noch bewilligt wurde; nun aber beschwerten sich die Mitbenutzer des Hörsaales über diese Schränke, welche den Platz einengten, und jetzt hatte Ferdinand Cohn das, was er wollte: den festen Ausgangspunkt. Nun verlangte er bessere Räumlichkeiten zur Unterbringung seiner Schränke sowie weiterer Sammlungen, welche er zum Unterricht brauchte, und nach langem Drängen erhielt er einen Theil des alten Convictgebäudes gegenüber der Universität, in welchem eben durch die Uebersiedelung des mineralogischen Museums in ein eigenes Heim Platz geworden war. Es waren freilich keineswegs schöne oder besonders geeignete Räumlichkeiten, ein gallerieartiger Corridor, einige sehr schlecht beleuchtete Zimmer, aber es war doch Ellbogenfreiheit für einen energischen Forscher und seine Schüler.

Die Stätte war nun endlich erobert, aber nun galt es auch die Mittel zur Einrichtung und Erhaltung des neu zu begründenden Instituts zu erlangen. Ferdinand Cohn muss wohl überzeugt gewesen sein, dass er von Seiten des Cultusministeriums nicht viel mehr zu hoffen hatte, und so wandte er sich denn mit der Bitte um eine Subvention an den Landwirthschaftsminister von Selchow, welcher sich von dem praktischen Werth der pflanzenphysiologischen Studien auch für die Landwirthschaft gern überzeugen liess und die Summe von 400 Thalern zur sofortigen Eröffnung des Instituts bewilligte. Späterhin wurden freilich die Mittel zur weiteren Erhaltung und Ausgestaltung vom Cultusministerium gewährt, aber es dauerte noch Jahre, bis die mittlerweile schon zu europäischer Berühmtheit gelangte neue Anstalt einen ausreichenden eigenen Etat erhielt, und inzwischen hatte

Ferdinand Cohn noch manchen harten Strauss um die nothwendigsten Bedürfnisse seines Instituts zu bestehen. Jede kleine Anschaffung musste er in einer Eingabe ausführlich motiviren, dringende Zahlungen aus eigener Tasche bestreiten, und die Rückerstattung dieser Vorschüsse liess oft lange auf sich warten. Besondere Umstände machte die Anstellung eines Dieners sowie die Installation von Gasleitung; jahrelang machten sich die schlecht schliessenden Fenster durch unangenehmes Ziehen und Kälte im Winter bemerklich.

Es ist ja zuzugeben, dass Cohn damals auch seinen vorgesetzten Behörden kein bequemer Untergebener gewesen sein wird, und dass er sich bei seiner impulsiven Natur nicht immer an den zu einer ordnungsmässigen Verwaltung gehörigen Dienstweg hielt; aber, was er auch that und forderte, das war Alles nur für die gute Sache, welcher er auch persönlich manches materielle Opfer brachte. Die glänzenden Erfolge seines Instituts haben aber in erster Linie bewirkt, dass auch das Ministerium endlich der Anstalt jede Förderung zu Theil werden liess.

Mit enthusiastischem Eifer hatte sich Ferdinand Cohn 1866 an die Ausrüstung seines Instituts gemacht. Er verstand es, sich Mitarbeiter heranzuziehen, er organisirte die Arbeit, vertheilte die Aufgaben. Da wurden Lehrherbarien zusammengestellt, Apparate und Modelle construirt, Wandtafeln gezeichnet, Demonstrationsobjecte gesammelt. Bald konnte er auch eine kleine Fachbibliothek begründen, welche, ebenso wie seine eigene botanische Bücherei, im Institut Aufstellung fand. Schwieriger gestaltete sich die Beschaffung der nöthigen Mikroskope und Arbeitsplätze; doch war man ja damals in Bezug auf Licht und Raum nicht so anspruchsvoll wie heute. Und da das Institut fern vom Botanischen Garten lag, so mussten die nöthigsten Pflanzen in Töpfen auf einer Gallerie des alten Gebäudes gezogen werden.

Ausgedehnte Aufgaben erwuchsen dem jungen Institut aus seinen Beziehungen zu der Landwirthschaft, welche ihm geholfen hatten, die ersten Schwierigkeiten zu besiegen. Ferdinand Cohn hatte sich bereit erklärt, sich für landwirth-

schaftlich-botanische Fragen zu interessiren, und nun kamen aus der Praxis Anfragen in Menge, namentlich über Pilz- und Insecten-Krankheiten des Getreides, die er gewissenhaft beantwortete. Er sammelte hierbei rasch eine gewisse praktische Routine auf diesem neuen Gebiet, durch welche er grossen Einfluss gewann. Seine Dankesschuld für die Unterstützung, die er einmal von Seiten des Landwirthschaftsministeriums erfahren hatte, konnte er so mit Zinseszinsen abtragen. Namentlich machte er sich verdient durch die Begründung einer Samencontrollstation für landwirthschaftliches Saatgut, welche später unter seinem Schüler und Freund, seinem langjährigen Assistenten Dr. Eidam, zu einer selbstständigen Anstalt wurde.

Cohn's Schule wurde eine der besten und bedeutendsten, welche unsere Wissenschaft gefunden hat. Wie viele Männer er in die mikroskopische Botanik eingeführt hat, lässt sich nicht mehr feststellen; unter seinen Schülern haben viele in unserer Wissenschaft selbstständige Stellungen gewonnen; ich nenne Kny, Just, Schröter, Eidam, Kirchner, Migula, Kamieński, Nowakowski, Penzig, Conwentz, Pax, Frank Schwarz. Bei seiner ausserordentlichen Vielseitigkeit wusste er jedem seiner Schüler nach dessen besonderer Begabung und Neigung gerecht zu werden und bildete in den nicht zu umfassenderer Thätigkeit geeigneten wenigstens tüchtige Specialisten in einer der vielen wissenschaftlichen Richtungen aus, die er beherrschte. Seine Schüler waren daher auch auswärts als Assistenten und Docenten stets gern gesehen, ja oft genug erbeten. Der wissenschaftliche Betrieb in den engen, wenig hellen Räumen des alten Instituts gestaltete sich so rege, dass Ferdinand Cohn es 1875 geboten fand, in seinen „Beiträgen zur Biologie der Pflanzen" ein eigenes Journal für die Arbeiten seines Instituts zu begründen, dessen Spalten jedoch auch fremden Untersuchungen geöffnet wurden.

Eine der ersten Einrichtungen im Cohn'schen Institut war ein kleines Seeaquarium. Es war eine sehr einfache Anlage: ein Glasballon auf einem Holzfuss; das Ganze ähnelte einer grossen Punschbowle. Dies Aquarium hat Cohn aber

das Material und den Anstoss zu seinen grössten Arbeiten gegeben.

Zunächst berichtete er über neue Infusorien im Seeaquarium (1866) und über seine Culturmethoden für marine Gewächse. Bald aber traten in dem Bassin nicht geladene Gäste auf, rothe Schwingfäden (Spirulina versicolor Cohn), welche Alles zu überwuchern begannen; nur einige Rothalgen (Florideen) hielten sich neben ihnen. Cohn zog aber aus diesem Uebelstand Nutzen, denn er unterwarf die Spirulina und die restirenden Rothalgen einer vergleichenden Untersuchung. Dabei kam er zu bedeutungsvollen Ergebnissen. Es gelang ihm nämlich nachzuweisen, dass die rothen Schwingfäden und die Rothalgen verdeckt unter dem rothen Pigment denselben grünen Farbstoff, Chlorophyll, enthalten, wie die übrigen Pflanzen, woraus sich weiter ergab, dass sie, wie diese, mit Hülfe des Sonnenlichtes organische Substanz aus Kohlensäure und Wasser müssen bereiten können. Bezüglich der Rothalgen erschien dies natürlich. Die Schwingfäden aber, welche regelmässig und in grosser Zahl in heissen Mineralquellen vorkommen und deren nächste Anverwandten in Schwefelwässern leben, welche für alle anderen Pflanzen tödtlich sind, nehmen in Bezug auf ihre Lebensverhältnisse eine Sonderstellung ein. Ferdinand Cohn zog den Schluss, dass Angehörige dieser Classe wohl die ersten Bewohner unseres Erdballes, des einstmals heissen Urmeeres und seiner Schwefelgeisirs, gewesen sein müssen, und dass sie somit an den Anfang des Pflanzensystems gehören, welches er sich schon in Uebereinstimmung mit der Descendenzlehre als den wirklichen natürlichen Stammbaum des Pflanzenreiches vorstellte.

Das gab ihm denn wiederum Veranlassung, seine ausgedehnte Kenntniss der niederen Pflanzen überhaupt zur Zusammenstellung derselben in einem System zu verwerthen. Hier war noch fast Alles zu machen. Denn die Pflanzensystematiker hatten ihre ordnende Arbeit nicht bei den niederen und einfachen Organismen, sondern gerade am entgegengesetzten Ende, bei den grossen Blüthenpflanzen be-

gonnen. Vom Standpunkt der Wissenschaft, welche der Descendenztheorie nicht entrathen kann, war der Weg vom Niederen zum Höheren durchaus vorgezeichnet, so wie bei einem Bau zuerst die Grundmauern gelegt werden müssen. Ferdinand Cohn hat mit gutem Geschick diese Unterlage des Systems zu schaffen versucht, und wenn er mit seinen Gedanken nicht überall glücklich war, so ist dies bei dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten keineswegs zu verwundern.





Verheirathung und erste Jahre im eigenen Heim.

So war die Zeit des Kämpfens und ruhelosen Strebens endlich vorüber; Ferdinand's Thätigkeit hatte nun ihren festen Punkt gefunden in dem neuen Institut, das, zwar mit bescheidenen Mitteln ausgestattet, doch in den siebziger Jahren ein glänzendes Centrum der naturwissenschaftlichen Forschung wurde.

Indeß die Schilderung seines Lebensbildes würde unvollständig bleiben, wollte ich nicht — so schwierig auch diese Aufgabe für mich ist — hier erzählen, wie wir uns gefunden haben, und wie der Bund geschlossen wurde, aus dem auch für Ferdinand das Herzensglück erblühte, das er längst und innig ersehnt hatte.

Ungeachtet einer gewissen Schüchternheit, ja manchmal Unbeholfenheit liebte Ferdinand schon als ganz junger Mann lebhaften geselligen Verkehr und Unterhaltung mit geistig regen Frauen und Mädchen. In mein Elternhaus kam der Herr Professor schon gegen Ende der fünfziger Jahre, als ich noch in die Schule ging. Es war ein schlichtes Bürgerhaus, eines von den schmalen, hochgiebeligen Häusern am Ringe, dem Mittelpunkt unserer gemeinsamen Vaterstadt.

Mein lieber Vater, Louis Reichenbach, war nicht bloß ein intelligenter Kaufmann, sondern weit über das gewöhnliche Niveau gebildet, dabei von großer Liebenswürdigkeit, poetischer Begabung und wahrer Herzensgüte. Er bekleidete Ehrenämter in der Stadt und in

den kaufmännischen Kreisen, war im Verwaltungsrath von mehreren Eisenbahnen und knüpfte so die verschiedenartigsten Beziehungen an. Im Verein mit meinem theuren Mütterchen hatte er die größte Freude an einer schönen Gastlichkeit. Allsonntäglich versammelte sich daher ein Kreis von Bekannten aus den mannigfaltigsten Berufsklassen um den einfachen Theetisch; es freute den Vater, wenn er unter den lieben Freunden auch Gelehrte, Künstler, distinguirte Persönlichkeiten bei sich sehen konnte, und so war auch der Professor Cohn ein gern gesehener Gast. Zwar wenig ahnte man in unserem Kreise seine hohe wissenschaftliche Bedeutung, aber die Meisten hatten seine populären Vorträge im Musiksaal der Universität gehört: Der Haushalt der Pflanze — Die Welt im Wassertropfen — Was sich der Wald erzählt —, sie bewunderten seine verständliche Darstellung der Wissenschaft, man hatte ihn gern wegen seines liebenswürdigen und dabei so bescheidenen Wesens, freute sich seiner witzigen Einfälle, und besonders wir Kinder liebten ihn.

Es war ein wahres Fest für uns, wenn er sich zu uns hinsetzte und Geschichten erzählte. Athemlos, andächtig lauschten wir, wenn er in seiner poetischen Art, mit dem feinen Verstehen der Kindesseele uns das Leben der Natur schilderte; von den wunderlichen Blumen sprach, die auf dem Meeresgrunde blühen, von den verschiedenen Geschlechtern der Bäume, ihrem Alter, ihren Lebensbedingungen. Schon damals flog ihm mein Herz unbewußt zu, und mein junges Gemüth empfand den Zauber seines Wesens.

Jedoch ich hatte meine Schulbildung noch zu vollenden. Und als ich erwachsen war und mit gleichaltrigen Genossen die Tage verlebte, war er bereits ein reifer Mann. Jugendlich im Empfinden, wie einer der Jüngsten, reich an Idealen, erfüllt von dem reinsten Streben, wie kaum ein Andrer, fühlte er sich dennoch unverstanden und einsam.

Auch bei mir dauerte der Geschmack für das, was man die Freuden der Jugend nennt, nicht lange. Was mir von den Beschäftigungen im Hause, auf die bei den Eltern viel gehalten wurde, irgend an Zeit übrig blieb, verwendete ich auf geistige Ausbildung, trieb fremde Sprachen und beschäftigte mich, wenn auch nur außerordentlich dilettantisch, mit Clavierspiel und Malerei.

So war ich allmählich auch reifer und ein ernstes Mädchen geworden, und eine ernste Zeit führte unsere Herzen zusammen.

Im Jahre 1866 wurde Breslau wieder von der furchtbaren Plage der Cholera heimgesucht; die Bestürzung und die Aufregung waren groß. Wer nur irgend konnte, verließ die Stadt; man wollte ja nicht weit fort und suchte nur eine Zuflucht in den Gebirgsdörfern und Badeorten von Schlesien. Auch meine Eltern flüchteten mit mir und meinen Geschwistern nach Salzbrunn. Täglich kamen weitere Schreckensnachrichten aus Breslau. Indeß die gemeinsame Sorge führte auch näher zusammen; längst hatte Ferdinand sich zu uns gesellt, um uns bildete sich ein angeregter Kreis. Wir vertrieben uns die Stunden, so gut wir konnten, wir freuten uns auf vielen gemeinschaftlichen Spaziergängen an Wiese und Wald, an Licht und Luft, und mitten im Drang der Zeit, unter ernstgestimmten Gesprächen war unbemerkt die holde Wunderblume unserer gegenseitigen Neigung aufgeblüht, und im März des kommenden Jahres verlobten wir uns. —

Mit unserer Verlobung war den Schwiegereltern, besonders der Mutter, ein langgehegter Herzenswunsch in Erfüllung gegangen.

Die gute, kluge Mutter war eine merkwürdige Frau. Was wir Lebensgenuß zu nennen gewöhnt sind, was uns an Behagen, oder nur an gewöhnlichen Bedürfnissen selbstverständlich ist, das kannte sie nicht. Den ganzen Tag im Geschäft mit thätig, brachte sie die Abende und die kurzen Ruhepausen, im Verein mit dem Vater, in dem dunkeln, großen Zimmer, neben dem Comptoir zu, das auch am Tage mit der Petroleumlampe beleuchtet werden mußte, ohne Luft, ohne Licht. Im Sommer Abends ein kurzer Spaziergang, und wenige Tage in Salzbrunn oder in dem damals noch viel beliebteren Altwasser, das war ihre einzige Erholung. Dennoch hatte sie ein merkwürdiges Verständniß für Alles, was in der Welt vorging, ob es ihr auch scheinbar fern lag. Ferdinand, der Aelteste, war nicht blos ihr Liebling, sondern wurde ihr nach und nach ein verständnißvoller Freund, der mithalf die jüngeren Kinder zu erziehen und auch in manchen Conflicten, wie sie bei einer größeren Familie niemals ausbleiben, versöhnend aushalf.

Es waren ja noch drei Söhne aufgewachsen, jeder in seiner Weise gemüthvoll und begabt, und drei Töchter, die sich vortrefflich entwickelten.

Das von dem Vater begründete Geschäft J. Cohn & Comp. war zu hoher Blüthe gekommen; dabei blieb der Vater fortgesetzt bemüht, seine Bildung nach allen Richtungen hin zu erweitern. In späteren Jahren fand sich in seinem Nachlaß sogar eine Uebersetzung des Livius aus dem Lateinischen in's Deutsche, die er noch als gereifter Mann in Angriff genommen, unvollendet vor. Mit offenem Sinn für alle geistigen Interessen begabt, betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen des Gewerbevereins und der Schlesischen Gesellschaft, der er im Jahr 1846 als Mitglied beigetreten war. In der technischen Section hat er wiederholt Vorträge gehalten, auch mehrere Schriften commerciellen und technischen Inhaltes herausgegeben. Diese gemeinnützigen Bestrebungen erwarben ihm die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Maße; er wurde mit verschiedenen Ehrenämtern betraut, war Mitbegründer des Kaufmännischen Vereins, den er später als Präsident leitete. Und als im Jahre 1867 die österreichisch-ungarische Regierung in richtiger Würdigung der Bedeutung Breslau's als Handelsplatz das erste Consulat hier errichtete, konnte sie für dieses Amt einen besseren Repräsentanten nicht finden, als den Mann, der, als Vorsitzender des Kaufmännischen Vereins, die bedeutungsvollen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten auf das eingehendste studirt hatte.

Das Streben nach geistiger Ausbildung hatte sich auf sämmtliche Kinder übertragen, die Söhne wollten alle studiren, und nur der energische Wunsch des Vaters, daß das Geschäft, das er begründet und groß gemacht, auch dereinst weiter geführt werde, hatte Oscar und Hugo nach langen Kämpfen schließlich bestimmt, sich dem Kaufmannsstand zu widmen und, nachdem sie auswärts ihre Ausbildung gesucht, in die Handlung J. Cohn & Comp. als Mitarbeiter einzutreten. Der Jüngste, Max, dagegen wurde gerade als Student der Rechte immatrikulirt, als ich in diesen Familienkreis eintrat und mich gleich hingezogen und darin heimisch fühlte.

Die Eltern lebten eigentlich nur unten in den Parterreräumen, und während Ferdinand sein Schlaf- und Studirzimmer im zweiten Stock hatte, hauste das heitere Völkchen der übrigen erwachsenen Kinder im ersten Stockwerk.

Wie schmucklos waren aber die Räume! Tapeten wären ein unerhörter Luxus gewesen, die Wände wurden immer wieder einmal von einem der geschickten „Haushälter" mit selbstfabrizirter Oelfarbe gestrichen. Das Hauptstück im Wohnzimmer war ein mächtiges, braunes Ledertuchsopha, mit weißen Porzellannägeln, davor stand der große Eßtisch und, wenn an besonders festlichen Abenden die Eltern mit den Kindern vereint, vielleicht noch ein paar gute Freunde dazu, versammelt waren, wie angeregt heiter war es da; es sprühten die Witze, Geist und Laune entfalteten sich und, wenn auch anderswo der Tisch feiner gedeckt war und die Möbel besser zusammen paßten, fröhlicher konnte es nirgends zugehen.



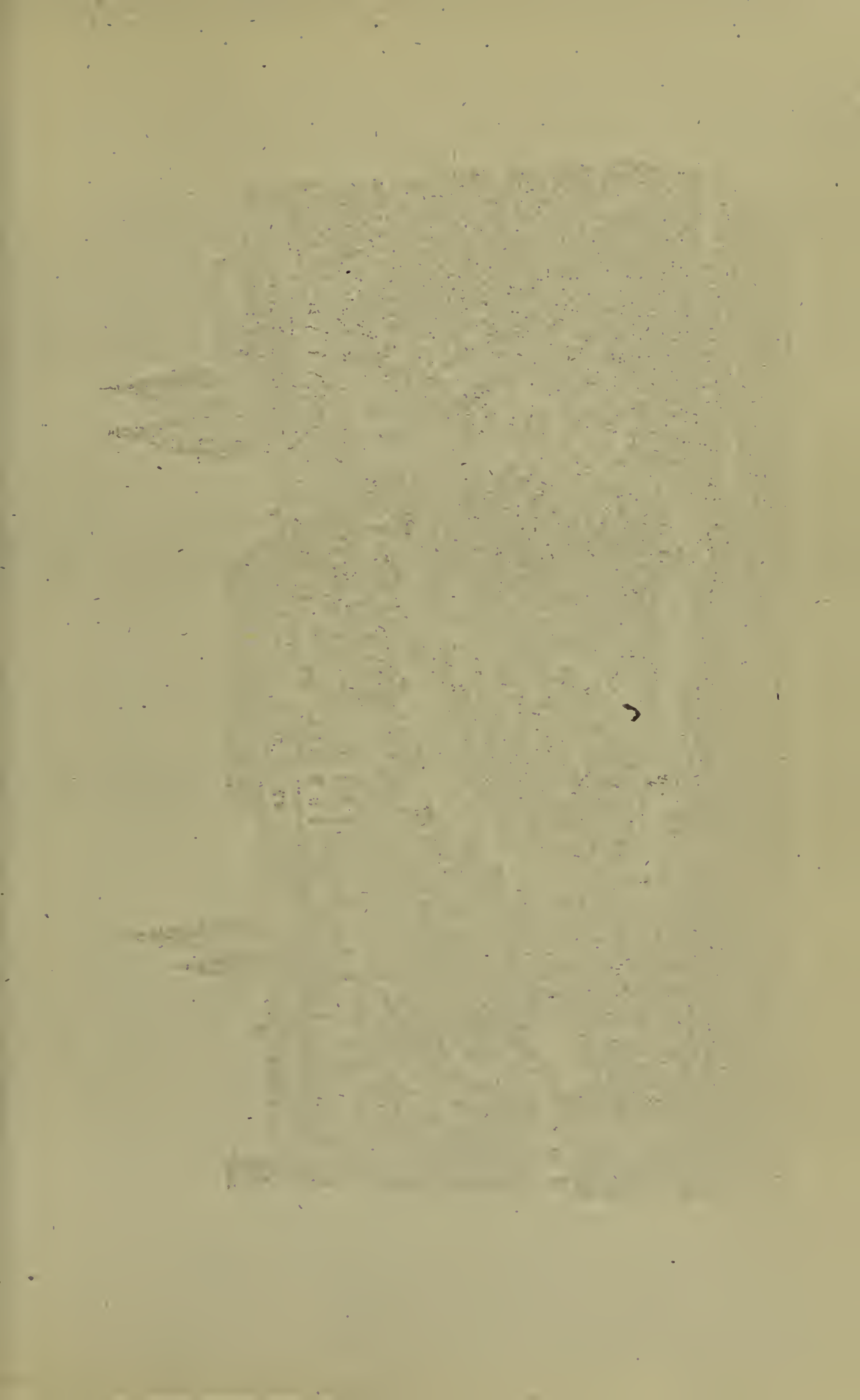
Ihr erinnert Euch ja noch, wenigstens die Aelteren von Euch, unserer Wohnung am Schweidnitzer Stadtgraben Nr. 26. Gleich nach unserer Verheirathung waren wir in dieses Haus gezogen, nachdem wir eine herrliche Hochzeitsreise an den Rhein, nach der Schweiz und nach Paris zur Welt-Ausstellung gemacht. Erst bewohnten wir eine kleine Abtheilung des ersten Stockes, wenige Jahre darauf zogen wir eine Treppe höher, wo wir uns mehr ausdehnen konnten. Da unsere erste Einrichtung, der damaligen Mode entsprechend, recht schmucklos war, hatte der ästhetische Sinn des Onkels nach und nach die Möbel durch stilvollere ersetzt, er bemühte sich, wirklich Geschmackvolles auszusuchen, hat auch gern auf Reisen etwas zum Schmuck der Wohnung gekauft, und wenn es nach und nach immer hübscher bei uns wurde, konnte er

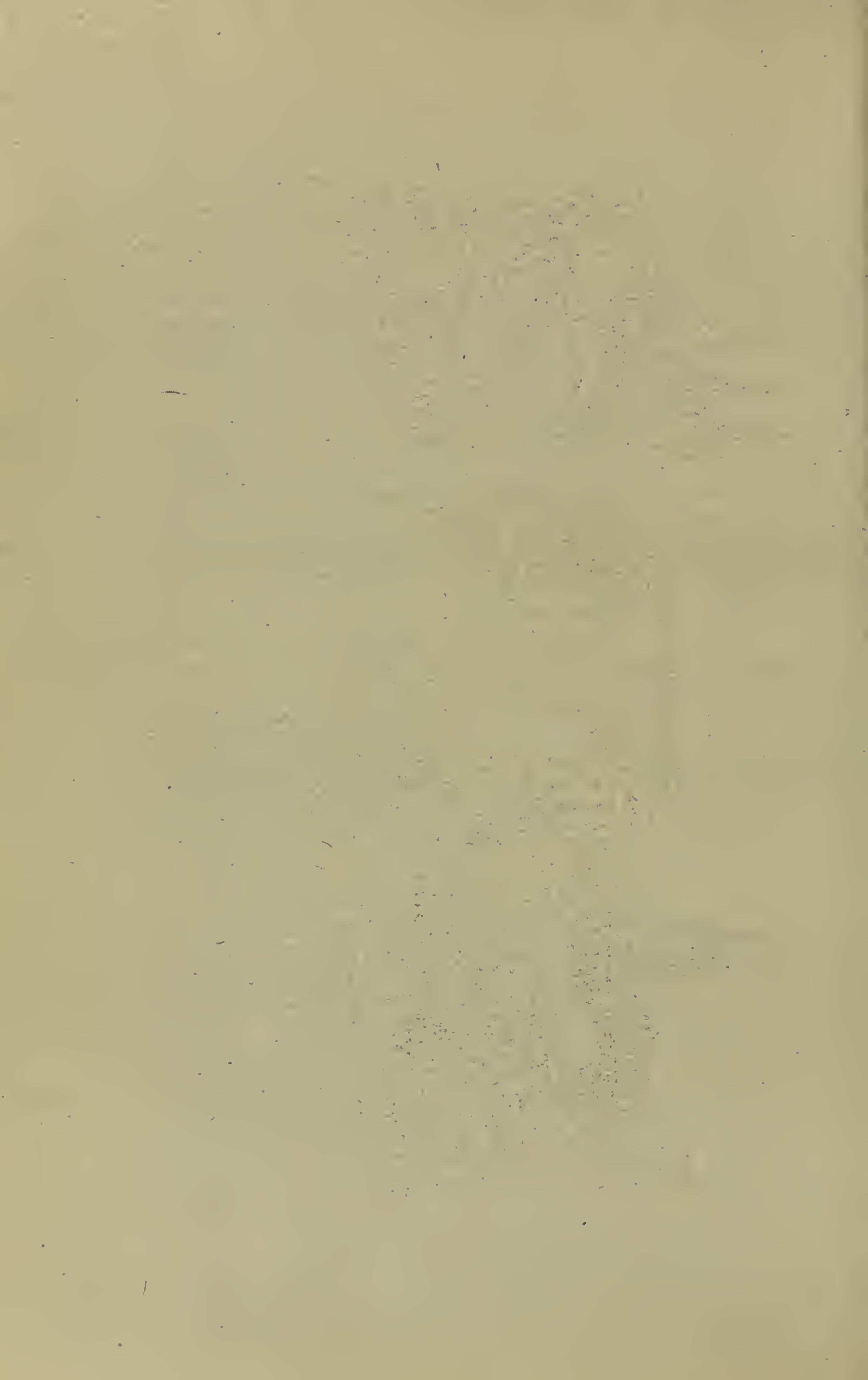
sich täglich dankbar darüber freuen. Waren die Räume von innen behaglich und traulich, und haben die guten Hausgeister vom ersten bis zum letzten Augenblick in Treue bei uns gewohnt, so gab die Aussicht, die wir von unseren Fenstern und von dem Balcon aus hatten, Allem einen besonderen Reiz.

Vor uns die Wasserfläche des Stadtgrabens, der dort eine malerische Biegung macht, gegenüber der sogenannte Wassergang, jener stille Weg mit den eigenthümlichen, breitästigen Pappeln, den alten Weiden und Crataegusbüschen. Die schöngepflegten Promenaden ziehen sich an dem Hügel hinauf, auf dem früher die alte Taschenbastion sich befand, und welcher jetzt mit dem stattlichen Bau der Liebichshöhe gekrönt ist; im Hintergrund das charakteristische Breslauer Stadtbild mit dem hohen Elisabeththurm und den beiden, in luftiger Höhe durch eine Brücke verbundenen Thürmen der Maria-Magdalenen-Kirche.

Wenn der Frühling kam, wenn an den Bäumen drüben auf der Promenade der erste grüne Schimmer sich zeigte, erfüllte den Botaniker die unbezwingliche Sehnsucht, in's Freie zu ziehen. Freilich die Tage der Woche waren mit emsiger Arbeit ausgefüllt, aber an jedem Sonntag, wenn es das Wetter nur irgend erlaubte, wurde hinausgepilgert aus der Stadt zu den blumenreichen Wiesen, in den grünenden Wald. Es brauchte nicht weit zu sein, nach Lissa mit seinem träumerischen Park, nach Sybillenort, Dyhrenfurth oder nach Rosalienthal, um den Zobten zu besteigen: Sonnenschein, klare Berge, heitre Laune! Und zum Zobten herüber grüßte uns das geliebte Riesengebirge.

Dieses war gewöhnlich unser Ziel für die Pfingstwoche. Die Natur unseres schlesischen Landes hatte Ferdinand vor Allem lieb, wie erfreute er sich an unseren Fluren und Wäldern, an unseren Bergen und Thälern, an unseren klaren Forellenbächen; es wäre kein richtiger Sommer für uns gewesen, wenn wir nicht einige Tage in des alten Rübezahl's Reich geweilt, erst den Kynast bestiegen, in der romantischen Schloßruine geschwärmt und dann eine Kammwanderung gemacht, zwischen dem niedrigen Knieholz, angeweht von der erfrischenden Luft, mit den Ausblicken auf Berg und Thal und das weite, schöne Schlesierland. Grade in dieser frühen Sommerszeit, wo die Berge noch nicht von der Schaar





der Touristen überlaufen wurden, war Alles wie unberührt und unbeschreiblich schön. Und wenn ich als junges Kind ihm mit Andacht gelauscht, wie er die Blumen deutete und sinnvolle Märchen von dem Walde dichtete, so horchte ich jetzt staunend, wenn er mich lehrte, was der Wald wirklich erzählt. Wie vor Jahrtausenden unser Hochgebirge entstand, da jene üppige Vegetation blühte und jene Bäume Wälder bildeten, die nun in den Braunkohlenlagern begraben sind, und wie grade die Blumenwelt unseres Hochgebirges und darunter die am wenigsten beachteten Pflanzen uns dazu verhelfen, die geheimen Kräfte zu erkennen, welche die Gestaltung unserer Erde mit bestimmt, und manche Räthsel zu lösen, für die wir sonst keinen Schlüssel haben. —

Bald wurde unser junges Haus der gesellige Mittelpunkt für die ganze Familie. Nachdem Ferdinand den Anfang gemacht, brachte jedes neue Jahr einen neuen Herzensbund bei den Geschwistern. Ein Jahr nach unserer Verheirathung hatte Oscar seine holde Cäcilie heimgeführt, nach einem weiteren Jahr vermählte sich die älteste der Schwestern, Flora, mit einem liebenswürdigen, tüchtigen Juristen, Leopold Peltasohn, und richtete sich ihr junges Heim nicht weit von uns, in der Palmstraße, ein.

Der Kreis der akademischen Collegen, in den wir schüchtern eintraten, war damals besonders interessant. Ich erinnere mich, daß die erste größere Gesellschaft, durch die ich in die Universitätskreise eingeführt wurde, bei dem berühmten Gynäkologen Spiegelberg stattfand; besonders liebenswürdig wurden wir von Grube, dem Zoologen, aufgenommen und von seiner Gattin, die polnische Grazie mit deutscher Innigkeit verband, und deren Haus Jahrzehnte lang der Mittelpunkt akademischer Geselligkeit war. Ebenso unvergessen blieben die heitern Feste in der Villa Lewald, des damaligen Stadtverordneten-Vorstehers.

Welche Persönlichkeiten treten vor mein geistiges Auge: ich denke an Göppert, seine hohe Gestalt, sein Antlitz mit den leuchtenden Augen und dem menschenfreundlichen Lächeln, an Roepell, den eleganten Weltmann, mit der bezaubernden Rede, an die

männlich tüchtige Erscheinung von Stobbe. Ich selbst war ja von jeher an Gastlichkeit gewöhnt, für Ferdinand wurde es bald eine der größten Freuden, liebe Gäste bei uns zu sehen und es ihnen in unserm Hause behaglich zu machen. Wie viel heitere Gespräche und welches wissenschaftliche Disputiren hallte wieder in dem gemüthlichen, sechseckigen Eßzimmer, mit den geschnitzten Eichenmöbeln und den Bordbrettern rings um die Wände, wo wir schön geformte Geräthschaften aufgestellt hatten. Immer ging von Ferdinand die lebhafteste Anregung aus, und manchmal war er von so sprühender Laune, daß sich Alle mit fortgerissen fühlen mußten.

All' die jungen Schüler und Mitarbeiter an dem neuen Institut verkehrten als Hausfreunde bei uns.

Da war Leopold Just, der, als einer der zwei ersten Praktikanten des Instituts, durch seinen lebendigen Eifer und seine praktischen Kenntnisse gleich bei der ersten Einrichtung wesentliche Dienste leistete. Die Anregungen, die er dort empfangen, wurden für seine ganze Laufbahn bestimmend. Nach wenigen Jahren erhielt er einen Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe, als Hülfslehrer für Agriculturchemie und wissenschaftliche Botanik, er wurde bald zum außerordentlichen, 1877 zum ordentlichen Professor der Botanik ernannt und gründete dort, trotz außergewöhnlicher Schwierigkeiten, Dank seiner unermüdlichen Ausdauer und seines praktischen Geschicks ein Botanisches Institut und einen Botanischen Garten, ebenso wie er sich um die Herausgabe des Botanischen Jahresberichtes ganz besondere Verdienste erwarb.

Der erste und langjährige Assistent an dem neu gegründeten Institut war Dr. Eduard Eidam. Mehrere Jahre waren seit der Gründung vergangen, viele fruchtlose Eingaben hatte es gekostet, bis endlich diese Assistentenstelle bewilligt worden war, und glücklicher Weise fand Ferdinand bald in dem rastlos fleißigen jungen Manne einen Mitarbeiter, der mit Treue und Emsigkeit sich ganz in den Dienst des Instituts stellte und die Aufgaben desselben zu den seinen machte bis zum Jahr 1886, wo die bis dahin im Institut provisorisch untergebrachte Samen-Controlstation zu einer selbstständigen Anstalt erhoben und Dr. Eidam zum Director derselben ernannt wurde.

Aber von unsern jungen Hausfreunden war uns vor Allen der nächste Dr. Joseph Schröter. Er war von Haus aus für den militärischen Sanitätsdienst bestimmt und wurde im Jahr 1865 als Stabs- und Bataillonsarzt nach Breslau versetzt.

Die Liebe zu den Pflanzen hatte ihn seit frühester Jugend erfüllt und entfachte in ihm den Eifer zu ernster botanischer Forschung, mit der er alle seine Mußestunden ausfüllte. So wurde auch er einer der ersten Mitarbeiter im Institut, an dem er bis an sein Ende eine überaus erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Von anspruchsloser Bescheidenheit und gegen Fremde zurückhaltend, bewährte Schröter im engeren Kreise der Freunde ein warmes Gemüth und verband mit einer umfassenden Bildung hervorragende poetische Begabung. Auf's engste schließt er sich an Ferdinand, an unser Haus und den ganzen botanischen Kreis an.

Nachdem er den deutsch-französischen Krieg 1870/71 mitgemacht hatte, wurde er nach dem Frankfurter Frieden nach Rastatt versetzt und hielt sich auch ab und zu in Freiburg i. B. auf. Aus allen seinen Briefen dieser Zeit geht hervor, daß er sich fern von Breslau wie im Exil fühlt. Er schreibt unter vielem Andern:

Rastatt, den 1. Januar 1876.

Verehrter Freund!

„Den ersten Brief, den ich im neuen Jahre absende, richte ich an Sie, um Ihnen von Herzen auch für die Zukunft das Glück zu wünschen, was Sie bisher geleitet hat.

Natürlich richten sich meine Glückwünsche ebenso an die hochverehrte Frau Professorin, Ihre Frau Gemahlin.

Dürfte ich mich der Freude des Wünschens hingeben, so würde ich in erster Reihe wünschen, für die Zukunft in Ihrer freundlichen Erinnerung zu bleiben, sodann: in diesem Jahre wieder einmal mit Ihnen auf einige Zeit zusammen zu treffen, darauf: wenn es doch gewünscht sein darf, wieder nach Breslau zu kommen, mit Ihnen zu leben, von Ihnen zu lernen, mit Ihnen zu arbeiten.

Nicht wahr, Sie finden, daß ich mir viel mehr wünsche, als ich Ihnen gewünscht habe. So geht es mit den Neujahrsphantasieen. — —

Ihr ergebenster

Dr. Schröter."

Da das Institut von Breslau schnell weiter bekannt wurde, kamen auch nach und nach Ausländer, durch die unser Kreis recht international wurde, Russen, Polen, Rumänen, Serben; auch Nordamerika schickte Schüler; ich erinnere mich eines sehr anziehenden, nicht mehr ganz jungen Mannes aus Canada, er war eine mächtige Erscheinung, groß und breit gebaut, mit dunkelblondem, langen Bart, dabei hatte er etwas ungemein Weiches und Kindliches in den blauen Augen. Voll regsten Eifers, mit großen Plänen für die Zukunft, interessirte ihn das geistige Leben hier so sehr, daß er verschiedene seiner Landsleute herschickte, viele Jahre hinter einander. Er wurde später in seiner Heimath schnell Professor, starb aber im besten Mannesalter.

Im Jahre 1874 sollte die Naturforscher-Versammlung in Breslau stattfinden; wochenlang vorher wurden schon Pläne für die Aufnahme der Gäste gemacht, und Ferdinand schrieb einige Aufsätze für die Zeitungen, um das Publicum dafür zu interessiren. Schon einmal hatte — im Jahr 1833 — die Naturforscher-Versammlung in Breslau's Mauern getagt. Einer Schilderung dieses bedeutsamen Ereignisses, welche Ferdinand in der „Breslauer Zeitung" gab, entnehmen wir das folgende.

„Zwar mit allgemeiner Freude, doch nicht ohne bange Sorge, war die Nachricht von der das Jahr vorher in Wien getroffenen Wahl aufgenommen worden; denn, wenn noch heut unsere Stadt unter ihrer, vom großen Weltverkehr abseits befindlichen Lage zu leiden hat, und man im Westen Deutschlands von uns nicht viel mehr weiß, als daß dicht hinter unseren Thoren Rußland mit seinen Wäldern voll Bären und Wölfen anhebt, so machte sich im Jahre 1833 die Isolirtheit der Stadt am östlichen Saume deutscher Civilisation noch mehr geltend.

Damals gab es noch keinen Bädeker, der den Reisenden mit Hülfe einfacher und Doppelsterne über alles Sehenswerthe aufklärt; die Geschäftsführer hielten es daher für angemessen, die nach Breslau fahrenden Gäste schon auf der Hinreise auf alles Das aufmerksam zu machen, was ihnen mit dem Eintritt in die Provinz besonders Beachtenswerthes aufstoßen möchte.

Wir erfahren daß damals acht große Straßen nach Breslau führten: Die Berliner Straße (Chaussee), auf der viermal die Woche Schnellpost von Berlin nach Breslau geht, wobei der Reisende Gelegenheit hat, Grünberg mit starkem Weinbau, Klopschen, Lüben, Parchwitz mit dem ehemaligen Kloster Leubus und einem Beschälgestüt zu bewundern; auf der Dresdener Straße (auch Chaussee) gehe zweimal die Woche Schnellpost; die Straße nach Prag sei meist Chaussee, die nach Krakau sei nur in Schlesien chaussirt, führe aber in die geognostisch interessanten Gegenden von Oberschlesien, während auf der großen Straße nach Warschau, die gar nicht Chaussee sei, sich weniger des Interessanten finde.

Den Glanzpunkt der Eröffnungssitzung bildete eine Rede Alexander von Humboldt's „über den Einfluß, den die dichterische Naturbeschreibung, die Landschaftsmalerei und die Cultur exotischer Gewächse auf die Belebung der Naturstudien ausgeübt haben". Diese meisterhafte Rede, welche Humboldt auf Bitten der Geschäftsführer erst in der vorhergehenden Nacht vollendet, finden wir im Eingange des zweiten Bandes des Kosmos abgedruckt; sie reflectirt den vollen Reiz, welchen eine sinnige Vertrautheit mit der Literatur aller Völker, die Pracht tropischer Reiseeindrücke, durchleuchtet von edler Gesinnung, der Humboldt'schen Darstellung verleihen."

Zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1874 kam ebenfalls eine ganze Reihe berühmter Gelehrter nach Breslau, und unsere Stadt hat sie würdig empfangen. Die Versammlung verlief sehr glänzend. Es wurden allerhand schöne Feste arrangirt, von denen besonders der Abend auf der Liebichshöhe, mit der feenhaften Beleuchtung, allen Theilnehmern in dauernder Erinnerung blieb. Ferdinand hatte die Freude, viele

ausländische Gelehrte, manche liebe alte Freunde bei uns zu sehen: da war Professor Batalin aus Petersburg, der Akademiker Brandt mit seiner liebenswürdigen Tochter, Professor Willkomm aus Prag, Aubert aus Rostock, Kny aus Berlin, Just aus Karlsruhe und viele Andere.

In der dritten allgemeinen Sitzung hielt Ferdinand den Vortrag: Unsichtbare Feinde in der Luft.





Weitere wissenschaftliche Arbeiten.

In engem Zusammenhang mit den zuletzt besprochenen Arbeiten über die systematische Anordnung der niederen Pflanzen stehen Ferdinand Cohn's etwa seit 1868 energisch wieder aufgenommenen Untersuchungen über die Bacterien, die vor Allem seinem Namen Weltruf verschafft haben. Die wissenschaftliche Medicin begann damals sich der mikroskopischen Untersuchung der Krankheitserreger aus der Classe der Bacterien zuzuwenden; jedes Jahr brachte neue, bedeutungsvolle Entdeckungen, aber es fehlte das naturwissenschaftliche Fundament, das die gefundenen Einzelheiten als Bausteine zu einem soliden Gebäude zu verwenden gestattet hätte. Ja, nicht einmal darüber war man sich klar, ob Zoologen oder Botaniker der Medicin diese unerlässliche Vorarbeit zu liefern hätten. Denn die wenigen bekannten Bacterienarten wurden meist noch wie zu Ehrenberg's Zeiten als Angehörige der Classe der thierischen Monaden angesehen.

Seit 1870 trat Cohn mit seinen grundlegenden Arbeiten an die Oeffentlichkeit, welche die Basis einer neuen Wissenschaft geworden sind. Und wie in seiner ersten Periode, so folgten ihm wieder Schlag auf Schlag die bedeutungsvollsten Entdeckungen, und neben ihm, von ihm angeregt und ge-

leitet, schaffen nun auch seine Schüler. Blieben Anfangs auch überall noch Lücken, liefen selbst Irrthümer mit unter, erwies sich namentlich die Methodik besserungsbedürftig, so wurde doch Cohn unbestritten der wissenschaftliche Begründer der Bacteriologie. Er zeigte zuerst die Verwandtschaft der Bacterien zu den Schwingfäden und damit zu den Pflanzen. Er erwies, dass hier die zoologisch-botanischen Begriffe von Art und Gattung ebenso anwendbar seien, wie überall sonst im Reiche des Lebenden, er schloss daran die Widerlegung der letzten durch Scheinversuche gestützten Angaben über die Möglichkeit einer Urzeugung. Zu diesem Zweck musste er sterilisirte Nährböden schaffen; mit diesen aber hat er das erste Grundprincip der modernen Bacterienmethode, der modernen Asepse in die Praxis übergeführt. Als Erster fand und beschrieb er eine Menge neuer, interessanter und wichtiger Bacterienarten und gruppirte sie mit den schon bekannten in ein übersichtliches System von praktisch leichter Anwendbarkeit, das in seinen Hauptzügen auch heute noch besteht. Auch das soll nicht vergessen sein, dass er die verwirrende Bacterien-Terminologie, welche sich damals unter den Händen von Männern bildete, welche die Regeln der wissenschaftlichen Namengebung nicht kannten oder gering achteten, durch eine streng correcte ersetzte und auch hierdurch einer praktischen Anwendung der neuen Wissenschaft die Wege ebnete.

Der Zufall will, dass wir uns heute ein offenbar zutreffendes Bild davon machen können, was wohl aus der Bacteriologie geworden wäre, wenn in ihr die medicinische Methode nicht in der botanischen Auffassung Grundlage und Correctiv gefunden hätte. 1874 erschienen Billroth's „Untersuchungen über die Vegetationsformen der Coccobacteria septica", nach Cohn's ersten, entscheidenden Arbeiten, aber ohne Berücksichtigung derselben. Einer der geistvollsten Aerzte unsres Jahrhunderts bereitete sich hier die eclatanteste Niederlage. Alle Bacterienformen, hiess es da, seien Entwickelungsstadien einer einzigen zu beliebiger Transformation befähigten Art. Wie war es nur möglich gewesen, dass aus dem hellen Licht

der Forschung ein solcher Schritt zurück in überwundenes Dunkel geschah? — Ein Brief Billroth's an Cohn kündet diesem das Buch an, das er zu milder Beurtheilung empfiehlt. „Lesen Sie es," so heisst es dort ungefähr, „in einer gütigen und nachsichtigen Stunde, denn Ihren botanischen Anforderungen werde ich nicht genügen können." Cohn hat denn auch Billroth's Buch, dessen Resultate er selbstverständlich durchaus abweisen musste, der Form nach sehr milde beurtheilt und, was er in ihm Brauchbares gefunden, freundlich hervorgehoben.

Bei dem beispiellosen Aufschwung, welchen die Bacterienkunde und ihre Anwendung in der Praxis in diesen dreissig Jahren gefunden hat, musste die neue Disciplin, sobald ihre Einreihung unter die medicinischen Wissenschaften geboten war, naturgemäss ihre eigene Methodik entwickeln. Die Aerzte, welchen diese zum täglich gebrauchten Handwerkszeug geworden ist, lenken gern dankbar den Blick auf den Mann, der die moderne bacteriologische Methodik begründet hat, Robert Koch, und vergessen darüber vielleicht Cohn's Verdienste. Aber auch Koch fusst geistig auf den von Cohn gelegten Fundamenten, ja noch mehr, er hat, wenn er auch Cohn's Schüler niemals gewesen ist, gleichwohl von ihm directe Anregung, Förderung und Unterstützung erhalten. — Der folgende Brief leitete Robert Koch's Beziehungen zu Ferdinand Cohn ein:

Wollstein (Prov. Posen), d. 22. April 1876.

Hochgeehrter Herr Professor!

„Durch Ihre in den Beiträgen zur Biologie der Pflanzen veröffentlichten Arbeiten über Bacterien angeregt habe ich, da ich mehrfach das nöthige Material bekommen konnte, mich längere Zeit mit der Untersuchung des Milzbrandcontagiums beschäftigt. Nach vielen vergeblichen Versuchen ist es mir endlich gelungen, den Entwickelungsgang des Bacillus anthracis vollständig aufzufinden. Durch vielfache Versuchsreihen glaube ich dem Resultat meiner

Untersuchungen eine genügende Sicherheit gegeben zu haben. Bevor ich jedoch damit an die Oeffentlichkeit trete, würde ich Sie, hochgeehrter Herr Professor, als den besten Kenner der Bacterien, ganz ergebenst bitten, Ihr Urtheil über den Befund abgeben zu wollen. Leider vermag ich nicht durch Vorlegung von Präparaten, welche die einzelnen Entwickelungsstufen enthalten, den Beweis zu führen, da es nicht gelingen wollte, die Bacterien in entsprechenden Flüssigkeiten zu conserviren. Ich würde Sie daher ganz ergebenst bitten, mir gestatten zu wollen, dass ich Ihnen vielleicht im pflanzenphysiologischen Institut während einiger Tage die nothwendigen Experimente zeigte. Wenn Sie, hochgeehrter Herr Professor, geneigt sind, diese ergebenste Bitte zu erfüllen, dann bestimmen Sie gefälligst die Zeit, wann ich nach Breslau kommen soll.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dr. Koch

Kreisphysikus."

Ueber diesen Besuch und seine Folgen hatte Ferdinand Cohn einige Jahre später besondere Gelegenheit sich zu äussern. Denn als Koch durch seine grossen Entdeckungen wohl der populärste Gelehrte Deutschlands geworden war, als man keine Zeitung entfalten konnte, ohne darin Koch's Namen zu finden, und Jedermann sich auch für die persönlichen Erlebnisse, den Werdegang, die Entwickelung des so plötzlich zur Berühmtheit Gelangten interessirte, bildete sich bald ein förmlicher Mythus um das Verhältniss Koch's zu Ferdinand Cohn. Dieser nahm daher in einem der Breslauer Blätter das Wort, um seine Beziehungen zu Robert Koch klarzulegen.

Breslauer Zeitung, 17. December 1890.

— — — „Ich hatte mich damals schon seit einer Reihe von Jahren mit bacteriologischen Untersuchungen beschäftigt

und erhielt in Folge dessen nicht selten Ankündigungen von Dilettanten über ihre angeblichen Entdeckungen auf diesem damals noch wenig exact bearbeiteten Gebiete; ich hegte daher auch sehr geringe Erwartungen von jener Zuschrift eines völlig unbekannten Arztes aus einer polnischen Landstadt. Indessen schrieb ich natürlich, dass es mich sehr freuen würde, wenn Herr Koch seinen Besuch ausführen und mir seine Sachen zeigen wolle. Koch kam am 30. April in mein Institut, und ich kann mich wohl rühmen, dass ich in der ersten Stunde in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe. — — —

Koch blieb bei seinem ersten Besuch nur kurze Zeit in Breslau; ich benutzte sie, um meine Breslauer Collegen mit Koch und seinen Forschungen persönlich bekannt zu machen. Ich bin dann noch Jahre lang mit Koch in angelegentlichem Briefwechsel geblieben. Koch's Briefe erfüllten gewöhnlich mehrere Bogen; auch wiederholte er seine Besuche in Breslau und, als im Sommer 1879 die Stelle eines Gerichtsphysikus in Breslau frei wurde, gelang uns Koch's Berufung in dieses Amt. — — —

Die gerichtsärztliche Thätigkeit in Breslau konnte Koch weder wissenschaftlich, noch materiell befriedigen; nach wenigen Monaten kehrte derselbe wieder nach Wollstein zurück, wo für ihn das Kreisphysikat offen gehalten worden war. Dass er hier nicht lange blieb, sondern schon im Jahre 1880 an das neu gegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde, gereichte der Deutschen Reichsregierung zur hohen Ehre und der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit zum Segen."

Und so hat Ferdinand Cohn als Erster Koch's Bedeutung voll erkannt und soviel er konnte den Collegen neidlos gefördert.

Er selbst blieb gleichwohl im Wesentlichen bei seinen Methoden; er blieb Botaniker, so sehr er auch für die hygienisch-medicinische Bedeutung seiner Studien Verständniss besass. In seiner ersten Bacterienarbeit: über den Brunnen-

faden (Crenothrix polyspora Cohn), betont er sogar ganz besonders die Bedeutung der mikroskopischen Wasseranalyse für die Hygiene und giebt ausführliche Anweisungen für die praktische Ausführung solcher Arbeiten; er hatte seit dieser Zeit auch vielfach Gelegenheit, als gerichtlicher Sachverständiger über Wasserverderbniss durch Fabriken etc. die praktischen Anforderungen derartiger Untersuchungen genau kennen zu lernen; auch hat er hierin eine Reihe von Schülern ausgebildet.

Aber mehr noch als für diese Seiten interessirte sich Cohn für die rein wissenschaftlichen Probleme der aufblühenden Bacterienkunde. Bau, Vermehrung, Bewegung der Bacterien sollten, mit den zur Zeit besten optischen Hülfsmitteln, gründlich untersucht, die Pflanzennatur der Objecte, ihren Anschluss an die Oscillarieen und damit ihre Stellung im natürlichen System erweisen. Grössere Bedeutung wurde auch den Farbstoffen der Bacterien beigemessen; rein physiologische Fragen gliederten sich dann den systematischen an.

Ohne die modernen apochromatischen Mikroskope, ja ohne die jetzt allgemein gebräuchlichen Hülfsmittel der Fixirung, Beizung und Färbung gelang es Ferdinand Cohn, die Eigenthümlichkeiten in der Organisation der allerkleinsten Lebewesen zu erkennen: ihre Vacuolen, Cilien, Sporen, ihre aus Eiweiss gebauten Membranen und Schleimhüllen. Freilich war die Arbeit, zumal in den schlecht beleuchteten Räumen seines Institutes, für seine ohnedies nicht starken Augen äusserst anstrengend, ja vielleicht gradezu schädlich.

Wir müssen uns mit den gegebenen Andeutungen über Cohn's unvergängliche Verdienste um die Bacteriologie begnügen und wir dürfen hier kurz sein, denn sie sind allbekannt.

In die Epoche der Bacterienuntersuchungen, bei welchen Cohn durch seine Schüler, namentlich Schröter und Eidam, werthvolle Unterstützung fand, fallen noch mehrere andere Arbeiten von Bedeutung. Der erste Band der Cohn'schen „Beiträge“ brachte neben Anderem noch Untersuchungen „über eine neue Pilzkrankheit der Erdraupen“ (Tarichium mega-

spermum Cohn) und „über parasitische Algen“, bemerkenswerth namentlich durch die Entdeckung und Beschreibung von Chlorochytrium Lemnae Cohn, einer Alge, welche wie ein Pilz im Laub der Wasserlinsen schmarotzt; weiter die vollständige Lebensgeschichte von Volvox, die schon oben erwähnt wurde, und endlich die wichtige Entdeckung der Carnivorie bei Aldrovanda und Utricularia (1874), welche gleichzeitig mit den Arbeiten von Darwin über Drosera und von Burdon Sanderson über Dionaea erschien. Schon im Jahre 1850 hatte Cohn über die Morphologie und Anatomie der wunderlichen Aldrovanda berichtet, hatte aber ebensowenig wie andre spätere Untersucher bemerkt, dass die Blattspreite der Pflanze normal ausgebreitet ist und nur im gereizten Zustand eine Blase darstellt; man kannte eben nur gereizte oder kältestarre Exemplare. Zufällig fand B. Stein, als er Aldrovanda an ihren natürlichen Standorten in Oberschlesien einsammelte, den wahren Thatbestand, und alsbald fiel Cohn die Aehnlichkeit des Blattes von Aldrovanda mit demjenigen von Dionaea, der „Venusfliegenfalle“, auf, dessen Insectenfang ja schon lange bekannt war. Richtig angestellte Versuche bewiesen alsbald den Thierfang bei Aldrovanda, und gewisse Analogien zwischen dieser Wasserpflanze und dem sog. Wasserschlauch (Utricularia), mit welchem sie in Schlesien ihre Fundorte theilt, veranlassten Cohn auch hier nach Thierfang zu suchen, welcher denn auch sofort constatirt werden konnte. Während Cohn die Mechanik der Thierfallen bei beiden Carnivoren genau ermittelte, — die Blätter der Aldrovanda gleichen den „Tellereisen“, mit welchen man Raubthiere fängt und schlagen bei Berührung wie diese blitzartig schnell zusammen, während die Blasen der Utricularia wohl mit Mäusefallen verglichen werden können, — wollte er sich über die Frage, ob die gefangenen Kruster wirklich zur Ernährung der Pflanzen dienten, kein Urtheil erlauben, ebensowenig wie über die von ihm schon vermuthete Carnivorie von Nepenthes, Sarracenia und Cephalotus, welche mit ihren zu Kannen und Krügen umgebildeten Blättern zu den wunderlichsten Zierden unsrer Gewächshäuser gehören.

Angeregt durch seinen Freund Leopold Auerbach, einen der Entdecker der merkwürdigen Erscheinungen der Zellkerntheilung, nahm Ferdinand Cohn 1876 die Untersuchung pflanzlicher Schwärmzellen wieder auf, welche er ein Vierteljahrhundert früher an Haematococcus begonnen hatte. Seine Arbeit: „Bemerkungen über die Organisation einiger Schwärmzellen“ lieferte der neueren Zellenlehre werthvolle Studien über die Organe der Zelle, contractile Vacuolen, Pyrenoide (Amylumkerne), Zellkerne und Zelltheilung.

Mit einem seiner Schüler führte Cohn eine Untersuchung über die Einwirkung elektrischer Ströme auf die Vermehrung der Bacterien aus; Cohn's letzte in den „Beiträgen“ erschienene Arbeit ist eine monographische Behandlung der Tabaschir, jener eigenthümlichen Ausscheidungen indischer Schilfarten, welche in der Medicin und dem Aberglauben des fernen Ostens eine grosse Rolle spielen und namentlich auch in physikalischer Hinsicht höchst bemerkenswerthe Erscheinungen bieten.

Doch Ferdinand Cohn's geistige Thätigkeit war fern davon, nach all' diesen Arbeiten abgeschlossen zu sein. Rastlos suchte und fand seine unerschöpfliche Natur neue Gebiete zu dankbarer Production. Jetzt begann er sich wieder an das grosse Publicum zu wenden, die glänzenden Entdeckungen der Naturwissenschaft einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Als geistvoller Redner berühmt, hatte er oft in Breslau, in Berlin, auf den verschiedenen Naturforscherversammlungen, die er stets gern besuchte, zu sprechen; seine Vorträge fanden allgemeines Interesse und ausserordentlichen Anklang. Sie gelangten in belletristischen Zeitschriften zum Abdruck oder erschienen auch einzeln, zum Theil in wiederholten Auflagen, wie der Vortrag: „Die Entwickelung der Naturwissenschaften in den letzten 25 Jahren“ (1871). Was all' diese Vorträge auszeichnet, ist der souveräne Standpunkt des Autors, sein weiter Blick, sein umfassendes Wissen; dazu aber gab Cohn Allem, was er sagte, eine den

strengsten Anforderungen des Geschmackes Genüge leistende Form.

In diesen Vorträgen begann Cohn ein Programm zu erfüllen, das er sich lange Jahre vorher gestellt und schon 1854 in seiner ersten populären Schrift: „Der Haushalt der Pflanze" ausgesprochen hatte: er wollte den Freunden, den Bewunderern der Natur helfen durch Erweiterung ihrer Kenntnisse ihre Liebe, ihre Bewunderung zu vertiefen.

Er sprach nicht allein für seine Schüler und Freunde. In seinen Vorträgen hatten ihn auch Frauen sprechen gehört, und grade unter ihnen fand seine edle und reine, poetisch zarte Auffassung der Natur die begeistertste Aufnahme. Er fasste den Plan, aus seinen Vorträgen und einigen Ergänzungen ein grosses Buch über die Natur zu schaffen, das auch den Frauen, deren naturwissenschaftliche Vorbildung bis zum heutigen Tag in beklagenswerthester Weise vernachlässigt wird, in allen seinen Theilen zugänglich sein sollte. So entstand sein berühmtes Buch „Die Pflanze" (1882), eine Reihe von Aufsätzen, fast unmerklich durch ein feines Band zu einem ganzen Bild der Botanik zusammengehalten, classisch in der Form, poetisch in der Auffassung, reich und wahr im Inhalt. Mit Rücksicht auf sein Publicum und seinen eigenen Neigungen folgend hat Cohn in seine Darstellung soviel Allgemeininteressantes, historische, biographische Notizen, Dichterworte und Gedanken von Denkern eingewoben, dass dem naturwissenschaftlich nicht vorgebildeten Leser die rein botanischen Details unbemerkt fast, in einem Medium zugeführt werden, für dessen Aufnahme seine Vorbildung ihn leicht befähigt.

So erscheint der grosse Erfolg, den dies einzige Buch in den geistig regsamsten Kreisen Deutschlands gefunden hat, voll erklärt. Dass es Tausende von Frauen für die Botanik interessirt hat, wird die Männerwelt dem Cohn'schen Buch vielleicht im 20. Jahrhundert nicht mehr zum Vorwurf machen. Und wenn das Buch zum ersten Mal zwei Männer als Botaniker in Anspruch nahm, welche wir bis dahin nur als Dichter und Denker kannten, Rousseau und Goethe, so

wurde es auch den Verehrern dieser Beiden zur lieben Lectüre. Ferdinand Cohn ist der erste gewesen, der Goethe's Bedeutung für die Botanik voll erkannt und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat. Wohl hatte einst Humboldt geschrieben, dass er sich in Weimar und Jena überall „durch Goethe's Geist und Naturansichten gehoben, gewissermassen mit neuen Organen ausgestattet“ gefühlt habe. Doch gleichwohl hatte Geoffroy St. Hilaire Recht, wenn er über Goethe's „Metamorphose der Pflanzen“ sagte, sie sei fast ein Jahrhundert zu früh erschienen, ehe es noch Botaniker gab, die sie zu studiren und zu verstehen fähig waren.

Ferdinand Cohn war es vorbehalten, diesen hundertjährigen Bann zu brechen. Er lehrte uns, die wir den Dichter Goethe mit immer neuer Liebe und Bewunderung verehren, auch in dem Botaniker Goethe einen führenden Geist kennen, ja den Begründer der modernen Morphologie der Pflanzen. Die Grundgedanken der Metamorphose der Pflanzen sind die Fundamente einer der wichtigsten Disciplinen der Botanik geworden. Was Goethe in poetischer Form, bald in kühnen Bildern, bald in feinen Beobachtungen ausgedrückt, das lehrt, trägt in präciserer Fassung jeder Professor der Botanik seinen Schülern vor.

Doch viel grösser erscheint uns Goethe's Verdienst um die Botanik, wenn wir sie mit Ferdinand Cohn von einem weiteren Standpunkt aus betrachten. Nicht die uns richtig scheinenden Gedanken und Beobachtungen Goethe's über die Pflanzen sind es, die sein unsterbliches Verdienst darstellen, sondern seine Art zu denken, seine freie Auffassung, sein Suchen nach der „Alles umfassenden Formel“, worin er sich so kühn und energisch dem Despotismus der Linné-schen Naturauffassung entzog. Linné hatte aus der Botanik ein Metier gemacht, das man ausüben konnte, ohne Geist, wenn man nur von dem Geist des Meisters zu zehren verstand, der alles schon definirt, systematisirt, categorisirt hatte. Goethe machte die Botanik zur freien Wissenschaft, zeigte uns, dass es die Besten nicht befriedigen kann, bloss Thatsachen zu constatiren; lehrte uns bei den Beobachtungen

zu denken, das Gemeinsame in den Einzelerscheinungen zu sehen, die ewigen Gesetze, welche die Formen beherrschen, zu suchen.

Und Goethe war es, der der Botanik die ihr anklebende Neigung zum Zünftig-Spiessbürgerlichen nahm, der für sich, wie für jeden Gebildeten, das Recht verlangte, auch von dieser Wissenschaft das Allgemeininteressante mit geniessen zu dürfen, das eine engherzige Auffassung durch einen wahren Schutzwall von Namen, Definitionen, handwerksmässiger Scheingelehrsamkeit sich allein zu sichern suchte. Nicht nur das Recht, die Pflanzenwelt wissenschaftlich verstehen zu dürfen, machte Goethe geltend, nein auch die Pflicht dazu. Er wollte keine Geistesbildung als abgerundet und abgeschlossen gelten lassen, welche auf rein philologisch-historischer Grundlage ruhte. Er verlangte auch die naturwissenschaftliche Bildung, die er selbst sich unendlich mühsam, in späteren Lebensjahren angeeignet hatte, als unerlässlichen Theil eines harmonischen Ganzen.

Ferdinand Cohn hat diese Ideen Goethe's zuerst richtig verstanden und nicht zum wenigsten selbst dazu beigetragen, ihnen endlich Geltung zu verschaffen.





Reise nach England 1876.

Der Sommer 1875 findet uns in einem stillen, bescheidenen Badeorte Nord-Böhmens, Liebwerda. Die erfrischenden Waldwege, die lieblichen Formen der Berge, die Einfachheit des Lebens sind ganz dazu angethan, nach dem anstrengenden Semester auch die geistige Ruhe zu bringen, die Ferdinand für sein wissenschaftliches Arbeiten braucht. Er ist damit beschäftigt, das ihm kurz vorher übersendete Buch von Charles Darwin „On insectivorous Plants" zu studiren, und da er aus einem benachbarten Moorgrund lebende Exemplare von Drosera rotundifolia, der von Darwin am eingehendsten studirten insectenfressenden Pflanze, erhält, wiederholt er täglich seine Beobachtungen. Darüber macht er auch dem großen englischen Forscher Mittheilung, der schon seit mehreren Jahren in Correspondenz mit ihm getreten, dessen Briefe mit wahrhafter Liebenswürdigkeit geschrieben sind, und dessen persönliche Bekanntschaft zu machen uns im folgenden Jahr vergönnt war.

Ein Auftrag des Ministers zum Bericht über die Ausstellung wissenschaftlicher Apparate in London, an der Ferdinand als

Comitémitglied, wie durch die Einsendung von Instituts-Apparaten betheiligt war, bestimmte uns zur Reise nach England. Wir fahren am 8. August nach Gießen, wo wir zum ersten Mal unser junges Geschwisterpaar in seinem neuen Heim aufsuchen. In Köln werden wir von lieben Freunden gastlich aufgenommen, mit ihnen besuchen wir Abends das Etablissement der Flora. Das Palmenhaus ist sehr großartig; schön ist ein Tempel mit der Marmorstatue der Flora und der Rückblick vom Dach auf die vielthürmige Stadt und den Rheinstrom. Nachts reisen wir weiter, in demselben Zug finden wir Professor Römer und Professor von Lasaulx aus Breslau, beide ebenfalls auf der Fahrt nach England. Ein wohlwollender Schaffner verhilft uns zu einem besondern Coupé, freilich werden wir mitten in der Nacht durch die langweilige Douane in Verviers geweckt, eine unliebsame Störung, der sonderbare Engländer in langen Schlafröcken einen humoristischen Zug geben. Als es dämmert, sind wir schon mitten in Belgien. Obstspaliere schließen die Bahn ein und begrenzen die Felder. Um vier und ein halb Uhr erreichen wir Brüssel; in dem behaglichen Hotel de Saxe wird der Rest der Nacht verschlafen. Als wir aufwachen, ist gegenüber im Spitzenladen und im Blumengeschäft schon lebhaftes Treiben. Wir beginnen die Runde durch die reizende Stadt, die uns echt französisch anmuthet. Die Grande Place ist heute bedeckt vom Blumenmarkt, wo Palmen und andere Blattpflanzen, so wie eine bunte Menge Blumen billig verkauft werden; auf diesem schönsten aller mittelalterlichen Plätze drängt sich das Volk in lebhaftem Treiben, zwischen den prächtigen Zunfthäusern, der alten Waage und dem im reichen Ornamentschmuck über Allem thronenden Rathhause mit dem merkwürdigen, durchbrochenen Thurm. Das Denkmal der Grafen Horn und Egmont in der Mitte versetzt uns in historische Stimmung. So wird der Tag angenehm verbracht, zuerst in dem Palais de l'Industrie et des Beaux-Arts, in den großen naturhistorischen Sammlungen, dann mit Betrachten der prächtigen Gebäude, der amüsanten Läden und der schattigen Promenaden des alten Parks.

Am nächsten Morgen, Sonnabend, den 13. August verlassen wir früh die Stadt. Die Schnelligkeit der Fahrt macht es fast unmöglich, das Land zu betrachten. Ueber die Schelde, die Canäle,

vorüber an Alost, Gent und Brügge, deren Thürme und Belfrieds von ferne uns grüßen, und zuletzt durch die Dünen geht die Bahn; der Horizont verhüllt sich in Nebel. Als wir um zehn Uhr in Ostende ankommen, sehen wir nur wenig von der Stadt, die in einen Nebelschleier gehüllt ist. Ohne Aufenthalt fährt der Zug nach dem Hafen, ein kleines Dampfboot erwartet uns, in das wir sofort übersteigen; das Boot setzt sich in Bewegung, das stille Wasser des Hafens wird rasch verlassen, bald umgiebt uns das Meer. Während Ferdinand leidlich munter bleibt, lege ich mich, sorglich von ihm geleitet, an den Rand des Schiffes, die See ist nicht ruhig. Ein menschenfreundlicher, aber trinkgeldbedürftiger Matrose hüllt mich in einen Waterproof, dennoch bleibt mir die Katastrophe nicht erspart. Der Nebel wird so dicht, daß das Schiff mit halber Kraft fährt und unaufhörlich Signale mit der Dampfpfeife giebt. Unheimlich tönen die Sirenen. Einzelne Boote tauchen in Dunst auf und verschwinden wieder wie Schatten. Endlich ist Alles überstanden, um drei Uhr sind wir am riesigen Pier von Dover, mächtig erhebt sich die weiße Klippe, oben in Nebel gehüllt. Wir tragen unser Gepäck auf dem langen Pier nach der Station (London — Chatham — Dover); so sind wir glücklich auf festem Lande, auf englischem Boden. Der graue Bahnhof mit der großen gewölbten Halle, allerliebst die refreshment bar von Spiers und Pond mit der freundlichen bar-maid, die bar so elegant decorirt mit Gläsern und Flaschen, das erste Glas Sherry, die ersten sandwiches in a bag. Wir promeniren ein wenig durch die Stadt. Die dunkeln englischen Straßen, belebt von rothröckigen Soldaten, das Mützchen kokett schief aufgesetzt, mit dem Riemen unterm Kinn gehalten, in der Hand ein Stöckchen, meist bartlos, wie unsre Corpsstudenten. Einzelne Schotten mit nackten Knieen. Um 5³/₄ Uhr verläßt der Zug die Station, wir gerathen in einen Pullmann car, der extra zwei Schilling kostet. Es ist ein großer Salon mit breiten Spiegelscheiben und eleganten Drehsesseln, Canapés und Tischchen; auf einen Druck des Telegraphen erscheint sofort ein Diener. Durch Jalousien wird die Sonnengluth abgehalten. Der Expreßzug braust mit betäubender Geschwindigkeit, ohne Zwischenstation durch Kent, beinah werden wir wieder seekrank. Bei Folkestone

sehen wir nochmals die schäumende graue See, dann durch große Tunnels, die die Kreidefelsen durchbohren. Allmählich erholt, betrachten wir die englische Hügellandschaft mit den grünen Wiesen, hier und da Wald und graue Städtchen und, ehe wir es uns versehen, liegt der Krystallpalast vor uns, den wir schon von so vielen Abbildungen kennen. Durch einen großen Tunnel, an kleinen Bahnhöfen vorbei, hoch oberhalb der Straßen und der ununterbrochenen Zeilen von Cottages, dann ein Wald von Dampfschornsteinen, dichte graue Häusermassen, hohe Wände von oben bis unten mit Plakaten bedeckt. Wir sind in London, der Zug braust in die riesige Wölbung der Victoria-Station. Mit der den englischen Beamten eigenen ruhigen Freundlichkeit verhilft uns ein Bahnbediensteter sogleich zu unserm Gepäck, zur Zollvisitation, die bequem erledigt wird, und in ein Cab, das uns in geflügelter Eile nach Hyde Park Corner in unser Alexandra Hotel bringt, wo College Römer aus Breslau uns bereits Wohnung bestellt hat. Noch am selben Abend kommt Professor Burdon-Sanderson uns besuchen. Der schon damals berühmte Professor der Physiologie war mit Ferdinand dadurch in regen Briefwechsel getreten, daß er bei Dionaea die Thierfallen entdeckt hatte, gleichzeitig mit Ferdinand's Entdeckung ähnlicher Einrichtungen bei Aldrovanda. Er hat die Freundlichkeit, uns eine Einladung von Dr. Hooker, Director von Kew Gardens, für nächsten Donnerstag zum Lunch zu überbringen und fordert uns zugleich selbst zu einem Besuch in seinem Landhaus auf.

Wir werden nun von Ferdinand Römer, der durch seine großen Reisen weltgewandt und mit Allem vertraut ist, in die imposanten Londoner Sammlungen geführt: British Museum, National Gallery und viele Andere; er weiht uns aber auch in die Geheimnisse des englischen Lebens ein und lehrt uns die verschiedenen Fahrgelegenheiten benutzen, vom Hansom zum Omnibus bis zur Underground railway. Das Londoner Hasten und Treiben, die uns ganz ungewohnten modernen Verkehrsmittel machen auf uns um so mehr Eindruck, als man dergleichen in Deutschland, auch in Berlin absolut nicht kannte.

So schrieb Ferdinand am 20 August an die Eltern nach Breslau:

„Eine Beschreibung von London zu geben, ist fast unmöglich, so verwirrend ist die Größe und Herrlichkeit dieser Stadt, daß man ein Buch schreiben müßte, aber nicht einen Brief. Das Merkwürdigste ist freilich, daß ein Professor aus Breslau hierherkommen kann, ohne daß sich St. Pauls- und Westminsterkirche deshalb nach ihm umsehen, selbst die Königin und die Minister scheinen Anderes zu thun zu haben und geben kein Lebenszeichen und mit dem Orden wird es wohl Nichts werden, da es ja leider in England überhaupt keine Orden giebt. Unsere Wohnung liegt inmitten der Parks, deren jeder so groß ist wie eine respectable Stadt und dabei so grün und still, daß man sich drin nach den Anstrengungen des Tages auf das Angenehmste erholt. Wir haben schon Viel gesehen. Zwar die Ausstellung, welche nur wissenschaftliche Apparate bringt, ist in botanischer Beziehung unbedeutend und lohnt hierin eben nicht die Reise; aber die ständigen Museen, South Kensington, British Museum, der Zoologische und Botanische Garten sind kolossal reich. Bis jetzt, wo es sehr heiß war, war die Arbeit alle die Merkwürdigkeiten zu besichtigen, nicht gering; seit gestern ist es kühler, es hat etwas geregnet, die Parks, die ebenso ausgebrannt waren, wie bei uns, werden jetzt herrlich grün, und wir selbst sind ganz erfrischt."

Am Donnerstag, den 17. August wird die Fahrt nach Kew unternommen, nachdem wir noch ein Briefchen von der freundlichen Mrs. Sanderson erhalten mit der Bitte, uns so einzurichten, daß wir auch die Nacht bei ihnen in ihrem Landhaus bleiben. So wird denn von Kensington Museum, das unsere Morgenstunden beschäftigt hat, von South Kensington Station aus die Reise angetreten, immer in Gesellschaft unseres liebenswürdigen Freundes Römer. Bereits vertraut mit den Londoner Verkehrsmitteln, wechseln wir den Zug in Addisonroad und kommen dann glücklich nach Kew, erwartet von einer schlanken, in Trauer gekleideten Dame, die uns zwar etwas steif, aber sehr liebenswürdig bewillkommt und sich als Mrs. Sanderson zu erkennen giebt. In glühender Hitze geleitet sie uns durch die kleine

Villenstadt nach Kew-Gardens, dem schönen Botanischen Garten von London, und zu Dr. Hooker's, des Directors Haus. Wir werden von einem Diener empfangen und in das study eingeführt. Es ist ein behagliches Zimmer, mit Teppichen belegt, mit Büchern, Bildern und allen möglichen naturhistorischen Seltenheiten angefüllt, durch dichtes Laubwerk am Fenster beschattet, in angenehme Dämmerung gehüllt.

Der berühmte Gelehrte Sir Joseph Dalton Hooker spricht seine Freude aus, Ferdinand zu sehen. Er hat das ruhige und dabei so freundliche Wesen des vornehmen Engländers, auch sein Kopf ist quite english mit dem Bart, der das Gesicht umrahmt, aber das Kinn frei läßt, mit den klaren, scharfsinnigen Augen. Bald meldete der Diener: lunch is ready, und so führt mich Dr. Hooker in das dining-room, wo der Tisch mit warmen Braten und kalten pies garnirt ist, mit Kuchen, Backwerk, Obst und dem Wein in weißen Glaskaraffen. Der Herr des Hauses sitzt oben, unten sein damaliger Assistent Dr. Dyer*), Beide bedienen die Gäste. Die Herren erinnern sich ihres Zusammenseins bei der Naturforscher-Versammlung in Wien vor zwanzig Jahren; man erzählt von Tyndall, daß er noch in der Schweiz sei und, obwohl bereits über fünfzig Jahre alt, im Frühjahr geheirathet habe, eine sehr aristokratische Dame, die Tochter des Lord Claude Hamilton. Nach dem Frühstück gehen wir in die Gärten. Sowohl nach Umfang, als nach Inhalt ist der Garten von Kew wohl der reichste von ganz Europa. Es ist ja kein Wunder, denn vermöge ihres Colonialbesitzes sind die Engländer im Stande, aus fast allen Theilen der Welt Pflanzen aus erster Hand zu beziehen, zudem befindet der Garten sich unter einem Klima, wo die Cedern unter freiem Himmel gedeihen und der Rasen als Fußsteig dient.

Das Terrain ist enorm groß; wir müssen weite Wege machen, und im Freien, wie in den Treibhäusern zeigt Dr. Hooker seine Raritäten, Orchideen, Farne und Cacteen; Ferdinand bewundert, trotz der Gluthhitze, mit Enthusiasmus, auch Römer wird nicht müde. Am imposantesten ist das große Palmenhaus;

---

*) Professor Thiselton Dyer, der spätere Schwiegersohn und Nachfolger von Professor Hooker.

solche Fülle, solchen Reichthum und solche Höhe haben wir noch nirgends gesehen; man glaubt in einem Palmenhain zu wandeln. Nachdem noch viel Merkwürdiges in den reichen Herbarien-Sammlungen des Museums in Augenschein genommen, geht es zurück zu Dr. Hooker's Haus, das gar lauschig an der Gartenseite mit Jasmin umkleidet ist, eine Treppe hinauf nach dem drawing-room, wo Thee servirt wird und wo Professor Sanderson, jetzt Sir John, uns erwartet. Er ist eine eigenthümlich anziehende Erscheinung, groß, etwas vornüber gebeugt, fein geschnittene, charaktervolle Züge mit überaus gütigem Ausdruck. Er führt uns nun nach Mortlake, das dicht dabei liegt, in sein Haus Westhall. Ein alterthümliches, zweiflügeliges Gebäude, mitten im Garten, der von einer starken Mauer umgeben ist. Die Herrin des Hauses, die inzwischen eine weiße Empfangstoilette angelegt, empfängt uns auf dem herrlich grünen Rasenplatz; es wird noch einmal Thee servirt. Nach dem heißen, anstrengenden Tage athmen wir nun erquickt die frischere Luft; wir bewundern den Garten und besonders die uralte, merkwürdige Ceder, die ihre dunkeln Zweige weithin ausbreitet. Unsere Wirthe erzählen, daß das Landhaus nicht ihnen gehöre, sondern daß sie es mit allem Inventar, Porzellan, Glas und Silbergeräth, auf mehrere Wochen gemiethet, während die Besitzer eine Reise auf den Continent machen, es sei dies gebräuchlich in England, nur in Betreff der Dienerschaft hatten sie vorgezogen, ihre eigene mitzubringen. Unser Gastzimmer ist sehr geräumig, mit Gaseinrichtung und einem großen breithürigen Garderobenschrank. Zum dinner kommen mehrere Herren aus London, auch Professor Dyer. Man trägt ein prachtvolles Stück Lachs auf, das der Herr des Hauses vertheilt, dann geht das Dienstmädchen herum und flüstert in's Ohr: „a little sherry, please?" Der Braten wird, wie der Fisch, unter einem silbernen cover gebracht; vor den Hausherrn stellt man einen großen Hammelrücken, vor die Hausfrau Huhn, die beide am Tisch tranchirt werden, man fragt: what do you like, mutton or chicken? Darauf kommen die süßen Speisen, Pflaumencompot in einer Mehlspeisenkruste gebacken, dazu Sahne servirt, auch eine kalte einfache Mehlcrême. Dann wird Alles abgeräumt und das Dessert aufgetragen, bestehend aus Früchten und kleinen Kuchen, sowie ver-

schiedenen Sorten Wein, ebenfalls in weißen geschliffenen Glasflaschen mit Messingschildern an einem Kettchen, worauf die Namen stehen: Sherry, Claret, Port; die Herren bleiben allein, wir plaudern im drawing-room, dann vereinen wir uns wieder im Garten in der herrlichen Abendkühle. Der Himmel ist klar und durchsichtig, die Sterne funkeln, immer neue verwandte Saiten klingen im Gespräch an, und ungeachtet der fremden Sprache und der kurzen persönlichen Bekanntschaft fühlen wir uns wie alte Freunde vertraut.

Es ist hier nicht am Platz, unser Londoner Leben ausführlicher zu schildern, besonders da grade von dieser interessanten Reise Tagebuchaufzeichnungen von Ferdinand von jetzt ab fehlen. Bei allem Schauen und Arbeiten wird die Hitze so unerträglich, daß wir uns entschließen, etwas Erquickung an der See zu suchen. Jeder unserer zahlreichen Bekannten empfiehlt uns ein anderes Seebad. Wir wählen die Insel Wight und bleiben eine Woche in Shanklin; Ferdinand nimmt Seebäder, sammelt Algen, wir befreunden uns mit einem Professor der Medicin aus London, Marshall, und dessen Bruder, der Rechtsanwalt in Ely ist, zugleich ein vortrefflicher Botaniker. Viel Spaß macht es, daß die lateinischen Pflanzennamen von dem Engländer englisch ausgesprochen werden, so daß die Herren sich schlecht darüber verständigen können. Ferdinand hat sein Mikroskop mit, ich zeichne viel, denn die Landschaft ist ungemein malerisch, die vielen Buchten, die steilen Klippen, dazu der belebte Badestrand mit der bunten, flirtenden, englischen Gesellschaft und den Kindern, die ihre kleinen Schiffchen in die weite See schwimmen lassen, warten, ob sie zurückkehren, oder mit der größten Emsigkeit Burgen mit Wällen und Gräben bauen, nicht ahnend, daß die nächste Fluth sie wegspült, grade so, wie es zuweilen ja auch im Menschenleben ist. Und dazu eine Vegetation, daß man sich im Anblick der blauen Buchten und der manchmal so träumerischen See an die Mittelmeerküste versetzt glaubt. Diese Büsche von dunkeln Steineichen, die Hecken von Erdbeerbäumen, die rothen Blüthenköpfe der Spornblume (Centranthus) auf allen Mauern und Klippen, und wieder im Gegensatz dazu die niedrigen, echt englischen Häuschen, über deren Dächer graziöse Fuchsienbäume ihre rosigen Blüthen ausschütten, während

in ihren Gärten die hohen Ulmen stehen, deren Stämme bis weit hinauf mit üppigstem Epheu bekleidet sind. Shanklin selbst ist einer der lieblichsten Orte der Insel Wight, und wenn die Häuser so blitzsauber und anheimelnd aussehen, als ob nur Friede hier wohnte, so findet man in der That weit und breit überall Wohlstand und Behäbigkeit und wohl auf der ganzen Insel keinen Darbenden und keinen Bettler.

Eine besondere Ueberraschung aber gewährt der Weg vom Dorfe hinab zum nahen Badestrand, denn er führt durch eine tief eingeschnittene Schlucht Shanklin Chine, mit üppigster, aber gänzlich anderer Vegetation.

Man wandelt auf einem schmalen Weg, zwischen steilen Abhängen, die dicht mit Moos bekleidet sind; die rankenden Brombeeren, tausend bunte Waldblumen, die wallenden Federbüsche der Farne, Alles erinnert an den heimischen Fürstensteiner Grund. Wir fahren auch nach Ventnor, dem eleganten Modebad; Ventnor, wo auch die Treppen in den Straßen und namentlich die jedes Grundstück umziehenden, hohen Mauern vollständig an italienische Städtchen erinnern. Zum Schluß machen wir einen Ausflug nach Carisbroke Castle, das in der Nähe von Newport auf einer steilen Anhöhe gelegen ist, eine normannische höchst malerische Ruine, überall mit dem dichtesten Epheu bekleidet, und von deren altersgrauen Burgmauern sich weite Ausblicke bieten, über die liebliche Insel, die blaue See und hinüber zur fernen englischen Küste.

Hier wurde Karl I. vor seiner Hinrichtung längere Zeit gefangen gehalten, mit ihm seine Tochter Elisabeth, der die Königin Victoria in der neuen Kirche in Newport ein rührendes Denkmal gesetzt, mit der Inschrift „als Denkmal für ihre Tugenden, aus Sympathie für ihr Unglück". —

Wir reisen nun über London, wo wir nur eine Nacht bleiben, nach Glasgow zu dem Meeting of the British Association.

Von dort schreibt Ferdinand am 6. September:

„Gestern Abend hier angekommen, haben wir, da es spät war, die erste Nacht im Hotel geschlafen und sind nun bei

Mr. Seligmann, Schiffs- und Eisenwerksbesitzer, einquartirt, derselben liebenswürdigen Familie, mit der ich schon vor einundzwanzig Jahren verkehrt und die sich mir so gastlich erwiesen hatte. Ihr könnt Euch denken, wie sehr wir uns gegenseitig gefreut haben. Das Haus ist voll mit Gästen, überhaupt ist hier großer Trubel, bei dem vielleicht die Wissenschaft zu kurz kommt, indeß empfangen wir lauter interessante Eindrücke. Das Universitätsgebäude, wo ich diesen Brief schreibe, gleicht dem Windsor-Palast." —

Atlantischer Ocean, linker Hand von Amerika,
den 16. September 1876. Glasgow.

„Seit ich zuletzt nach Breslau geschrieben, haben wir so viel Interessantes und Schönes gesehen, daß wir nicht Ruhe fanden, nach Hause zu schreiben. Das Meeting der Britischen Naturforscher in Glasgow ging glücklich vorüber. Eine Anzahl Festlichkeiten, auch ein Diner beim Lord Provost in Glasgow (auf deutsch Oberbürgermeister) wurde mitgemacht. Dann eine Philosophical Conversation. Man promenirt in den Sälen, besieht sich wissenschaftliche Apparate und versucht in einen Saal vorzudringen, wo Musik gemacht wird. Am Mittwoch hatten wir eine Excursion zum Auffischen von Seethieren, in Gesellschaft von Grube und Häckel und einem Dutzend englischer Gelehrten, in einer reizenden Jacht, die ein reicher Glasgower Zuckerfabrikant uns zur Verfügung gestellt, wobei ich einen schönen englischen Toast auf unsern Wirth ausbrachte. Donnerstag, Freitag und Sonnabend wurde in Gesellschaft von Häckel, seinem Wirth, einem hiesigen Kaufmann, und noch mehreren anderen Members eine wunderschöne Excursion nach den Hochlanden unternommen; am ersten Tage zur See zehn Stunden auf Dampfböten nach einer Bucht (Oban), wo wir gerade ein großes Volksfest mit Feuerwerk mitmachen konnten; am folgenden Tage elf Stunden zur See, hinaus in den Atlantischen Ocean nach den einsamen Inseln Jona und Staffa; Alles dies bei dem herrlichsten Wetter und der ruhigsten See, wie es in so nördlichen Breiten nur

selten sich zusammenfindet. Dabei waren wir so ausgelassen, daß selbst die Engländer, deren wir eine große Zahl liebenswürdiger Leute kennen lernten, sich mit uns amüsirten. Am dritten Tage zu Lande zurück nach Glasgow, theils auf dem Postomnibus (Stage coach), theils per Eisenbahn durch das eigentliche Hochland, am Rande von dunkeln Bergseen, durch einsame, melancholische Thäler, vorüber an majestätischen, in Nebel gehüllten Bergen, die Heimath von Ossian und den Helden der Walter Scott'schen Romane. Wir müssen uns auf mündliche Berichte aufsparen, was wir Alles an Schönem und Großartigem gesehen. Gestern Abend kamen wir wieder in Glasgow an und wurden von Seligmann's mit alter Liebenswürdigkeit empfangen. Sie hielten uns heut über Sonntag hier; morgen früh geht's nach Edinburg."

Es ist schwer, den eigenartigen Eindruck von Edinburg zu schildern. Wie malerisch ist die Lage der Stadt zwischen verschiedenen Hügeleinschnitten, wenn man auf Calton Hill steht; vor sich die freie, breite Princeß-Street voller Leben und Bewegung, mit dem ernsten Aufbau des Walter Scott-Monumentes. Gegenüber thront das Castle, der Sitz der alten schottischen Könige, auf einem Felsen, der an drei Seiten fast senkrecht abfällt; in der Ferne schimmert in feinem Duft der Firth of Fife und die Berge des schottischen Hochlands. Auch Holyrood sahen wir, die frühere Residenz der schottischen Herrscher, den Schauplatz von Verbrechen und Bluttthaten, die Wohnung der unglücklichen Maria Stuart, und die Reste von Holyrood Abbey, um die sich, wie die alten Epheuranken, manche poetische Sage schlingt. Im Contrast zu dieser melancholischen Vergangenheit stand der Abend bei Sir Charles Wyville Thomson. Wyville Thomson war seit 1870 Professor der Naturwissenschaft in Edinburg; auf seine Anregung war die englische Regierung veranlaßt worden, eine Expedition auszurüsten für die Erforschung der Tiefen des Atlantischen Oceans. So wurde er der geniale Leiter der berühmten Challenger Expedition, auf welcher er dreieinhalb Jahre von England abwesend war.

Erst kurze Zeit zurückgekehrt, wurde er bei dem Meeting in Glasgow sehr gefeiert; häufig waren wir dort mit ihm zusammen,

und er hatte uns für unsern beabsichtigten Besuch in Edinburg herzlich zu sich eingeladen, mit noch einigen andern deutschen Freunden zusammen. Noch ganz erfüllt von seiner Expedition, schilderte er in seiner geistreichen Weise und wirklich hinreißend die Wunder der Tiefe und die Schätze des Atlantischen Oceans, zeigte auch viele merkwürdige Andenken, die er sich aus den fernen Ländern mitgebracht, unter Andern einige feine Handarbeiten der Königin Pomare. Dabei machte ein allerliebster Schwarzer, in hübsche Livrée gesteckt, sehr elegant die Tischbedienung. Wyville Thomson war damals noch ein Mann in den besten Jahren, eine kräftige, gedrungene Gestalt mit graumelirtem Vollbart und lebhaften Augen. Bei dem heiter angeregten Abend konnten wir nicht ahnen, daß, nachdem er kaum sein großes Werk über die Challenger Expedition vollendet, er von einer tückischen Krankheit schnell hingerafft werden sollte, ein unersetzlicher Verlust für Alle, die ihn kannten und der auch uns tief betrübte.

Nach London wieder zurückgekehrt, schreibt Ferdinand an die Eltern:

Alexandra-Hotel, Hyde Park Corner.
London, 27. September 1876.

„Wir sind noch immer nicht im Stande gewesen, England zu verlassen; mit dem Kensington Museum bin ich nun beinah fertig, aber es giebt hier so viel zu sehen und der Verkehr mit den englischen Gelehrten ist so überaus angenehm, daß wir unsere Abreise von Tag zu Tag verschieben. Ihr habt keine Vorstellung, wie gastfrei hier die Leute sind; wir haben so viel Freunde hier, die uns zum Besuch eingeladen, daß es schwer wird, sich von diesem Lande zu trennen, das auch in wissenschaftlicher Hinsicht überaus viel Merkwürdiges darbietet. Wir wohnen wieder mit Römer zusammen, der sehr liebenswürdig ist. — —

Soeben war Tyndall hier, während wir frühstückten, und hat uns und Römer, der uns überall begleitet, auf morgen Abend zum Dinner eingeladen."

Auch diese Stunden in der vornehm, behaglichen Häuslichkeit des großen Physikers sind uns in unvergeßlicher Erinnerung

geblieben; wir trafen dort den Schwiegervater, Lord Claude Hamilton, den Typus eines englischen Aristokraten, und wurden von Lady Tyndall, einer überaus distinguirten Erscheinung, mit gewinnender Freundlichkeit empfangen. Tyndall selbst war eine bezaubernde Persönlichkeit; er sprach geläufig deutsch, schwärmte für Deutschland und erzählte mit Begeisterung von seiner Studienzeit auf deutschen Universitäten. Ein weiteres Lieblings-Thema waren die Alpen. Jeder Gelehrte weiß, wie beredt und klar er ihre Schönheit und das Charakteristische an ihnen in seinen berühmten Wanderungen zu schildern wußte. Wir selbst waren mit ihm schon im Engadin vor fünf Jahren zusammengetroffen, aber leider kamen wir nicht mehr dazu, ihn am Eggischhorn in seinem Häuschen Bel Alp aufzusuchen, das er als zweite Heimath liebte, und wo er bis zu seinem tragischen Ende jedes Jahr viele Wochen zubrachte.

Den schönsten Abschluß jedoch fand unser englischer Aufenthalt dadurch, daß wir Charles Darwin noch kennen lernen durften und uns das Glück zu Theil wurde, in seinem Hause gastlich aufgenommen zu werden. Die Schilderung dieses Besuches entnehme ich einem Artikel, den Ferdinand nach Darwin's Tode für die Breslauer Zeitung geschrieben hat, und der Ende April 1882 erschienen ist.

Ein Besuch bei Charles Darwin. 1876.

„Unser Aufenthalt in England näherte sich dem Ende, als wir von dem großen Naturforscher Charles Darwin eine Einladung erhielten; wir hatten, da wir von einer kaum überstandenen Krankheit und von Trauerfällen in der Familie vernommen, kaum gewagt, uns persönlich vorzustellen; nun sandte er uns selbst in liebenswürdigsten Wendungen eine Einladung zu, wir dürften England nicht verlassen, bevor wir ihn nicht in seinem Heim aufgesucht hätten; mit englischer Genauigkeit wurde uns Bahnhof und Abfahrtszeit des Zuges vorgeschrieben, den wir zu unserer Fahrt benutzen sollten. So verließen wir denn London auf

Charing Croß Station, im Westen der City und erfreuten uns, nachdem wir die Themse überschritten, des herrlichen Rundblicks von den Parlamentshäusern bis zu der stolz auf ihrem Hügel thronenden Kuppel der St. Paulskathedrale; dann ging es durch Southwark, wo einst Shakespeares Globetheater stand. Endlich waren die endlosen Häuserzeilen mit ihren gelben und grünen Ziegeldächern, über denen sich die Reihen der hohen, wunderlichen Schornsteine erheben, zurückgeblieben und hatten der freien Landschaft Platz gemacht.

Die Bahn, nach Südost sich wendend, führte uns in den Garten Englands, das liebliche Kent. Das Terrain wurde hügelig; auf der Höhe reihten sich die neu angelegten Colonien von rothen Cottages mit ihren zierlichen Balcons und den blühenden Gärtchen davor, wo die immer weiter aus der Metropole sich heraus flüchtende Bevölkerung die frische Luft aufsucht. Auf einem dieser Hügel steht, aus alten Bäumen hervorschauend, Camdenhouse und Chiselhurst, einst der Zufluchtsort und die Sterbestätte des gestürzten Napoleon. Die Gegend wird immer anmuthiger, die Bahn steigt auf die Höhe des Tafellandes und gelangt bald nach Orpington. Hier verlassen wir den Zug; uns erwartet bereits ein offener Jagdwagen, den uns Charles Darwin entgegengeschickt, mit vorsorglicher Gastfreundschaft sind Plaids, Mäntel und Schirme für uns mitgesendet. Die Landschaft ist echt englisch. Die Felder auf das sorgfältigste geebnet, von dichten Hagedornhecken eingefaßt; in der Ferne zahlreiche Ortschaften, hinter hohen Bäumen versteckt, über die nur die bis zur Spitze mit Epheu übersponnenen Kirchthürme hervorragen. Die vortreffliche Straße ist zu beiden Seiten mit einer Avenue stolzer Ulmen eingefaßt, wie man sie auf dem Continent nicht wieder findet; Feuersteinhaufen, mit denen die ganze Gegend übersäet ist, deuten darauf, daß wir uns in dem englischen Kreidegebiet befinden, das in den weißen Klippen der Südküste steil zum Meer abfällt. Zahllose Taubenschaaren umflattern uns; sie erinnern uns bereits an den großen Taubenfreund, der aus seinen bei ihrer Züchtung gemachten Beobachtungen so weitgreifende Schlußfolgerungen zu ziehen verstand; darum erscheinen sie uns nicht minder ehrwürdig wie die von San Marko in Venedig. So

währt die herrliche Fahrt eine Stunde lang in der frischen Herbstluft, vorüber an mehreren Parken mit stattlichen Herrenhäusern; dann gelangen wir auf die Höhe der Düne, die dem Dorfe Down seinen Namen gegeben. Hier hat sich Charles Darwin seit vierzig Jahren in einem bescheidenen Landsitz niedergelassen, um, gleich jenen Weltweisen des Alterthums, fern von dem Geräusch der Stadt, in unabhängiger Zurückgezogenheit einzig und allein der Erforschung der Wahrheit sein arbeitsvolles Leben zu weihen. Vor der Dorfstraße öffnet sich ein Thorweg in einer Gartenmauer; der Wagen fährt in einen mit Anlagen geschmückten Hof und hält zur Linken an der Pforte des Wohnhauses. Hier empfängt uns ein Mann von hoher Gestalt; er trägt den bequemen Rock der Landgentlemen; es ist Charles Darwin selbst, der uns mit Liebenswürdigkeit begrüßt. Sein Kopf erinnert an den des Sokrates, doch ist er auffallend in die Länge gezogen; echt sokratisch ist die ungewöhnlich breite und hohe Stirn, die sich in den hochgewölbten kahlen Schädel fortsetzt, zu beiden Seiten an den Schläfen von grauem Haar umfaßt. Besonders charakteristisch sind die weit vorspringenden flachen Bogen der Augenbraunen, die wie ein schützendes Dach die treu blickenden Augen beschatten. Mund und Nase zeigen starke Züge; den ganzen unteren Theil des Gesichtes deckt ein grauer Vollbart, der an der Wange schwächer, an dem stark vorspringenden Kinn ziemlich lang ist. Sind die Züge des Antlitzes nicht schön zu nennen, so beleben sie sich beim Sprechen in wunderbarer Weise; beim Zuhören zeigen dieselben einen milden, fast schmerzlichen Ausdruck, wie ich ihn einst bei Alexander von Humboldt gefunden hatte.

Das Haus, welches Darwin bewohnt, gleicht in seiner ganzen Einrichtung den zahlreichen Landsitzen, wie sie seit Jahrhunderten über ganz England zerstreut sind. Von der Hausthür ein paar Stufen aufsteigend, öffnet sich die Halle, in der Hüte und Mäntel abgelegt werden und in deren Hintergrund die Treppe zu dem obern Stockwerk hinaufführt. Im Erdgeschoß liegt ein großer Saal, halb Parlour, halb Library, in den wir zuerst geführt wurden; hier werden wir von Mrs. Darwin empfangen, einer alten, freundlichen Dame in Trauer, die an der Seite einer Tochter und einer Nichte, gegenüber dem Feuerplatz, auf

einer von Fauteuils und Stühlen umgebenen Causeuse Platz genommen.

Den schönsten Zimmerschmuck bildet eine Bibliothek in kostbaren Einbänden, welche sich rings um die Wände zieht. Dieses Zimmer öffnet sich gegen die Veranda, unter welcher Schaukelstühle und Sessel aufgestellt sind; Schlingpflanzen umwinden die Pfeiler und das Dach der Veranda; es sind die nämlichen Lianen, an denen Darwin seine wunderbaren Beobachtungen über schlingende und kletternde Gewächse angestellt hat. Durch die Fenster öffnet sich ein freundlicher Ausblick in den Garten, der wie in allen englischen Landhäusern, von einem einzigen großen Rasenplatz eingenommen wird, wo bunte Blumenrabatten und hier und da eine Baumgruppe das herrliche, duftende Sammetgrün unterbrechen; ringsum zieht sich der Weg, der an beiden Seiten von hohen Bäumen beschattet ist. Scheinbar ohne Grenze verliert sich der Garten in die parkartig freie Landschaft, die von weidendem Vieh belebt wird.

An das Parlour stößt Darwin's Studirzimmer; in dessen Mitte steht der Schreibtisch, von dem alle jene epochemachenden Werke ausgingen, die im letzten Vierteljahrhundert tiefer als die eines andern Zeitgenossen auf unsere gesammte Weltanschauung eingewirkt haben. Die eine Ecke führt in einen runden Erker, der rings von Fenstern durchbrochen ist, um von allen Himmelsgegenden das Licht einzulassen; er wird größtentheils von einem Arbeitstische eingenommen, auf dem ein Mikroskop von Hartnack (Paris und Potsdam) steht, um dasselbe Nadel und Skalpelle, Glocken, Gläser und Fläschchen von wunderlichen Gestalten, der ganze Haushalt eines mikroskopirenden und experimentirenden Naturforschers. Auf der entgegengesetzten Seite der Halle — des Hausflurs, wie man bei uns sagen würde — befindet sich das Speisezimmer; seine Wände schmücken Familienporträts, in Oel gemalt, in prächtige Rahmen gefaßt; sie stellen theils Mitglieder der Familie Darwin vor, darunter auch den merkwürdigen Vorläufer unseres Weisen, Erasmus Darwin, theils gehören sie der berühmten Töpferfamilie Wedgwood an, aus der seine Gattin abstammt. Die ganze Einrichtung zeugt von gediegenem Wohlstand; auch das Mahl war vielleicht das feinste, das wir in

England genossen, insbesondere der Tischwein, ein feiner reiner Bordeaux, nicht wie der gewöhnliche Claret durch Zusatz von Sprit verdorben. Darwin verfehlte nicht, uns darauf aufmerksam zu machen, daß er uns Wildbraten (red deer) habe vorsetzen lassen, eine große Seltenheit in England.

Wenn uns aber das Mahl, gleich jenen klassischen Symposien, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben ist, so waren es die Gespräche des großen Forschers, die demselben eine Weihe ohne Gleichen verliehen.

Darwin war ein Mann von hinreißender Liebenswürdigkeit, sein ganzes Wesen erfüllt von lauterem Wahrheitssinn, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit davor zurückschreckte, vorschnelle Vermuthungen für erwiesene Thatsachen auszugeben, aber das, was nach gründlicher Prüfung sich als wahr herausgestellt, ohne Scheu und Verbrämung ausspricht. Neid- und selbstlos war die Anerkennung, welche er gegenüber den Forschungen von Andern, selbst von Anfängern, aussprach, auch wenn sie mit seinen Lieblingsideen in Widerspruch traten; fast rührend die Bescheidenheit, mit der er seine eigenen Leistungen beurtheilte, als hätte er keine Ahnung von ihrer phänomenalen Bedeutung. Die wärmste Bewunderung zollte er der deutschen Wissenschaft; denn obwohl er unsere Sprache nur sehr unvollkommen in der Gewalt hatte, so studirte er doch mit beharrlicher Ausdauer alle Erscheinungen der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur, und seine Schriften beweisen ein gründliches Heimischsein in derselben, wie sich dessen wohl nur sehr wenige unserer Fachgenossen rühmen können.

In der schönen Sprache der Hellenen bedeutet Philosophie die Liebe zur Weisheit; unter Weisheit aber verstanden sie nicht bloß die Erkenntniß der Wahrheit, sondern auch die Ausübung des Guten, die Ausbildung eines edlen, in allen Lebenslagen gleichmäßig bewährten Charakters. Daß Charles Darwin im Reiche des Wissens der erste Philosoph unserer Zeit gewesen, davon liegen die Zeugnisse der ganzen Welt offen in seinen Schriften, von denen seit mehr als zwei Dezennien fast alljährlich ein starker Octavband in grüner Leinwanddecke die Freunde der Wissenschaft immer von Neuem überraschte und erfreute. Daß er aber auch eine der vollkommensten Persönlichkeiten gewesen, welche, gleich

Sokrates, Spinoza und Goethe, der Menschheit als ideale Vorbilder vorleuchten, das konnten bisher nur diejenigen wissen, welche das Glück hatten, mit Darwin in persönlichem Verkehr oder doch in Briefwechsel treten zu dürfen."



Wir konnten im folgenden Jahre die Gastfreundschaft, wenigstens von Professor Burdon Sanderson erwidern; auf einer Reise nach Deutschland machte er uns die Freude, mit seiner Gattin auch in das abgelegene Breslau zu kommen und bei uns zu wohnen. Da lernte er in unserem Hause Robert Koch kennen, der von Wollstein hergekommen war, um dem englischen Gelehrten seine Methoden zu demonstriren, den unvergeßlichen Cohnheim und manche Andere von unseren Freunden, und wir hatten die Genugthuung, daß es den englischen Gästen in Breslau gefiel, daß sie sich auch für die alte Stadt, sowie für Alles, was wir ihnen zeigten, lebhaft interessirten, zur großen Befriedigung für Ferdinand, dessen innige Anhänglichkeit an sein heimisches Schlesien und an seine Vaterstadt weit über den Rahmen gewöhnlichen Interesses hinausging.

Wie stolz war er auf jede neue Phase in ihrer Entwickelung! Auf unsern Reisen in andern Städten sah er sich mit großer Aufmerksamkeit alle zweckmäßigen neuen Einrichtungen an, Lehr-Anstalten, öffentliche Gebäude oder Promenaden-Anlagen betreffend, machte sich eifrig Notizen und benutzte sie, um daheim Vorschläge zu Verschönerungen und Verbesserungen zu machen.

Seitdem er in die städtische Promenaden-Deputation berufen war, hatte er auch Gelegenheit, seine Anregungen an der richtigen Stelle zum Ausdruck zu bringen. Wenn es irgend anging, nahm er an den Sitzungen Theil, mochte er auch noch so sehr von Collegien und anderen akademischen Bürden in Anspruch genommen

sein. Und wenn wir an schönen Sommerabenden hinausfuhren nach dem Scheitniger Park, über dessen Entstehung und Entwickelung er nachgeforscht und auch geschrieben hat, kamen ihm mit der Erholung, die er genoß, beim Anblick der smaragdgrünen Rasenflächen, der prächtigen Eichen, durch deren Zweige das Abendgold glühte, bei den Spaziergängen durch die freundlichen neuen Anlagen, immer wieder frische Gedanken und neue Pläne.

Daß er seit seiner frühesten Zeit mit der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur aufs Engste verknüpft war, ist schon öfter in diesen Seiten erwähnt worden, sowie daß er lange Jahre den Vorsitz in der Botanischen Section geführt. Sehr treffend sagt Professor Mez*):

„Wie wußte er mit interessanten Fragen die Discussion zu eröffnen, zu lenken, zu schönem Ende zu bringen. Wer ihn dort gesehen hat, dem wird er unvergeßlich sein, weil er stets das Beste seiner langen Erfahrungen spendete. Hier vorzüglich hat Ferdinand Cohn die vielen Aufgaben besprochen, mit welchen die Praxis täglich an ihn herantrat."

Indeß liebte Ferdinand auch die festlichen und heiteren Veranstaltungen dieser Gesellschaft, besonders die Wanderversammlungen. Während im Winter die Sectionen jede für sich mit ernster Arbeit beschäftigt waren, vereinten sich einmal in jedem Sommer alle Mitglieder der Gesellschaft zu einer gemeinsamen Wanderfahrt nach irgend einem schön gelegenen oder wissenschaftlich interessanten Punkt von Schlesien. Diese Wanderversammlungen waren zu regelmäßigen Festausflügen geworden, von ernster Wissenschaft und heiterer Laune gleichmäßig erfüllt.

Wanderversammlung in Trachenberg.

Für das Jahr 1880 war als Ort für die Wanderversammlung der Schlesischen Gesellschaft Trachenberg, die Herrschaft des Fürsten von Hatzfeldt, gewählt worden. Wie gewöhnlich hatten

*) Nekrolog auf Ferdinand Cohn, gedruckt in der deutschen Biographie.

die Vorverhandlungen viele Wochen gedauert, endlich war alles für den 4. Juli geregelt. Ferdinand, der in den letzten Jahren vor Göppert's Tode die Hauptverantwortlichkeit für das Arrangement trug, was ihm stets viel Aufregung brachte, erwacht bereits um drei Uhr Morgens, trotzdem es erst um sechs Uhr fortgeht. In den für sie reservirten Waggons dritter Classe finden sich die Breslauer Theilnehmer zusammen und sind um $^3/_4$ 8 auf dem Trachenberger Bahnhof, empfangen von Herrn Oberförster Weiswange. Aus Rawitsch, Sprottau und anderen benachbarten Orten kommen noch weitere Genossen, und es werden große geputzte Leiterwagen bestiegen, die tüchtig schüttelnd langsam durch die Stadt rasseln, draußen auf der Chaussee wird es besser und besonders schön ist es in dem herrlichen Wald voll alter Eichen.

„Um $10^1/_2$ Uhr sind wir in Nesigode am Jagdschloß; freundlich empfängt uns hier Fürst Hatzfeldt, ein junger Mann, wohlwollend, liebenswürdig, in grauer Joppe; wir lagern uns unter herrlichen Buchen im Walde, wo Tische und Bänke gezimmert sind und ein famoses Frühstück mit Bowle und Bier uns köstlich mundet. Dann beginnt die Vorbereitung für die Sitzung. Präsidenten- und Demonstrationstisch, Bänke und Stühle, Alles im Freien; an die höchsten uralten Buchenstämme werden die Abbildungstableaux geheftet. Die Sitzung beginnt um $11^1/_2$ Uhr. Fürst Hatzfeldt präsidirt, die Mitglieder ringsum stehend und sitzend.

Die Vorträge sind interessant und mannigfaltig; Göppert zeigte einen blühenden Amorphophallus campanulatus, Stücke vom Drachenbaum in Teneriffa u. s. w., sowie die von Professor Conwentz aus Danzig gesandten Strandpflanzen, die in bestem Zustande ankamen und, als frischer Gruß von der See, allgemeine Freude machten. Unser Präses, der Fürst Hatzfeldt, nahm die Eryngiumblüthe, als ein Symbol der Botaniker an; ich interessirte mich für die Cakile maritima, an deren Wurzeln ich zahlreiche Anschwellungen bemerkte; sie stellten sich heraus als Gallen von einer Dipterenlarve. — — —

Nachdem die Sitzung beendet ist, verabschiedet sich der Fürst, wir steigen in die Kähne und fahren auf den Canälen und Armen der Bartsch und durch rohr- und erlenumsäumtes Wald- und

Bruchland; auf dem Wasser blühen die Nymphaeen, Stratiotes, Hydrocharis, Sagittaria, Lemna arrhiza, umschwärmt von Libellen und tanzenden Wasserkäfern. Eine Sängerbarke unter Corrige's Leitung läßt ihre Lieder durch den in der Mittagsgluth brütenden Wald lieblich erschallen, die Jäger geben ihre Hornsignale; es ist höchst poetisch.

Um $2^1/_2$ Uhr ist die wunderbare Kahnfahrt zu Ende; nun kommen wieder die Wagen an die Reihe, und lustig geht es durch den Wald voll Eichen, Erlen und Eschen, bis wir in Trachenberg im luftigen Saale des Deutschen Hauses ankommen.

Famoses Diner, ausgezeichnete Weine, zündende Reden, Lieder, dann stimmungsvolle Abschiedsworte und gute Heimkehr; es war ein herrlicher Tag."





Tod der Eltern.

Wir kehren noch einmal zurück zu dem Elternhause auf der alten Taschenstraße. Für den Vater und die Mutter, die das vollste Verständniß für Ferdinand hatten, war es eine hohe Freude, alle die Jahre hindurch mit wahrhaft elterlichem Stolz und mit liebevollem Eingehen an seinem Wirken und seinen Erfolgen Theil zu nehmen. Es war ihnen beiderseitig ein Bedürfniß, sich täglich zu sehen, oft kehrte er mehrmals am Tage bei ihnen ein, um ihnen von Dem zu erzählen, was ihn bewegte, ihn freute oder besorgt machte, und Alles, was in dem großen Familienkreise sich ereignete, wurde mit Ferdinand berathen. Das schöne Verhältniß zu den Eltern blieb ihm, da er ja seine Vaterstadt nicht verließ, lange Jahre ungetrübt erhalten. Im März 1877 feierten die Eltern das seltene Fest der goldenen Hochzeit; es wurde ein Doppelfest, denn während inzwischen die übrigen Kinder sich verheirathet und vortreffliche Lebensgefährten gefunden hatten, vereinigte sich nun auch Max, der jüngste Bruder, damals Professor des Römischen Rechtes in Zürich, am gleichen Märztage hier in Breslau mit Sophie Traube zum glücklichen Bunde.

Auch äußerlich war dem Elternhaus noch manche Ehrung zu Theil geworden. Der Vater war von der österreichischen

Regierung durch die Verleihung des Franz Joseph-Ordens und des Ritterkreuzes der Eisernen Krone, von der preußischen Regierung durch den Kronenorden und den Titel eines Geheimen Commissionsrathes ausgezeichnet worden. —

In diese sonst so sonnige Zeit fielen aber bald Trauerschatten; zu unserm großen Schmerz begann die Mutter zu kränkeln, sie bekam schwere Anfälle von Herzkrämpfen, die ihre Umgebung sehr besorgt machten, und starb, tiefbetrauert von der ganzen Familie, im Februar 1882.

Mit dem Verlust der theuren Lebensgefährtin, mit welcher er in fünfundfünfzigjähriger glücklichster Ehe gelebt, war auch die Lebenskraft des Vaters gebrochen und — ein Jahr später, im April, folgte er der vorangegangenen Gattin in die Ewigkeit nach.

Als dann im nächsten Jahre auch die treue Tante Ernestine abberufen wurde, die die Kinder mit selbstloser Liebe erzogen und das ganze Hauswesen geleitet hatte, da war das geliebte Elternhaus, in welchem sich ein so großer Theil von Ferdinand's Leben abgespielt, leer und öde, und uns wurde die traurige Aufgabe zu Theil, dasselbe ganz aufzulösen.

Ferdinand war tief erschüttert, dennoch trug er den herben Verlust mit Standhaftigkeit. Er glaubte das Andenken der geliebten Eltern am Besten zu ehren, wenn er selbst als Oberhaupt der Familie an ihre Stelle träte. So umfing er die Geschwisterpaare und Euch, Ihr lieben Neffen und Nichten, mit wahrhaft väterlicher Zuneigung. Er nahm theil an Eurer Entwickelung, an Euren ersten Erfolgen und, wenn irgend eine Enttäuschung oder ein Schmerz Euch trafen, so hatte er dafür stets ein verständnißvolles Mitempfinden.

Wie sich ihm selbst das Leben auch fortan gestaltete, es fand ihn reif und in sich gefestigt. Manches Schwere hatte er zu erdulden: seine Augen waren nach aller Anstrengung, die er ihnen zugemuthet, sehr kurzsichtig geworden, und sein Gehörleiden hatte mit den Jahren immer mehr zugenommen; dennoch überwand er jede Verstimmtheit und ertrug auch die trüben Tage mit jener

Weisheit, die er von Aristoteles und von Homer gelernt und aus den Sprüchen Salomonis.

Denn wie er von früher Jugend an es gewohnt war, so vertiefte er sich auch in späteren Jahren, als seine Zeit durch Forschung, Lehrthätigkeit und Verpflichtungen aller Art vollauf in Anspruch genommen war, gern in das, was wir den großen Geistern aller Zeiten verdanken. Immer fühlte er sich zu Goethe hingezogen. Dieser unerschöpfliche Geist, der in der Wissenschaft, in der Beobachtung der Natur, in dem Verständniß für die Welt des Schönen dem deutschen Volke neue Bahnen erschlossen, zog ihn ebenso begeisternd an, wie der große Dichter, der es verstanden, mit dem Zauber der poetischen Form alle Empfindungen des Menschenherzens auszusprechen, von der Leidenschaftlichkeit und dem Feuer seiner Jugendwerke bis zu dem Ernst und der Tiefe der Schöpfungen seiner reiferen Jahre.

Und wenn Ferdinand, wie es häufig geschah, in der Nacht nicht schlafen konnte, ging er leise in sein Studirzimmer, nahm lateinische Lieblingsschriftsteller zur Hand, machte Uebersetzungen die er mit der Schreibmaschine niederschrieb, oder schlug die Bibel auf. Als historisches Document und als Quelle der Erkenntniß war sie auch für ihn stets das Buch der Bücher, und er übertrug selbst mit Vorliebe Stellen, die von der Vergänglichkeit des Irdischen handeln und das Ewige, Unbeschreibliche ahnen lassen.

So rang er sich empor zu einem erhabenen Standpunkt; er übersah das Kleine, Enge uud faßte das Leben als Ganzes und Großes auf, und daraus erwuchs ihm seine Nachsicht mit den Menschen und seine große, wahrhaftige Liebe zu ihnen, seine dankbare Würdigung auch des Geringsten. Daher kam der classische Humor, der sein ganzes Wesen durchdrang, und jene innere Heiterkeit, die man gewinnt, wenn man nicht nur genießt, sondern dem Widrigen und Schweren gegenüber sich in Selbstbeherrschung übt.

Besonders fern waren ihm aber Neid und Mißgunst; er kannte nicht das Gefühl einer Zurücksetzung. Bei unsern häufigen Aufenthalten in Berlin, Anfangs der achtziger Jahre, nahm er die wissenschaftlichen Institute dort in Augenschein, mit ihren modernen und zweckmäßigen Einrichtungen. Sein eigenes Institut hier in Breslau, für welches ganz ungeeignete Räume hergerichtet

worden waren, hatte sich längst als nicht ausreichend erwiesen. Die Arbeitsplätze befanden sich in einem langen, nach Süden gerichteten Corridor, in welchem im Sommer oft eine unerträgliche Hitze herrschte; zudem war das blendende Sonnenlicht beim Mikroskopiren äußerst störend; auch das Auditorium war niedrig und eng.

Trotz aller seiner Eingaben, Vorschläge und Entwürfe hatte er es immer noch nicht durchgesetzt, für Breslau einen Neubau zu erlangen: er hoffte weiter und ward nicht muthlos.

Sehr bezeichnend für seine Auffassung der academischen Laufbahn, die ja oft mit Recht eine dornenvolle genannt worden ist, ist ein Brief an seinen langjährigen Freund, Herrn Professor L. Kny, der hier eingeschaltet werden mag.

Breslau, 18. Juli 1885.

„Lieber Freund und College!

Die Leeuwenhoekmedaille hat mir besonders darum Freude gemacht, weil sie mir von vielen Seiten sympathische Zuschriften veranlaßte; die Ihrige war mir eine der liebsten, und ich danke Ihnen dafür herzlich. Wenn Sie jedoch in Ihrem Briefe darauf hindeuten, als hätte ich mich über Zurücksetzung in der Heimath zu beklagen, so muß ich gestehen, daß ich selbst nie dies empfunden habe. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß wissenschaftliche Bestrebungen einer äußerlichen Anerkennung in keiner Weise bedürfen, da sie in sich selbst schon volle Belohnung tragen — in der Freude, die die Erkenntniß verborgener Naturgesetze bereitet; wer dafür noch außerdem von Andern eine besondere Auszeichnung verlangt, kommt mir vor, wie Einer, der dafür noch eine Belohnung erwartet, daß er eine, vielleicht anstrengende, aber genußreiche Reise gemacht, einen hohen Berg bestiegen u. dergl. Und was den academischen Lehrberuf betrifft, so soll Jeder schon zufrieden sein, dem sich hier überhaupt ein Wirkungsfeld eröffnet; ich persönlich bin schon dafür dankbar, daß ich in ihm den einzigen Beruf glücklich gefunden habe, für den ich überhaupt geeignet war.“ — — —

Ein andrer Brief, fast eine kleine Abhandlung, legt Zeugniß ab von den ernsten Studien, die er der Entwickelung des Menschlichen in der menschlichen Gesellschaft zuwendete. Er zeigt zugleich seine Selbstständigkeit in der Beurtheilung der Geschichte und seine tiefe Ehrfurcht vor dem wirklich Schönen, Großen und Guten und den Generationen von Männern, die uns diese unvergänglichen Gaben gebracht haben.

Brief an Professor Dr. v. Chwolson im Jahr 1893, nach dem Empfang seines Buches: Das Passahmahl Christi und der Tag seines Todes*).

„Mit großem Interesse und zu reicher Belehrung habe ich Deine neue Schrift durchgelesen, der man es ansieht, daß sie mit dem Herzen geschrieben ist. Ueber die Conjectur zur Harmonisirung des Evangelium Johannis mit den Synoptikern habe ich natürlich kein Urtheil, da hierzu Sprachkenntnisse gehören; ich selbst würde weniger Werth darauf legen, da ich das Evangelium Johannis für einen religiös-philosophischen, vielleicht religiös-politischen Tractat halte, nicht für ein historisches Document, so wenig wie einen Dialog von Plato; daher seine mystische Unklarheit, im Gegensatz zu der Klarheit der Synoptiker, den schönsten Volksbüchern, die je geschrieben sind. Was Du über die pharisäischen Wurzeln der Evangelien mittheilst, war für mich — und gewiß auch für die Theologen — wahrhaft neu und aufklärend, und es wird gewiß dahin wirken, daß in Zukunft die alten Fundamente als die wahren Träger des Neubaus erkannt und anerkannt werden. Nicht gerecht aber scheint mir, was Du (Seite 81) von dem dunkeln Hintergrund des damaligen Heidenthums schreibst. Gewiß sind die Gladiatorenkämpfe grausam gewesen, aber sie hatten mit dem Heidenthum nichts zu thun, sie waren ein specifisch römischer Sport, wie die Stierkämpfe in Spanien; die Griechen kannten sie nicht, ebenso wenig der Orient. Auch die Sklaverei mit ihren Greueln hing nicht mit dem Heidenthum zusammen, ist

*) Gedruckt in den Memoiren der Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, 1892.

sie doch in Amerika erst in unserer Zeit abgeschafft worden, ebenso wie die Leibeigenschaft in China. Gewiß hat die Familie der Claudier auf dem Cäsarenthron viel Grausamkeit begangen, aber sind nicht auch in christlichen Reichen von den Herrscherfamilien öffentliche und dunkle Verbrechen begangen worden? Gewiß mochte bei den „upper 10000" Roms die Moral untergraben sein, wie heut in Paris und anderen großen Städten, aber zur nämlichen Zeit gab es Stoiker, selbst Asketen so gut, wie heut; lies Cicero, Seneca, Tacitus, Plinius, sie fließen über von strengster Moralität, und gerade ihre übertriebenen Predigten gegen den Luxus und die verderbten Sitten ihrer Zeit beweisen, daß das moralische Gewissen des Volkes damals ebenso lebendig empfand; daß die große Masse des Volkes damals ebenso viel oder ebenso wenig tugendhaft war, wie heute. Folgten doch auf Nero die Trajane, die Marc Aurele, eine Zeit größter Blüthe in allen Richtungen. Gewiß war die Götterlehre des Heidenthums lächerlich, ihr Opferdienst absurd und selbst lasterhaft; aber um das zu erkennen, brauchte es keine neue Lehre, das wußten selbst die Auguren, wenn sie unter sich waren, und ausgesprochen hatte es schon Epicur, besungen Lucretius, lies nur Seneca, wie er sich bald satirisch, bald pathetisch über die Culte auf dem Capitol von Rom ereifert. Freilich meint er, man müsse sie trotzdem ehren und mitmachen; denn mit ihnen hänge der Staat zusammen, sie seien von den Vorfahren ererbt, das Volk bedürfe ihrer — und dergleichen Motive, wie sie auch heute von ungläubigen und doch frommen Katholiken 2c. ausgesprochen werden. Sagt doch Lactantius von Seneca: Quam saepe Summum Deum merita laude prosequitur! und Augustinus: Libertas illa (nämlich in Bezug auf die heidnische Theologie) Senecae scribenti adfuit viventi defuit. Die historische Bedeutung der Apostel beruht darin, daß sie, was die Auguren unter einander und die Philosophen in gelehrten Schriften sagten, zum öffentlichen Volksbewußtsein brachten, wie durch Luther zur öffentlich ausgesprochenen Lehre wurde, was die Cardinäle im Vatican unter einander redeten.

Was die Nächstenliebe betrifft, so muß ich gestehen, daß

ich in den Evangelien keinen einzigen Vers finde, der ausspräche, daß er auch auf Nichtjuden sich beziehe; ja es scheinen eigentlich nur die Religions- oder vielmehr Sectengenossen im engeren Sinne gemeint; denn von Denen, die nicht an den Messias glauben, wird so lieblos und ungerecht gesprochen, daß man nur annehmen kann, es läge auch hier ein Mißverständniß der Worte des Meisters vor, welches die Schüler sich unaufhörlich zu Schulden kommen lassen.

Allerdings ist das Heidenthum untergegangen oder vielmehr der Römische Staat, der in Wahrheit der Menschheit den Begriff des Weltbürgerthums gegeben hat, indem er Gallier und Germanen, Griechen und Italer, Syrer und Aegypter als cives Romani aufnahm — ein Fortschritt, den die Geschichte nicht wiedergesehen hat, am wenigsten heut zu Tage, wo die Nationalitäten sich in gegenseitigem Haß abschließen.

Der Römische Staat ging unter, nicht wegen des Heidenthums — er war ja christianisirt worden — sondern durch die unerforschlichen Gesetze, welche das Leben der Völker wie der Einzelnen beherrschen. Wenn von zwei Brüdern der eine im achtzehnten, der andere im einundachtzigsten Jahr stirbt, wer kann dafür einen Grund angeben; ebenso ist's mit den Völkern. Wenn der Römische Staat durch Germanen und Parther vernichtet wurde, so folgt daraus nicht, daß die Sieger die Besseren waren; wenn Kain den Abel todt schlug, so war er doch deshalb nicht der bessere Mann. Bei dem Untergang der antiken Welt war allerdings das Christenthum ein Hauptfactor, aber nicht die Religion der Liebe, die in Jerusalem gelehrt wurde, sondern der crasse Byzantinismus des 4. und 5. Jahrhunderts, der Arianer und Athanasianer in tödtlicher Feindschaft gegen einander hetzte. Und daß dem Untergang der verfaulten gott- und rettungslosen antiken Welt eine neue Welt von wahrer Humanität, Keuschheit, Frömmigkeit rc. gefolgt sei, scheint mir auch mit der Geschichte in Widerspruch zu stehen. Dem Untergang der antiken Welt folgten Jahrhunderte vollkommener Barbarei, wo die Civilisation fast bis auf die letzte Spur ausgerottet schien; erst ganz allmählich

verbreitete sich wieder Licht über Europa, das an den verglimmenden Kohlen der antiken Brandstätten angezündet wurde; aber nahe 1000 Jahre lang war die christliche Welt nicht blos in politischer und socialer, in wissenschaftlicher und industrieller, sondern auch in moralischer Beziehung den Völkern des Islam, ja selbst Indien und China nicht ebenbürtig. Erst mit der Renaissance beginnt das Erwachen der germanischen und lateinischen Völker aus dem tausendjährigen Winterschlaf, der ihnen in der Gegenwart die Hegemonie in der Menschheit verschafft und auch die Lehren des Christenthums, das sie in der barbarischen Vorzeit adoptirt hatten, vertieft und veredelt hat. Daran haben Voltaire und Rousseau, Kant, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, von unzähligen Anderen zu schweigen, mindestens ebensoviel Antheil als Paulus, Augustinus und die patres."



Mit aller Tiefe seiner Weltanschauung und der scharfen Beobachtungsgabe in wissenschaftlichen Dingen verband Ferdinand immer eine Dichternatur. Er verstand die Kunst, sinnige Gedanken in rhythmische Form zu bringen. Poesie, die ihm die Jugendjahre verklärt hatte, ist ihm bis zuletzt zu eigen geblieben. Wenn er sie auch später nur selten übte, so fehlte doch auf meinem Geburtstagstisch nie ein kleines Gedicht; manche Gabe begleiteten Verse, und so fügte er auch dem ersten Exemplar der „Pflanze", das er mir gab, eine poetische Widmung bei.

Ich wollte Euch gern auch diese Seite seines Wesens zeigen, und so habe ich mich entschlossen, von seinen Gedichten einige Proben hier folgen zu lassen.

Gedichte.

Zur ersten Ausgabe der „Pflanze". 1882.

Die bunten Bilder aus der Welt der Pflanze,
Die sorglich ich gemalt seit langer Zeit,
Ich habe sie zu einem Blumenkranze,
In einen farbenreichen Strauß gereiht;
Als Liebesgabe bring' ich Dir das Ganze:
Dir, meiner Liebe, ist dies Buch geweiht,
Die Du als Schutzgeist mir im Hause waltest,
Zur Poesie das Leben mir gestaltest.



Zum 21. März 1882.

Wenn langersehnt im Lauf des Märzen
Der erste Frühlingstag erschien,
Wie grüßt' ich sonst mit frohem Herzen
Den Tag, der mir mein Glück verlieh'n!

Wie viel beglückte Lieder haben
Für Deine Liebe Dir gedankt,
Wenn um die kleinen Festesgaben
Die heitern Verse sich gerankt!

Heut drückt uns frische Trauer nieder
Und lähmet meiner Seele Schwung,
Denn ernst mischt sich in meine Lieder
Wehmüthige Erinnerung.

Doch hoffend wollen wir vertrauen
Dem Lenz, der herrlich uns umblüht;
Er wird auch Frieden niederthauen
Auf das bekümmerte Gemüth.

In Freud' und Leid, in jeder Lage
Hat sich die Liebe treu bewährt;
Sie hat uns auch die schweren Tage
Mit mildem Sonnenschein verklärt.

Drum sei gegrüßt aus Herzensgrunde
Du erster Lenztag, sonnig, lind,
Der Dich mir gab zu guter Stunde
Geliebtes, holdes Frühlingskind.

Zum 21. März 1884.

Poeten sind wir in jungen Jahren —
Das hab' ich an mir selbst erfahren:
Im frisch empfänglichen Gemüthe
Erschließt sich leicht der Dichtung Blüthe.

Und was im Herzen ich getragen
In meiner Jugend Frühlingstagen,
Das Hangen, das Bangen, der Kampf und der Friede
Gestaltete sich von selbst zum Liede.

Doch ist vorbei das Maienwetter,
Der Baum behält den Schmuck der Blätter;
Doch wie auch heiter die Sonne glänze,
Die Blüthen trägt er nur im Lenze.

Schwer fügen sich in des Reimes Schranken
Des Tages sorgende Gedanken;
Die Jugendträume, goldig und rosa,
Erblassen in des Lebens Prosa.

Nur einmal noch im Lauf des Märzen,
Ist mir, als blühe mir noch im Herzen
Der Lenz, der längst schon von mir schied,
Und wieder fügt sich das Wort zum Lied.

Zwar ist es immer dasselbe Thema,
Das unerschöpfliche Problema,
Von dem schon tausend Poeten geschrieben
Das ew'ge hohe Lied vom Lieben,

Vom Liebesglück und vom Liebessegen,
Die uns umblühen allerwegen;
Durch unser Leben fort und fort
Harmonisch klingt der süße Accord.



Zum 21. März 1887.

Von einer sel'gen Insel geht die Sage,
Die friedlich ruht im stillen Ocean,
Wo stets sich folgen milde Frühlingstage,
Wo niemals rauh die Winterstürme nah'n,
Wo ew'ger Blüthenschmuck der Flur beschieden,
Wo immer frisch sich Laub und Frucht erneu'n,
Wo kindlich froh in ungetrübtem Frieden
Die Menschen ew'ger Jugend sich erfreu'n.

Mich dünkt, daß wir auf solcher Insel weilen,
Die leise nur berührt der Brandung Schaum;
Von hier aus seh'n wir Jahr auf Jahr enteilen,
Die Welt sich wandeln — doch wir merken's kaum;
Denn mich beglückt an jedem Tag auf's Neue
Die holde Anmuth, die Dich nie verließ;
Durch Deine Güte, Deine Lieb' und Treue
Verklärst Du unser Heim zum Paradies.



Zum 21. März 1889.

Wie Perlenketten reihen sich die Stunden,
Ungleich an Schönheit, Farbe, Licht und Glanze;
Das Leben gleichet einem Blumenkranze,
Wo Rosen um Cypressen sind gewunden.

Geschicke wechseln, gleich Aprilenwettern:
Heut Abschied nehmen, morgen Wiedersehen,
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Hoffnung des Frühlings — herbstliches Entblättern!

Drum soll die Liebe ihre Kraft bewähren;
Denn wie die Sonne rein im Aether leuchtet,
Auch wenn der Nebel trüb das Thal durchfeuchtet,
So kann die Liebe jedes Loos verklären.

Wir wollen uns in Hoffnung und Vertrauen,
Das Herz erfüllt von Liebe und von Frieden,
Dankbar des Glücks erfreu'n, das uns beschieden,
Und froh der Zukunft in das Antlitz schauen.

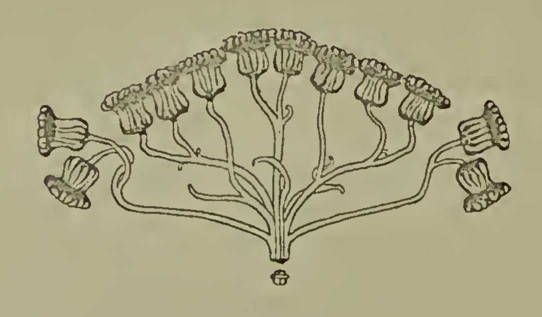


Zum 21. März 1894.

Ein Jahr entschwand — es bot in seinem Schoße
Des Menschenlebens Wechselströmen Raum;
Doch Freud' und Leid, das kleine wie das große,
Verrauscht, vernarbt — das Leben ist ein Traum.

Die Hand des Schicksals, die erbarmungslose,
Entwurzelte den lebensfrohen Baum,
Und brach vom Mutterstamm die junge Rose,
Die einen Frühlingstag genossen kaum.

Uns kam der Herbst — doch bleibt er mild und sonnig,
Der Liebe Strahl verklärt die Tage wonnig,
Der Stunden Flucht, der heitern, wie der bittern,
Läßt unser Herz in Einklang stets erzittern.
Zwei Quellen gleich, die in einander fließen,
Vereint in's ew'ge Meer sich zu ergießen.





Das neue Institut.

Im Jahr 1887 erhielt Ferdinand Cohn ein neues Institut, das, im botanischen Garten gelegen, selbst mit einem Stück Versuchsland dotirt war. Mancher alte Wunsch ging ihm nun in Erfüllung. In den stattlichen lichten Räumen liessen sich ganz andere Einrichtungen schaffen, als in der Enge des alten Institutes. Namentlich aber erfreute ihn die Möglichkeit, nun aus alten und neuen Sammlungen ein botanisches Museum schaffen zu können, für dessen Anordnung er, da der botanische Garten eine systematisch-botanische Sammlung besitzt, namentlich die Gesichtspunkte der Phÿsiologie, Biologie und der angewandten Botanik in den Vordergrund stellte. Durch Einverleibung eines grossen Theiles der von Göppert in langen Jahren zusammengebrachten Holzsammlung wurde dem Museum ein viel bewunderter Schatz zugeführt. Zahlreiche Geschenke von Vereinen und Privaten gliederten sich an; namentlich waren es Breslauer Kaufleute, welche werthvolle Farbhölzer, Droguen und Gewebestoffe zur Verfügung stellten, so dass eine besondere Abtheilung für technische Botanik begründet werden konnte. Ein Zimmer des Museums wurde ganz dem unermüdlichen Pilzforscher Joseph Schröter zugewiesen, der mit

Benutzung der Eidam'schen Präparate hier eine der reichsten Pilzsammlungen schuf, die es giebt. Wieder andere seiner Schüler wusste Ferdinand Cohn für die mehr mechanische Arbeit am Museum zu interessiren, und es waren namentlich der früh verstorbene Max Scholtz und später Rudolf Krull, welche sich unter seiner Leitung die sachgemässe Aufstellung der Sammlungsstücke angelegen sein liessen und hierin vielfach Hervorragendes leisteten. Er selbst aber brachte von fast jeder seiner Reisen das eine oder das andere interessante Object für sein Museum mit. Seit einem Besuch in San Remo erhielt er von dort von der Besitzerin eines der schönsten Gärten an der Riviera, Frau von Hüttner, die prächtigsten Cycadeenzapfen und andere Kostbarkeiten des Südens; manche andere Reisebekanntschaft, die er gemacht, brachte seinem Museum neue Bereicherungen, und so gelang es ihm, mit bescheidenen Mitteln eine Sammlung zu schaffen, die in ihrer Art durchaus mustergültig ist.

Das neue Institut wurde dagegen fast mit einem gewissen Luxus eingerichtet. Nirgends findet man geräumigere Arbeitssäle, hellere Fenster, bequemere Mikroskopirtische. Alljährlich wurden neue Mikroskope und andere Apparate angeschafft, und nun erst konnte er so recht das verwirklichen, was ihm all' die langen Jahre der Wartezeit und des Nothbehelfes hindurch vorgeschwebt hatte: eine für alle Zweige der wissenschaftlichen Botanik gerüstete Heimstätte zu schaffen. Er selbst präcisirte seine Anschauungen in dieser Richtung bei der feierlichen Eröffnung des neuen Institutes mit folgenden Worten:

„. . . die Pflanzenphysiologie, welche die Pflanze nicht in ihrer ausgebildeten Form, sondern als ein in stetem Werden und Entwickeln begriffenes lebendes Wesen zum Gegenstande ihrer Forschung macht, beansprucht, um sich zur exacten Wissenschaft fortzubilden, einen umständlichen und kostspieligen Apparat, wie ihn nur öffentliche Institute den Studirenden zur Verfügung stellen können; sie bedarf der besten Mikroskope, um die Organisation der Zellen, der eigentlichen Träger des Lebensprocesses, zu erkennen, die sich um so

complicirter erweist, mit je stärkeren Vergrösserungen sie betrachtet wird; sie bedarf eine vollständige physikalische und chemische Ausstattung, da es ihre Aufgabe ist, den Antheil der allgemeinen Naturkräfte an den speciellen Lebensäusserungen der Pflanzen exact zu bestimmen . . . Ich bin von der Ueberzeugung ausgegangen, dass eine vom Staate unterstützte Universitätsanstalt zwar in erster Linie zur Pflege und Lehre der reinen Wissenschaft berufen sei, dass sie sich aber auch in den Dienst des öffentlichen Wohles zu stellen habe, soweit dasselbe mit der von ihr gepflegten Disciplin im Zusammenhang steht. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich dahin gestrebt, dass unser Institut mit denjenigen volkswirthschaftlichen Gebieten, welche zur Botanik in nächster Beziehung stehen, insbesondere mit der Land- und Forstwirthschaft Fühlung behalte. — Aus demselben Gesichtspunkte sind in unserem Institut die Beziehungen, in welchen die Pilze, und unter ihnen besonders die niedersten Spaltpilze, zur Aetiologie pflanzlicher, thierischer und menschlicher Epidemien wie zur öffentlichen Gesundheitspflege stehen, mit besonderem Eifer gepflegt worden . . . .“

Und mit wohlberechtigtem Stolze konnte er hinzufügen: „Ich darf es wohl aussprechen, dass, nachdem einmal unser Institut begründet war, die Erspriesslichkeit desselben für den botanischen Unterricht und für die Förderung der wissenschaftlichen Botanik allgemeine Anerkennung gefunden hat, und dass seitdem an allen deutschen und den meisten ausserdeutschen Universitäten pflanzenphysiologische Institute, botanische Laboratorien errichtet worden sind.“

Auch äusserlich begann nun für ihn die Zeit der Ernte nach langer, fruchtbringender Arbeit.

Schon fünfzehn Jahre früher, 1872, war er Professor Ordinarius geworden, und am Tage der feierlichen Eröffnung des neuen Institutes und des Museums erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsrathes; die Ernennung hatte der Kaiser Friedrich auf seinem Sterbelager noch selbst unterschrieben. 1885 wurde ihm die goldene Leeuwenhoek-Medaille, 1895 diejenige der Linnean Society verliehen. Schon

„Pflanze"; er wollte sein Buch erheblich erweitern und die älteren Theile wieder auf den jetzigen Stand der Wissenschaft bringen. Bei der eigenartigen Form der Aufsätze bot dies jedoch technische Schwierigkeiten, von welchen der Fern stehende sich keinen Begriff machen kann.

Noch im Winter 1897—98 hielt er in der Gesellschaft für bildende Kunst in Breslau einen an originellen Ideen und neuen Auffassungen sehr reichen Vortrag über „Die Pflanzen in der bildenden Kunst", den er später auf vielfache Bitten für den Druck ausarbeitete. Das Manuscript fand sich nach seinem Tode soweit fertig vor, dass die Veröffentlichung ohne Aenderungen erfolgen konnte. Stellt diese letzte abgeschlossene Studie, die er uns geschenkt, auch keines seiner grossen Werke dar, so ist sie doch als Ausfluss seiner liebenswürdigen Natur, die in der Kunst bei aller Bewunderung des Grossen, Erhabenen, doch vor Allem auch das Liebenswürdige, Duftig-Poetische sah und mit feinem Verständniss genoss, für ihren Autor besonders bezeichnend. Namentlich legt dieser Aufsatz ein unwiderlegliches Zeugniss für die Frische und Begeisterungsfähigkeit ab, die Ferdinand Cohn's glückliche Natur bis in's einundsiebzigste Lebensjahr bewahrt hatte.





Reisen der späteren Jahre.

Wie Ferdinand in seinem lebhaften Geist die ganze Erscheinungswelt zu erfassen und zu verstehen suchte, so war es natürlich, daß in seinem Leben das Reisen eine große Rolle spielte. Seit der Mitte der achtziger Jahre hatten wir uns daran gewöhnt, schon in den Osterferien Breslau zu verlassen und, wenn es hier bei uns noch recht trübe und rauh war, dem Frühling entgegen zu reisen.

Italien! Welch' eine Fülle von Erinnerungen steigt in mir auf! Oft sind wir im Monat März über den Semmering oder durch die kahlen Felsgründe des Gotthard gefahren, immer vorbei an Eis und Schnee, und auf der anderen Seite der Alpen fanden wir die Sonne und die Blüthen. Wer einmal Venedig, Florenz, Rom, den Zauber der kleinen Städte hat auf sich wirken lassen, der kann ermessen, wie ein Mann von Ferdinand's Enthusiasmus, seinem Sinn für Geschichte, Kunst und Natur von jedem neuen Aufenthalt in Italien die lebhaftesten Eindrücke zurückbrachte. Mit welchem ehrfurchtsvollen Entzücken sind wir zwischen den Tempelsäulen von Pästum umhergewandert oder haben die unvergleichliche Schönheit des Golfs von Neapel genossen, und in den Cypressengärten der Villa d'Este in Tivoli, wie hat da der Botaniker und der Poet geschwärmt!

Paris war uns schon wohlbekannt, aber ganz neue Eindrücke brachte uns im Frühling 1889 eine Reise nach dem französischen Süden und den Städten der Provence. Es ist das Land der wechselreichsten Bilder. Die Natur ist theilweise großartig und melancholisch, dann wieder heiter und lieblich oder öde und einsam, wie in der steinigen Steppe der Crau. Andere Gegenden voller Fruchtbarkeit und Segen. Darum haben die Städte sich von Neuem so reich entfaltet, wie einst zur Zeit der römischen Kaiser, da sie Knotenpunkte der großen Handelsstraßen waren. In ihrer Blüthezeit wurden sie mit den imposanten Bauten geschmückt, deren wohlerhaltene Reste dem Reisenden eine ganze Kunstepoche vorführen. Ueberblickt man jetzt Lyon, von der Terrasse von Notre Dame de Fourvières, wie die Stadt sich in der weiten Ebene ausbreitet mit den prächtigen Häuserfassaden seiner eleganten Straßen und dem Wald von Fabrik-Schornsteinen, so bilden in nächster Nähe die gewaltigen Reste einer römischen Wasserleitung einen überraschenden Gegensatz zu der modernen Stadt. In Vienne ist der herrliche Tempel des Augustus und der Livia beinah' ganz erhalten. Der reichgeschmückte Triumphbogen und das Römische Theater in Orange, der Pont du Gard unweit Nîmes und die Arena dort und in Arles sind gewichtige Zeugen der Macht und Größe der römischen Kaiserzeit. Am meisten von Allem aber fesselt die Maison-Carrée in Nîmes, jener edle, fast vollkommen unversehrte Tempel mit den vornehmen korinthischen Säulen.

Die Provence ist die eigentliche Heimath der mittelalterlichen Romantik, und als wir an den malerischen Ruinen alter Schlösser vorbeifuhren, baute Ferdinand sie in der Phantasie wieder auf in der alten Herrlichkeit und erzählte von den Troubadouren, die an den Höfen der Fürsten mit ihrer Sangeskunst den Mittelpunkt des geselligen Lebens ihrer Zeit bildeten.

In Avignon wehte gerade der Mistral als Sturm, der wolkenschwere Himmel bot einen passenden Hintergrund für den düsteren Palast der Päpste, welcher mit seiner frühgothischen Fassade, mit Zinnen und viereckigen Thürmen sich auf einer Felsterrasse ernst und mächtig erhebt.

Indeß anmuthiger war der Ausflug nach Vaucluse mit den Erinnerungen an Petrarca. Die Landschaft, die wir durchfahren,

ist belebt, frühlingsfrisch; vom Dorf Vaucluse führt der leicht ansteigende Fußweg immer an dem rauschenden Flüßchen der Sorgues entlang, neben steilen, kahlen Felsen hin, bis das Thal sich mehr und mehr verengt und zu einem großartigen Halbrund zusammenschließt. Zwischen majestätischen, himmelhohen Felsmauern, die in der Höhe stockwerkartige Höhlen zeigen, breitet sich hier überraschend lieblich ein klares, blaues Wasserbecken, aus dem die Sorgues in geschwinden weißen Wellen schäumend heraussprudelt, es ist die berühmte Fontaine de Vaucluse, der Lieblingsplatz Petrarca's. Das Haus des Dichters ist nicht mehr erhalten, von den Lorbeerbäumen seines Gartens aber schnitten wir uns frische Zweige ab zur Erinnerung.

Auch die Menschen in diesem Wunderland erregten unser großes Interesse; die Männer dunkel, mit lebhaften Augen, viel gestikulirend, und die schönen Frauen, besonders in Arles, mit den classischen Gesichtszügen und der vornehmen Haltung.

Als wir von Montpellier aus mit dem liebenswürdigen Botaniker Professor Flahault eine botanische Excursion in die Umgegend machten, lernten wir bei der Einkehr in eine Mühle die bescheiden stolze Art der dortigen Landbevölkerung kennen, welche den Fremden erst fast argwöhnisch betrachtet, dann zutraulicher wird und zuletzt anbietet, was das Land hervorbringt, das wohlschmeckende, selbstgebackene Brot, den eigengekelterten Wein, ohne einen Entgelt dafür annehmen zu wollen.

Wohl könnte ich Euch noch von vielen anderen merkwürdigen Reisen erzählen: daß wir nochmals in England waren, wiederholt in Holland und Belgien, auch das Nordland besucht mit seinen Fjords und Fjells. Im Herbst 1890 entschlossen wir uns endlich, wie Ferdinand schon lange gewünscht, zur Fahrt nach Konstantinopel. Schon auf dem Wege war Alles so ganz anders, als was wir bisher gesehen, die Steppen Ungarns, die Schluchten des Balkan, die Menschen in den phantastischen Trachten auf den Bahnhöfen, die ersten türkischen Städte, halb verfallen, mit bunt bemalten Häusern, Moscheen und schlanken Thürmen, und so

waren unsere Erwartungen auf's Höchste gespannt, als endlich nach der langen Fahrt die mächtige Kuppel der Moschee Sultan Mohammed's in der Ferne vor uns auftauchte, dann bald das ganze prächtige Bild von Konstantinopel. Auf dem Bahnhof in Stambul, der schlecht mit Petroleumlampen erleuchtet ist, war es bei dem Schreien, Drängen und Stoßen recht schwierig, zu unserem Gepäck und endlich zu unserem Wagen zu gelangen. Es war ganz dunkel geworden, als wir über die Brücke des Goldenen Horns fuhren, die unter uns schaukelte, an beiden Seiten, oben und unten, überall sahen wir Lichter glitzern, die Validé-Moschee hebt sich in ihren gewaltigen Umrissen, vor uns liegt Galata, darüber steigt Pera auf, der Stadttheil der Europäer, in dem unser Hotel liegt.

Eine Welt von lebhaften, bunten, geheimnißvollen Bildern zog in Konstantinopel an uns vorüber. Wie ein Märchen baut sich die Stadt terrassenförmig rings um das Goldene Horn auf; auf den Höhen Forts, Thürme und Schanzen; Pera, beherrscht von dem imposanten Palast der Deutschen Botschaft, dann Häusergruppen, ähnlich gebaut wie in Neapel, mit flachem Dach und Erkern, dazwischen Gartenanlagen und die schlanken Wipfel der schwarzen Cypressen. Dort liegt Stambul, das kaiserliche Byzanz, mit den großen und kleinen, halbmondgeschmückten Kuppeln, zahllosen schlanken Minarets. Die Seraispitze mit ihren geheimnißvollen Palästen und Kiosks, der Leander-Thurm, das Marmara-Meer, die Prinzen-Inseln, bedeckt mit Dörfern, Gärten und Landhäusern. Die Stadttheile verbindet die Brücke über das Goldene Horn. Hier drängen sich Menschen der verschiedensten Hautfarben, Levantiner, Griechen, Kurden, Araber aus den entlegensten Theilen des Reiches, Türken mit Turban und Kaftan, Bulgaren mit Pelzmütze, armenische Priester, meist schöne Männer, Europäer in modernen Trachten, verschleierte Frauen, viele Bettler, auch Weiber und Kinder, Wagen, Pferde, Esel, auf beiden Seiten schwer beladen, und Lastträger mit ungeheuren Bürden. Endlich der Hafen des Bosporus, belebt von großen Dampfern, Segelschiffen und einer zahllosen Menge von Kaiks, diesen spitzen, schmalen Ruderbooten, die geschickt und pfeilgeschwind durch das Gedränge schießen, ebenfalls angefüllt mit Menschen in den seltsamsten

Trachten, mit verschleierten Frauen, häufig geführt von den in leichte Stoffe gehüllten Ruderern des Sultans. —

Weniger erfreulich als das äußere Bild ist das Innere der Stadt, selbst in Pera sind die meisten Straßen steil, schlecht gepflastert und schmutzig. Abschreckend für den Fremden sind die vielen Hunde, die in der Nacht unausgesetzt heulen und bellen, am Tage aber haufenweis in einen Kreis zusammengerollt auf dem Trottoir liegen, schlafen und den Weg der Art versperren, daß man über sie hinwegsteigen muß. Dazu das Ausrufen und Schreien der Händler, die ihre Kostbarkeiten auf Karren herumfahren und anpreisen. Noch schwieriger ist der Verkehr in den ärmeren türkischen Stadttheilen, dort sind meist nur elende Holzhäuser, zum Theil auf hohen Dämmen, zwischen tiefen Gräben, so daß man nur vermittels kleiner Brücken hinüberkommt. Der Charakter des Orientalen zeigt sich am Besten aber in den Bazaren in Stambul. Sie bilden eigentlich eine Stadt für sich mit Gassen und Gäßchen, von Kuppelfenstern überdacht. Hier sieht man die Erzeugnisse des Orients in ihrer Pracht. Jeder Einkauf nimmt freilich Stunden in Anspruch, denn Anpreisen in langen Erzählungen, die Waaren weit über den Werth taxiren, dann doch auf die Hälfte des Preises heruntergehen und dem Kaufenden noch ein Täßchen türkischen Kaffee anbieten, sind für den Orientalen ein ebenso großes Vergnügen, als das Geschäft an sich.

In anderen Theilen sind die Werkstätten, wo die Leute arbeiten, man sieht, wie sie mit großer Geschicklichkeit die dünnen Blättchen aus Gold und Silber herstellen, die in die rothen Thongefäße eingelegt werden oder wie ein gewandter Bursch mit aufgekrämpelten Aermeln rothen Zuckerteig über der Gluthpfanne erhitzt und dann in Stangen ausdreht, die ein Zweiter in Bonbons zerschneidet, und viele solche Bilder mehr.

Und aus dem bunten, lärmenden Leben und Treiben der Stadt in die majestätischen, lichtdurchflutheten, goldschimmernden Hallen der Hagia Sophia einzutreten: welch' ein Gegensatz! Dann wieder anmuthreich und erfrischend die Fahrt auf dem Bosporus nach Therapia, vorbei an den marmornen Sultansschlössern, an Landhäusern, Gärten, den Burgen und Ruinen der byzantinischen Zeit. — Endlich sahen wir auch den Selamlik, die festliche Auf-

fahrt des Sultans zur Parade der türkischen Truppen, ein glänzendes Bild, und — die stillen, in Cypressengärten liegenden Grabhäuser, wo die Sultane in ihren großen Sarkophagen, unter schweren silbergestickten Sammetdecken, in ewigem Schlaf ruhen.

Das prächtige Wetter verlockte uns, für die Rückreise den Umweg über Athen und Corfu zu wählen. So ging eine Herzenssehnsucht Ferdinand's in Erfüllung, das Land kennen zu lernen, von dem alle Cultur, alle Bildung und die edelste Kunst hervorgegangen.

Die Fluth glänzte in Böcklin'scher Bläue, und wie ein Traum kam es uns vor, als wir an der fernen Küste die Stätten sahen, wo Ilion stand und die Heere der Griechen lagerten. Als unser Schiff in ruhiger Fahrt seine Furchen durch das ägeische Meer zog, geleiteten uns die Verse Homer's an den purpurschimmernden Inseln vorbei, an Lemnos, Lesbos, Tenedos. Aber ich müßte viele Seiten dieses Buches füllen, wollte ich unsere Eindrücke von Athen schildern, das Glück, auf den Stufen der Akropolis zu sitzen, angesichts des Parthenon, des Erechtheion, des Niketempels, und zu schauen auf die in weißem Marmor glänzende Stadt, die schönen Linien der attischen Berge, über uns der griechische Himmel.

Nach solchen ereignißreichen Reisen nahm Ferdinand daheim die Berufsgeschäfte um so freudiger auf. Wenn er die große Welt gesehen mit dem Ernst der Vergänglichkeit und dabei dem Unvergänglichen, das über alle Zeiten erhaben ist, war ihm die Heimath doppelt lieb und theuer.

Auch in unserer kleinen Welt zu Haus traten bald wichtige Veränderungen ein.





Jubiläum und siebzigster Geburtstag.

Unsere Wohnung am Schweidnitzer Stadtgraben war im Laufe der Jahre für unsere Bedürfnisse zu klein geworden und reichte namentlich nicht mehr für den ausgedehnten geselligen Verkehr, den zu pflegen uns immer große Freude machte. Wir liebten es, heitere Feste bei uns zu arrangiren; dazu dachte sich Ferdinand gern kleine Ueberraschungen aus und sprach die Gäste wohl bei Tisch in hübschen Versen an, die er mit Leichtigkeit zu entwerfen wußte.

Zudem war es unser dringender Wunsch, mit meiner lieben Mama ganz zusammen zu wohnen. So bezogen wir denn im Frühling 1895 die schönen Räume des zweiten Stockes in dem Hause Tauenzienstraße 3a. Jetzt hatte Ferdinand wieder Gelegenheit, sein Geschick zu üben im Einrichten und Ausschmücken der Zimmer, was ihm so viel Freude machte, daß wir mit froher Hoffnung in das neue Heim einzogen, trotzdem es uns wohl schwer wurde, von der Stadtgrabengegend zu scheiden, wo wir beinahe 27 Jahre des Lebens Lust und des Lebens Leid hatten an uns vorübergehen lassen. Ferdinand's Studirzimmer in der alten Wohnung war eng und im Sommer heiß, um so mehr erfreute er sich an dem hohen, luftigen Raum, in welchem er nun einen

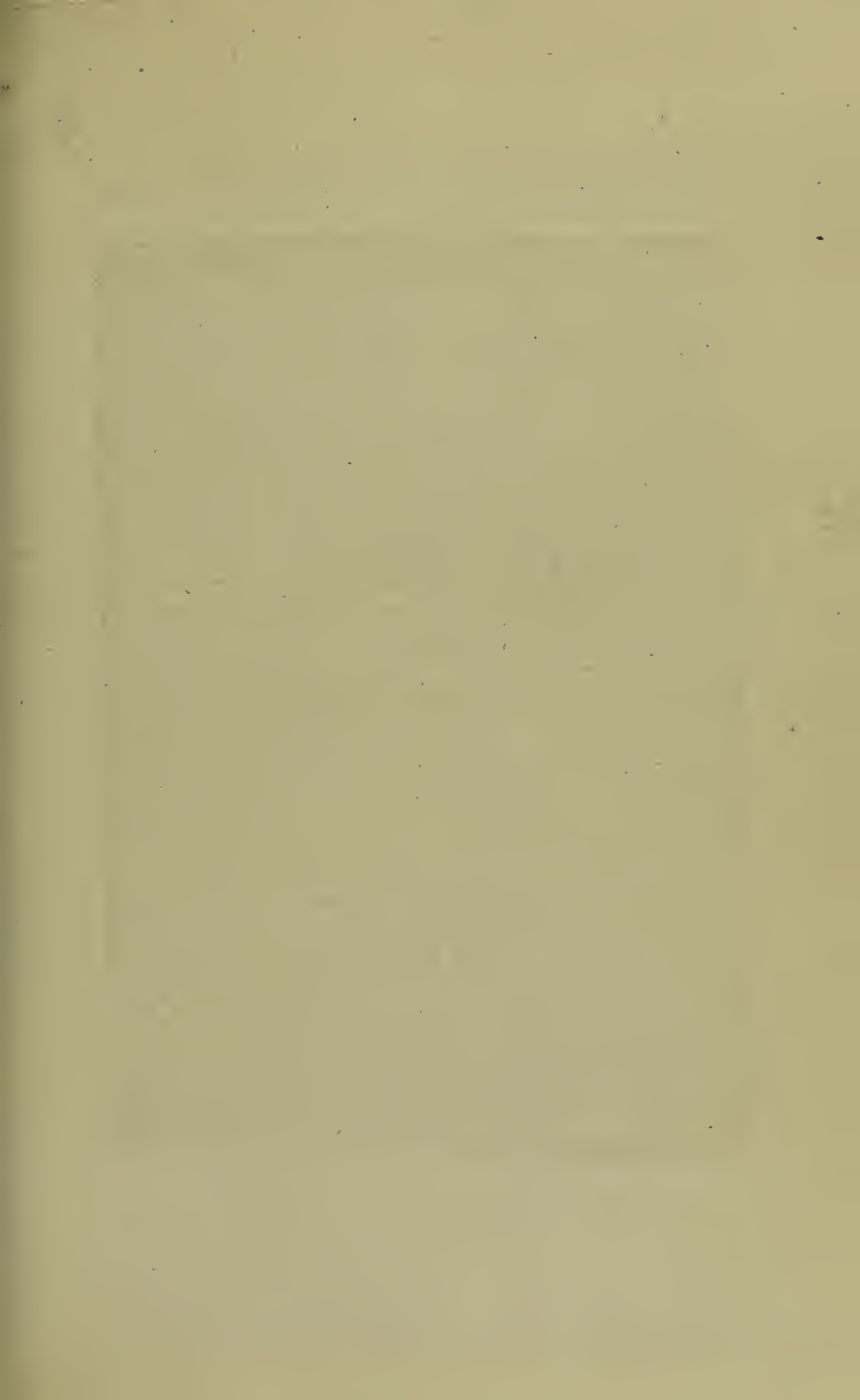
bequemeren Schreibtisch, neue Bibliothekschränke, seine Schreibmaschine und Alles, was sonst noch zur Einrichtung einer rechten Gelehrtenstube gehört, ganz nach seinen Wünschen unterbringen konnte. Und wenn Ferdinand, wie er es in der schönen Jahreszeit gern that, im Freien arbeiten wollte, so bot die geschützte Loggia den angenehmsten Platz, mit dem Blick auf die Laubkronen des Eichborn'schen Parkes gegenüber und die Breslauer Thürme in der Ferne.

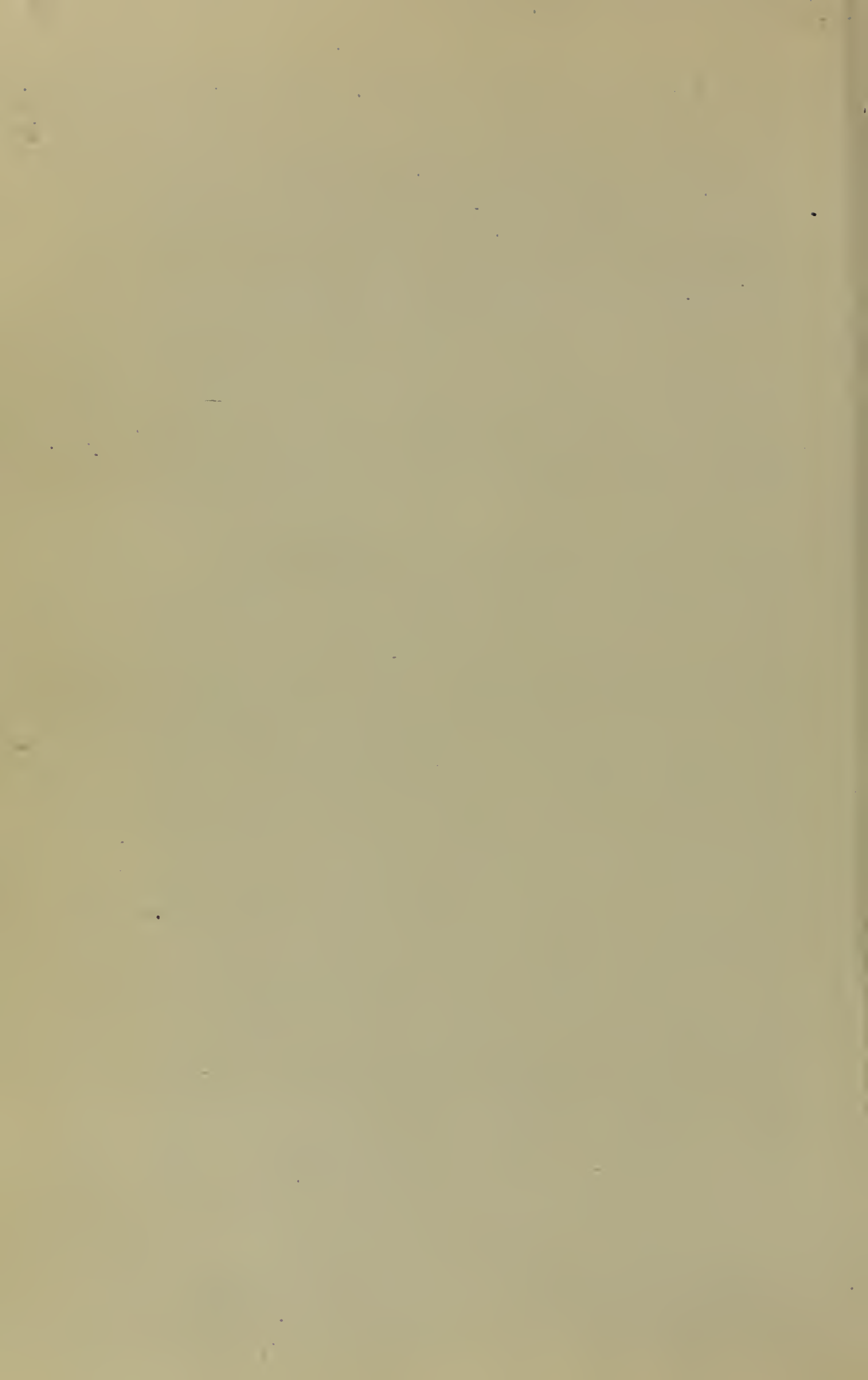
Wenn man es Glück nennen kann, von einer gewissen Höhe aus auf Erreichtes zurückzuschauen, der täglich wohlthuenden Gegenwart sich dankbar bewußt zu sein und sich körperlich zu der Hoffnung berechtigt zu fühlen, auch noch in der Zukunft schaffen und wirken zu können, so waren diese Jahre vielleicht die glücklichsten unseres Daseins.

Das Zusammenleben mit meiner guten Mutter trug dazu noch besonders bei. Unsere geräumige und bequeme Etage gab uns die Möglichkeit, soviel zusammen zu sein, wie wir nur irgend wollten, und doch waren unsere Wohnungen wieder so getrennt, daß Jeder auch seinen eigenen Pflichten und Neigungen ungestört nachgehen konnte. Welche wehmüthige Genugthuung war es für uns, daß wir, als die zarte Lebensflamme in ihr, deren ganzes Dasein Sanftmuth, Hingebung und Sorge für die Ihren war, nach und nach erlosch, ihr noch jeden Augenblick verschönen und liebend um sie besorgt sein durften. Täglich wußte Ferdinand ihr etwas Heiteres zu erzählen, sie durch Scherze zu zerstreuen oder auch von der Welt draußen Manches mitzutheilen, was sie interessirte, und dann dankte sie mit diesem wehmüthig sanften Lächeln, das Jedem unvergeßlich blieb.

Zu unserem Schmerz hat sie die schönen Feste nicht mehr mit uns erlebt, deren Schauplatz die neuen Räume waren.

Nachdem wir im Frühling 1897, der sie uns entrissen, in den Lorbeerwäldern von Abbazia, an der erfrischenden Salzluft des Quarnero, uns Trost und Stärkung geholt, gingen wir im August, erst über Hamburg, wo wir eine große Garten-Ausstellung bewunderten, an die Nordsee, nach Norderney. Dort hatten wir viel nordische Kälte und Wind auszuhalten und entschlossen uns deshalb im Herbst, noch unser geliebtes Südtirol





aufzusuchen. Wie glücklich waren wir wieder, in Bozen zu sein, des Abends auf dem großen Platz vor dem Hotel Greif zu sitzen, zu Füßen des Marmorstandbildes Walthers von der Vogelweide, der spitze Kirchthurm dahinter und darüber der Mond, der magisch die hohen Bergwände beleuchtete. Die Mendola lockte, und so fuhren wir noch auf ein paar Tage hinauf, trafen verschiedene alte Bekannte und hatten auch das Glück, unseren hochverehrten Freund Professor Leuckart aus Leipzig noch einmal wiederzusehen inmitten seiner Familie, in unverminderter Frische und Lebhaftigkeit. Indeß man konnte nicht lange mehr oben bleiben; das Wetter wurde neblig und regnerisch, darum wandten wir uns nach Meran, das zwar von Gästen noch leer war, aber desto schöner nach verschiedenen Regenstürmen im Neuschnee der Berge, und wo wir dann eine Reihe solch' goldener Tage genossen, wie sie eben nur in dieser Jahreszeit und unter diesem Himmel möglich sind.

Ferdinand arbeitete hier fleißig, hier hat er die letzte Hand an die zweite Auflage seiner „Pflanze" gelegt; die letzten Correcturbogen wurden abgeschickt, während wir in der Zwischenzeit in den Rebengärten wandelten oder hinaufstiegen nach Schloß Tirol und die malerischen Punkte der Umgegend genossen. Und mit dem Gefühl, nun wieder etwas fertig zu wissen, was Ferdinand lange Zeit drückend auf der Seele gelegen, kehrten wir nach Breslau heim.

In ernstem Sinnen gedachte Ferdinand wohl nun an den fünfzigsten Jahrestag seines Doctorexamens, wo er, der damals neunzehnjährige, so schüchtern in die Welt geblickt und dem Leben mit soviel bangen Fragen entgegengesehen. Er meinte, die Anderen würden den Tag still und unbeachtet vorübergehen lassen, der für ihn eine besondere Weihe hatte. Sein schlichter Sinn hätte wohl gern alles Feiern abgelehnt, das seiner inneren Natur widerstrebte. Dennoch fühlte er sich gehoben, als er von mancherlei liebevollen Vorbereitungen hörte; ein gewisses Glücksgefühl überkam ihn, als der 15. November sonnig anbrach.

Schon am frühen Morgen kamen Briefe und Depeschen, von allen Seiten, aus der Nähe und aus weiter Ferne, unsere Wohnung verwandelte sich nach und nach in einen Palmen- und

Blumengarten prächtigster Art, und Liebe und Verehrung hatten sich die sinnigsten Gaben ausgedacht. Liebe Freunde, theure Verwandte kamen mit ihren frohesten Gesichtern, um den Tag mitzufeiern, und von früher Stunde folgte eine Deputation der andern, mit kostbaren Gaben. Wie hat Ferdinand da in überquellender Empfindung bald ernst, bald launig für Jeden das rechte Wort gefunden.

Als der damalige Rector, Geheimrath Richard Foerster, ihm die Glückwünsche der Universität überbrachte, auf kunstreicher Tafel, mit feierlicher Ansprache, wie wahr hat er es empfunden, als er antwortete:

„Sie haben es so gewollt, und ich bin Ihnen jetzt innig dankbar dafür, daß der heutige Tag, den ich gedacht hatte in stiller Erinnerung und ernster Sammlung zu verleben, für mich zu einem Festtage, zu einem Ehrentage geworden ist, dessen Abglanz die Jahre, die mir noch beschieden sein mögen, hell durchleuchten wird. Der langjährigen Freundschaft, die Sie, verehrter Rector und College, mir stets bewährt haben, muß ich es zu Gute halten, wenn Sie meine Leistungen höher veranschlagt haben, als sie es verdienen. Ich bin mir bewußt, nichts anderes gethan zu haben, als was all' die Hunderte meiner Collegen auch thun, ich bin nie etwas anderes gewesen, habe nie etwas anderes sein wollen und sein können, als ein deutscher Professor, dessen Leben voll und ganz aufgeht im Lehren und Mehren der Wissenschaft. Unsere Universitäten sind die Werkstätten rastloser, geistiger Arbeit, des Geistes der freien Forschung und der freien Lehre, jenes Geistes, der da befreit und lebendig macht.

Für mich ist die Universität Breslau die Werkstätte gewesen, in die ich vor dreiundfünfzig Jahren als Lehrling eingetreten bin, und in der ich das Glück hatte, alles, was von Kräften und Fähigkeiten in mir ist, zu entfalten und wirken zu lassen. Darum betrachte ich es als die höchste Belohnung, daß die Universität, die Sie, meine Herren, in dieser Stunde vertreten, meinen Bestrebungen eine mich fast beschämende Anerkennung gezollt hat. Auf das innigste gerührt aber hat mich Ihre Versicherung, daß die ganze Universität, Lehrerschaft und Studentenschaft, die Wiederkehr des Tages, an dem ich vor einem halben

Jahrhundert in die wissenschaftliche Laufbahn eingetreten bin, als ihren eigenen Festtag feiert; empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Güte."

Auf die Adresse der philosophischen Facultät, die der Decan Professor Dr. Kölbing überreicht, antwortete er unter Anderem:

„Ich kann wohl die Anerkennung für mich in Anspruch nehmen, daß ich die Botanik, in deren Pflege und Lehre ich meinen Lebensberuf gefunden habe, niemals als ein in sich abgeschlossenes, isolirtes Fach, sondern im Zusammenhang mit der gesammten Naturwissenschaft, gleichzeitig aber auch in engster Beziehung zu den Geisteswissenschaften aufgefaßt habe. Wenn die Botanik gemeinsam mit der Zoologie die Probleme des Lebens erforscht, stützt sie sich auf Physik und Chemie als ihre Grundpfeiler, tritt sie mit der Geographie und Geologie in den Wanderungen und den Wandlungen der Flora in Verbindung, greift sie in tausendfältigen Beziehungen hinein in das Gebiet der angewandten Wissenschaften, ist sie aber auch verknüpft mit der Entwickelung der Cultur, die in der Geschichte und Literatur aller Völker ihren Ausdruck findet. Diese nach allen Seiten hin ausstrahlenden Beziehungen der Wissenschaft von den Pflanzen haben mich von jeher in Berührung gebracht mit den Vertretern der verschiedenen Wissenschaftszweige, welche unsere philosophische Facultät mit gemeinsamem Bande umschlingt, und daraus hat sich immer ein freundschaftlicher Verkehr entwickelt. Denn das ist ein edler Vorzug unserer deutschen Universitäten, daß ihre Mitglieder gegenseitig ein warmes Interesse an einander nehmen, nicht nur an dem Forscher, dem Schriftsteller, dem Docenten, sondern an dem ganzen Manne, seinem Charakter, seinem Hause und seiner Familie. Daß auch die Freudentage eines einzelnen Mitgliedes von der ganzen Körperschaft mitgefeiert werden, davon hat mir der heutige Tag ein mich innig erfreuendes Zeugniß gegeben."

Auch die Vertreter der medicinischen Facultät waren erschienen, in deren Auftrag der Decan, Geheimrat Küstner, freundliche Glückwünsche aussprach.

Tiefe Bewegung aber empfand die große, glänzende Versammlung, als die hohe Gestalt des Oberbürgermeister Bender

mit dem Stadtverordneten-Vorsteher Freund, unserem ältesten und theuersten Freunde, begleitet von Abordnungen des Magistrats und der Stadtverordneten, in feierlicher Amtstracht erschien und den Ehrenbürgerbrief der Stadt Breslau mit herzlichen Worten der Anerkennung und Verehrung überreichte.

Ferdinand's Stimme zitterte wohl zuerst, aber nach und nach wurde sie klar und klangvoll wie immer, als er sagte:

„Messen Sie nicht die Tiefe meiner Dankbarkeit ab nach den wenigen Worten, in denen ich dieselbe heut auszudrücken vermag. Der Ehrenbürgerbrief, mit dem Sie mich beglückt haben, ist eine so herrliche Auszeichnung, daß selbst ein Mann, der ein tausendfach größeres Verdienst aufzuweisen hätte, keine höhere zu erreichen vermöchte. Dieser Gedanke würde mich schwer niederdrücken, wenn ich mir nicht sagen könnte, daß eine solche Ehrengabe überhaupt nicht ein Lohn ist, den man für seine Leistungen beanspruchen kann, sondern daß sie ein freies Geschenk der Liebe ist, die ich das Glück gehabt habe, bei meinen Mitbürgern zu gewinnen, und der Freundschaft, die mir so Viele unter Ihnen seit Jahren entgegengetragen haben. Liebe aber und Freundschaft sind Gottesgaben, wie das Sonnenlicht, die man eben dankbar und gerührt empfängt. Und auch der Gedanke giebt mir Muth, daß Sie mit Ihrer Ehrengabe der Universität eine Huldigung darbringen, der ich länger als ein halbes Jahrhundert angehört, und daß Sie mich zum Empfänger derselben erwählt haben, der ich — ein Breslauer Kind, das in Breslauer Luft erwachsen, in Breslauer Schulen herangebildet, fast der Einzige bin, der in gleicher Weise mit allen Gedanken meiner Seele und mit allen Fasern meines Herzens mit unserer Stadt, wie mit unserer Universität verwachsen bin. — Die Universität Breslau ist eine Tochter der großen Zeit der Stein und Hardenberg, der Scharnhorst und Gneisenau, der Goethe, Fichte und der Gebrüder Humboldt. Drei Jahre, nachdem unsere Stadt durch die Städteordnung die freie Selbstverwaltung erhalten, wurde sie zum Sitz der Universität gemacht, und als zwei Jahre später von Breslau aus der Aufruf „An Mein Volk" die Jugend zu den Waffen rief, da hat die junge Universität Breslau ruhmvoll zur Erhebung und Befreiung des Vaterlandes mitgewirkt. Seit

dieser Zeit ist die Universität auf dem Boden, auf den sie damals verpflanzt wurde, fest eingewurzelt, von hier erhält sie Saft und Kraft.

Sie aber, meine Herren, wissen es, daß in der Bürgerkrone, welche das Haupt unserer alten Vratislavia schmückt, die alma Viadrina eines der leuchtendsten Kleinodien ist. In diesem Sinne nehme ich die mir dargebotene Ehrenbürgerschaft mit innigstem Danke an." —

Die weihevolle Stimmung hatte ganz der Fröhlichkeit Platz gemacht bei einem Frühstück, das im Speisezimmer servirt war. Da erschollen von der Straße Fanfaren zum Zeichen der festlichen Studentenauffahrt. „Ein stattlicher Zug von etwa vierzig Equipagen, in welchen die Chargirten aller akademischen Corporationen als Abordnungen Platz genommen, hatte sich vereinigt, um dem allverehrten Lehrer eine prunkvolle Ovation darzubringen. Die Landsmannschaften, Burschenschaften, Corps, Verbindungen und Vereine waren auch durch ihre Fahnen vertreten, wodurch dem Zuge ein farbenreicher Schmuck verliehen wurde. Den Zug eröffnete die Capelle des Leib-Kürassir-Regiments Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1, deren Mannen beritten und als schwedische Gardereiter costümirt waren. Von munteren Reitermärschen geleitet, hatte sich der Wagenzug durch die Schmiedebrücke, die drei Ringseiten, die Schweidnitzerstraße bewegt über den Tauenzienplatz." Vor unserer Wohnung wurde Halt gemacht, und eine Deputation von fünf Chargirten brachte Namens aller Studirenden die Glückwünsche dar; auf die frische Anrede des stud. Ridinger antwortete Ferdinand:

„Unter der überreichen Fülle von Ehrenbezeugungen, durch die ich heute beglückt worden bin, steht die von der Breslauer Studentenschaft mir dargebotene in allererster Reihe. Giebt es doch für den Universitätsprofessor keine größere Freude, als wenn ihm in so schöner Weise gezeigt wird, daß er bei der akademischen Jugend Liebe und Anhänglichkeit gefunden hat. In den vielen Jahren, in denen ich dieser Universität immer enger verknüpft wurde, ist Generation von Studirenden auf Generation gefolgt, aber mit jedem neuen Semester fühle ich mich gleichsam verjüngt, wenn ich die lebendige Theilnahme wahrnehme, mit der

meine jungen Zuhörer meiner Führung in eines der herrlichsten Gebiete der Naturwissenschaften folgen. Es gereicht mir zur größten Freude, wenn meine Schüler auch in ihrem späteren Leben mir ihre Anhänglichkeit bewahrt haben; sehr Viele unter ihnen sind als liebe Freunde, eine nicht kleine Zahl als werthe Collegen mit mir in Verbindung geblieben.

Meine Herren, ich bitte Sie, den Corporationen, die Sie hier vertreten, meinen innigsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie Ihre, mich hoch beglückende Antheilnahme an meiner Erinnerungsfeier in so glanzvoller Weise zum öffentlichen Ausdruck gebracht haben; unsere Stadt wird daraus freudig erkennen, daß die Breslauer Studentenschaft, wenn sie auch in ihren Studien nach den Facultäten, in ihren Verbindungen nach den Farben sich scheidet, doch einmüthig zusammen steht, wenn es gilt, die Wissenschaft und ihre Vertreter zu ehren."

Wir traten auf den Balcon der Loggia, einer der abgeordneten Chargirten brachte ein Hoch aus, in das die Wageninsassen begeistert einstimmten, die Fahnen senkten sich, und freudig begrüßte beim Vorüberdefiliren der Gefeierte jeden einzelnen Wagen.

Einen schönen Abschluß erhielt die Feier durch das Festessen, das Tags darauf stattfand, und an dem sich beinah die ganze Universität, sowie einige besondere Gönner, Freunde und Verwandte betheiligt hatten. Durch die freundliche Gesinnung, die sich in Tischreden von Professor Pax, Professor Kölbing, Oberbürgermeister Bender äußerte und durch ein humorvolles Lied von Freund Felix Dahn, der schon oft bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten seine Leier für uns gestimmt hatte, wurde die Stimmung zu einer höchst angeregten. Und das, was ihn mit Dankbarkeit und Rührung erfüllte, hat Ferdinand selbst in der nachfolgenden Rede ausgesprochen.

Rede bei dem Festessen der Universität
am 14. November 1897.

Erwarten Sie nicht von mir, meine Herren, daß ich eingehend die gütigen Worte erwiedere, die heut an mich und über mich hier gesprochen worden sind. Ich könnte doch nur wiederholen, was ich schon gestern gesagt habe, daß Sie durch die Fülle der Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, die mir durch die von Ihnen vorbereitete Feier meines Doctorjubiläums zu Theil wurden, und denen der heutige Abend den krönenden Schlußstein zugefügt hat, mich zu einer Dankbarkeit verpflichtet haben, die ich, als ein zahlungsunfähiger Schuldner, während meines ganzen Lebens nicht werde abtragen können.

Es sind nun fünfzig Jahre vergangen, seit mir die erste große Freude meines Lebens in dem Augenblick zu Theil wurde, wo Gustav Magnus, der geistvolle Physiker und damalige Decan der Berliner Philosophischen Facultät, an mich die mystischen Worte richtete:

Te Doctorem creo, creatum proclamo, proclamatum renuntio.

Wenn ich an diese längst vergangene Zeit zurückdenke, so habe ich eine Empfindung, wie sie jene vorweltlichen Geschöpfe fühlen mochten, als sie, der großen Katastrophe glücklich entgangen, eine neue Schöpfung rings um sich erblickten. Ich denke hierbei nicht an die politischen und socialen Umwälzungen unseres Vaterlandes, obwohl meine Promotion nur vier Monate den Berliner Märztagen voran ging, die ich mit dem ganzen enthusiastischen Idealismus politischer Unreife, in der damals nicht blos die Jugend, sondern unser ganzes Volk sich befand, durchlebt habe. Aber auch in unseren Universitäten ist es anders geworden. Ich hatte meine lateinische Inauguraldissertation in schönen, natürlich auswendig gelernten lateinischen Phrasen zu vertheidigen; der letzte meiner Opponenten, mit dem ich das heutige Fest in gemeinsamer Erinnerung zu feiern gedachte, der als hochverdienter Forscher, nie ermüdend und nie entmuthigt, fast bis zur letzten Stunde für die Wissenschaft thätige Professor Leopold Auerbach,

ist von uns erst vor wenigen Wochen zu Grabe geleitet worden. Daß die These, die ich damals gegen ihn zu vertheidigen hatte, und die ich, wie ich glaube, zuerst öffentlich ausgesprochen habe: „Es müssen an den Universitäten pflanzenphysiologische Laboratorien eingerichtet werden," für mich das Leitmotiv langjähriger Bestrebungen an hiesiger Universität gewesen, ist schon gestern von Freundesmund ausgesprochen worden.

Ich war nach Berlin gekommen, nachdem ich schon zwei Jahre in Breslau studirt hatte; hier hatte mich Göppert für die Botanik gewonnen, der durch seine klare, unbefangene Naturbeobachtung ebenso meinen Geist anzog, wie er meinem Herzen die Begeisterung für seine Wissenschaft, die ihn bis in sein höchstes Alter erfüllte, einzuflößen wußte. Dennoch ist es für mich ein Glück gewesen, daß ich genöthigt war, Breslau zu verlassen, um mir in Berlin den Doctorhut zu erwerben. Denn erst in Berlin wurde ich in die Methoden der exacten Naturwissenschaft eingeführt. Der Mann, dessen Name an der Spitze meines ersten Doctordiploms steht, der damalige Rector der Berliner Universität, Johannes Müller, der eine fast dämonische Anziehung auf Alle, die ihm näher traten, ausübte, zog auch mich in seinen Kreis; ich hatte das Glück, an dem großen Chemiker Mitscherlich einen Gönner zu finden, der sich auch lebhaft für botanische Fragen interessirte. Ehrenberg, der sein ganzes Leben der Erforschung der mikroskopischen Welt gewidmet hat, machte mich mit den niedersten Thieren und Pflanzen bekannt. Aber vielleicht von noch größerem Einfluß ist es auf mich gewesen, daß ich mit einer Anzahl jüngerer Männer bekannt und mit den meisten eng befreundet wurde, die um jene Zeit die Aufgabe übernommen hatten, die Wissenschaft von den Pflanzen zu verjüngen und in neue Bahnen zu leiten.

Die Botanik war in Deutschland zurückgeblieben gegen den Aufschwung, den die anderen Naturwissenschaften schon seit dem Anfang des Jahrhunderts genommen hatten. So weit die deutschen Botaniker sich nicht mit der an sich verdienstvollen, aber doch mehr handwerksmäßigen Pflege der Floristik beschäftigten oder sich mit der möglichst genauen Beschreibung und Vergleichung getrockneter Herbarienpflanzen begnügten, verloren sie sich in den

unfruchtbaren Speculationen der Naturphilosophie. Nunmehr kam die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß die vollkommener blühenden und fruchttragenden Pflanzen, die man bis dahin allein in der Wissenschaft berücksichtigt hatte, Probleme darbieten, deren Lösung nur dann gelingen kann, wenn man die Gestalt vom ersten Augenblick ihrer Erzeugung, Schritt für Schritt in ihrer allmählichen Entwickelung verfolgt; es wurde dadurch das Princip der Entwickelungsgeschichte an die Spitze der morphologischen Forschung gestellt. Dann aber erkannte man, daß die äußere Gestalt der Pflanze nur die oberflächliche Hülle ist, die ein wunderbar complicirtes Gebäude unsichtbar kleiner Elementarorganismen, der Zellen, einschließt, in denen man die eigentlichen Träger des Lebens erkannte; die Erforschung der Zelle, ihres Baues und ihres Lebens wurde dadurch zur dringendsten Aufgabe der modernen Botanik. Bald stellte sich heraus, daß die Zelle am klarsten und vollständigsten der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich sei in jenen einfachsten, niedersten, mikroskopischen Pflanzen, die als einzellige Wesen ihre gesammte Entwickelung und ihren ganzen Lebensproceß in der nämlichen Zelle abspielen, und so wurde auch ich zu dem Studium dieser an der Grenzscheide zwischen Thieren und Pflanzen stehenden Organismen hingeführt. Es war eine schöne Zeit, eine Renaissance der Wissenschaft, in der es eine Freude war, zu leben und zu arbeiten. Ein unabsehbares, noch unerforschtes Feld lag vor uns; die Entdeckungen lagen auf dem Wege, die Ideen hingen in der Luft, man brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie an sich zu nehmen. Viele Gedanken und Thatsachen, die heut auf den Namen eines Einzelnen gehen, der sie vielleicht zuerst in präcisester Form öffentlich ausgesprochen, waren damals das Gemeingut Aller.

Sie sind Alle dahin gegangen, die in jener bedeutsamen Epoche an dem Neubau der wissenschaftlichen Botanik mitgearbeitet haben: die Mohl und Schleiden, die Alexander Braun und Nägeli, die Hofmeister und Hanstein, die de Bary und Pringsheim, die Thuret und Tulasne, der letzte, vielleicht genialste unter ihnen, unser Breslauer Landsmann Julius Sachs, der Begründer der Experimentalphysiologie der Pflanzen, ist erst vor wenigen Monaten dahingeschieden; ich bin der einzige Ueber-

lebende und, wenn meine Arbeiten in letzter Zeit eine größere Anerkennung im In- und Auslande gefunden haben, als sie vielleicht verdienen, so ist es, weil ich gewissermaßen in das Erbe jener Männer eingetreten bin, unter deren Führung, in deren Mitte ich als einfacher Soldat mitgestritten habe; es ergeht mir wie den Veteranen, denen die Heldenthaten ihrer abgeschiedenen Kameraden mit angerechnet werden.

Meine Herren! Ich würde glauben, den Pflichten der Dankbarkeit nur zur Hälfte zu genügen, wenn ich dieselbe auf die gestrige Feier und das heutige Fest beschränkte, das durch die zahlreiche Betheiligung und die gütige Aufnahme der mir dargebrachten Begrüßungsworte für mich ein so hoch erfreuliches geworden ist. Aber ich freue mich, daß der heutige Abend mir auch Gelegenheit giebt, den innigsten Dank auszusprechen für das Wohlwollen, das ich von Anbeginn meiner akademischen Laufbahn von Seiten der Universität genossen, für die thatkräftige Förderung, die ich bei ihr von jeher für alle meine Bestrebungen gefunden habe. Ich kann wohl sagen, daß in dem langen, fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Zeitraum, seit ich dieser Universität angehöre, niemals eine ernstliche Mißhelligkeit zwischen mir und einem Collegen stattgefunden hat, vielmehr habe ich unter denselben allezeit erst verehrte Gönner, dann liebe Freunde gefunden. Diese herzerwärmende, wahre Collegialität ist es, die das Wirken an einer Universität zu einem herzerfreuenden und befriedigenden macht. Daß dieser Geist harmonischen Zusammenhaltens stets in unserer Universität walten möge, darauf leere ich jetzt mein Glas:

Unsere alma mater Viadrina lebe hoch!"

Der Ehren, der Lobeserhebungen waren Ferdinand eigentlich zuviele gewesen, sein bescheidenes Gemüth sträubte sich ordentlich, die Diplome, die Briefe zu lesen, in denen man ihm so viel Rühmendes sagte. Aber als er sich nach und nach dazu entschloß, da er sie doch beantworten mußte, erfüllte es ihn mit

reinster Freude, die Zuneigung und Werthschätzung überall durchzufühlen und sich bewußt zu werden, daß die Saat, die er ausgestreut, aufgegangen und Früchte getragen, und daß sein Lebenswerk kein verlorenes war.

Von diesen Empfindungen getragen, ging ihm das Jahr 1897 zu Ende, der Januar 1898 sollte den siebzigsten Geburtstag bringen. Nach all' den vielen Liebesbeweisen und der erhebenden Feier des Jubiläums war ihm der Gedanke, den siebzigsten Geburtstag auch wieder festlich zu begehen, peinlich, und außerdem empfand er, der sich geistig unverändert, körperlich noch so frisch fühlte, es unbehaglich, gewissermaßen officiell in das Greisenalter einzutreten. Am Liebsten wäre er Allem aus dem Wege gegangen, indeß, soviel wir auch überlegten, mitten im Winter, während des Semesters, konnte man nicht gut fortreisen; zudem hatten die auswärtigen Geschwister den Wunsch geäußert, den siebzigsten Geburtstag ihres Seniors als ein gemeinsames Familienfest zu feiern. Und gern benutzten wir diese Gelegenheit, unsere in alle Welt zerstreuten Lieben festlich um uns zu vereinen.

So wurde es, in der That, eine Herzensfreude, als die Verwandten, die schlechte Jahreszeit nicht scheuend, aus weiter Ferne fast vollzählig mit allen großen und kleinen Anhängseln wirklich kamen und ein gar stimmungsvolles Fest bereiteten.

Der Geburtstagsmorgen hatte ja noch große Ueberraschungen gebracht; wieder die kostbarsten Blumengaben, Freundeswünsche in Wort und Schrift, Deputationen mit feierlichen Adressen, darunter das Diplom der Ehrenmitgliedschaft der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, an sich ein Kunstwerk, geschmückt mit den reizvollen Aquarell-Ansichten dieser malerischsten aller Städte. Professor Conwentz aus Danzig, der anhängliche Schüler, der geschätzte Freund war selbst gekommen, das Diplom zu überreichen, das dadurch doppelt werthvoll wurde.

Als Abgesandter aller botanischen Freunde aber überbrachte Professor Pax die bedeutsamste Gabe, ein Prachtalbum, aus Meisterwerkstatt hervorgegangen; der kostbare Lederband reich geziert mit sinnvoll ausgedachten, theils wissenschaftlichen, theils allegorischen Darstellungen. Es enthält als schönsten Schmuck gegen 270 photographische Bilder von Kollegen, Freunden,

Schülern und Verehrern, die von Nah und Fern, aus allen Gegenden Europa's, ja auch von jenseits des Oceans sich vereinigt hatten, um im Bilde an dem festlichen Tage theilzunehmen und ihre Glückwünsche zu bringen.

Dieses Album und der Ehrenbürgerbrief von Breslau, von feinsinniger Künstlerhand ausgeführt, blieben von nun an unsere kostbarsten Schätze.



Letzte Reise nach der Riviera, 1898.

Nachdem die beiden Jubiläen mit ihren Ehren- und Liebesbeweisen, mit ihren Anregungen und Aufregungen vorüber waren, entschlossen wir uns, wie seit Jahren in jedem Frühling, wieder zu einer Reise nach dem Süden, diesmal nach der Riviera, und fuhren am 17. März nach Wien.

Wien im ersten Frühling zu durchwandern, gehörte mit zu unseren liebsten Gewohnheiten, ebenso wie Einkehr zu halten in des Schwagers Hugo und seiner liebenswürdigen Gattin Ida gastlichem Hause, das geschmückt ist mit drei begabten, heranwachsenden Töchtern, deren Entwickelung Onkel Ferdinand mit besonderem Interesse verfolgte.

Der Stadtpark ist noch kahl; die Blattknospen haben kaum angesetzt, desto bunter ist's in den Straßen und Schaufenstern, für die Ferdinand immer ein aufmerksames Auge hat.

Im Kunstmuseum studirt er eifrig die alten Bilder, hauptsächlich um Notizen für seinen Aufsatz zu machen: „Die Pflanzen in der bildenden Kunst." Jede gemalte Blume wird zu bestimmen versucht. Wir gehen auch in die Albertina, wo er sich alte Stiche zeigen läßt und sich über die Genauigkeit und Wahrheit der Darstellung der Pflanzen, besonders in den Dürer'schen Aquarellen freut. Eine große Vorliebe hat er für den berühmten Codex des Dioscorides, den er in der kaiserlichen Hofbibliothek in Augenschein nimmt, an den getreuen Zeichnungen der ver-

schiedenen Arzneipflanzen, an der naiven Darstellung des Malers auf dem Titelblatt.

In knapp vierundzwanzig Stunden führt uns der geschwindeste Zug von Wien durch Friaul, das noch im Nebel liegt, die Lombardei, vorüber an Verona, Solferino, den Apenninen entgegen, an's Mittelmeer. Freudig werden im Vorüberfahren die Paläste von Genua wieder begrüßt, die bunte Malerei an den Fassaden der Häuser, die Wäsche, die in den Straßen zum Trocknen aufgehängt ist, und die schwarzköpfige Straßenjugend in ihren ausgelassenen Spielen. In Pegli machen wir die erste Station. Mit heiligem Schauer betreten wir wieder den Wundergarten des Hotel de la Mediterranée, mit den majestätischen Phönixpalmen, den Deodara-Cedern; Yucca's, dem smaragdgrünen Rasen und den gelben Rosengewinden um das Gartenhaus. Gegen Abend machen wir wie vor Jahren, den Spaziergang hinauf nach dem Hügel, auf der Via venti Settembre, mit den jungen Anpflanzungen von Palmen, zu unserer Aussichtsbank. Da liegt das ganze herrliche Bild vor uns, die Buchten, die schön geschwungenen Linien der Berge, die größeren und kleineren Ortschaften, die sich bis Genua hinziehen. Der Abendhimmel zeichnet sich golden ab gegen die duftig violetten, weichen Umrisse der Höhen von Savona, und die rosigen Strahlen vergolden die Berge, die Dächer, die Fenster und flammen auf in dem Leuchtthurm von Genua.

Zu unseren Füßen aber rollen die Wellen und Wogen des Mittelmeeres, brechen sich an dem dunklen Felsgestein, daß der weiße Schaum hoch aufspritzt, und Ferdinand's Dichtergemüth belebt sie mit tausend Gestalten und gedenkt der schönsten Worte, mit denen die Poeten das Meer gegrüßt.

Das Wetter war Anfangs nicht ganz freundlich, bei unseren weiteren Aufenthalten in Beaulieu, Nizza und Cannes klärte es sich nach einigen starken Gewittern wonnig auf. Es war, als ob dieses köstlichste Stück Erde noch einmal seinen ganzen Zauber ausüben wollte. Des Morgens arbeitete Ferdinand gewöhnlich an dem Aufsatz „Die Pflanzen in der bildenden Kunst.“ Dann streiften wir herum in den Waldthälern der ausgetrockneten Flüsse, stiegen die steil gewundenen Pfade hinauf zwischen Oel-

bäumen, Pinus halepensis, auf die Straße nach Eza und ruhten dann an der Gartenterrasse des Hotels mit dem Blick auf das vergißmeinnichtblaue Meer, das weiße Segel belebten.

Wie bunt, wie lustig war die Welt in den Gärten von Monte Carlo, wo die Menschen in ihren modischen Toiletten mit den Blumen an Reichthum der Farben wetteiferten, und wenn man mit der Drahtseilbahn hinauf nach La Turbie fuhr, wie ernst standen da die alten Römererinnerungen, wie erschienen dann die Berge und die Buchten und die Welt so klein und die See und der Himmel so unendlich.

Am Liebsten war uns von jeher Cannes gewesen; auch dies Mal blieben wir beinah' eine Woche dort. Entzückend ist der Blumenmarkt am Hotel de Ville; unendliche Büsche von Anemonen in den leuchtendsten Farben, duftende Veilchen, Levkojen, Hyacinthen, Tulpen, Tuberosen, Fuchsien, Nelken und eine Fülle von Rosen. Wir erhielten Zutritt zu vielen der sonst unzugänglichen Villen und, wenn wir erst in der heiteren Blumenpracht der Villa Rothschild gewandert, ruhten wir dann sinnend und träumend unter dem Palmendickicht des Hotel du Parc, der früheren Villa des Herzogs von Vallombroso. Das feudale Schloß, das mit den Zinnen und Thürmen an die Zeit der Kreuzzüge erinnert, ist nun umgewandelt zu dem behaglichsten Frühlingsaufenthalt für die elegante Welt von ganz Europa. Der Garten ist märchenhaft schön. Gleich beim Eingang die Allee von Corypha, Latania, Pritchardia filifera mit den kolossalen Blattfächern; ganze Gehölze von Bambusa, Haine von Baumfarnen, ein Olivenstamm, überesponnen von Ephedra monostachya, die eine frische Belaubung darstellt, Alles auf dem schönsten grünen Rasen, die Beete eingefaßt von bunten Cinerarién, Cyklamen, Lack, Levkojen, die Dattelpalmen bis zum Wipfel erklettert von Rosen oder bedeckt mit Triteleia uniflora. Dann wieder Orangenhaine oder Gruppen von Blattpflanzen, Bonapartea juncea, Casuarinen, Araucaria imbricata und excelsa. Und dazu der Duft der Heliotrope und Levkojen, Cyclamen und Acazien, der wonnig den ganzen Garten erfüllte.

Natürlich besuchten wir auch Antibes, sahen die Villa Thuret wieder und ihre botanischen Herrlichkeiten, die Todea gigantea, die kolossalen Eucalypten, Acazien, Opuntien, Pinus cana-

riensis u. s. w. Und mit inniger Rührung sprach mir Ferdinand von Gustav Thuret, dem als Forscher wie als Mensch gleich bewundernswerthen Mann, der diesen Garten gegründet und dann mit seinem getreuen Freund Professor Bornet hier so viele Jahre geweilt und die Bäume gepflanzt, deren herrlichen Wuchs wir bewunderten.

Dann fuhren wir vorbei an großen Gärtnereien, an weiten Feldern von Rosen und von Anemonen nach der Villa Ellen Rock, die heute dem Publicum geöffnet war, und gelangten durch schattige Gänge, bunte Blumenanlagen zu dem hohen, steilen Felsvorsprung, mit Aloe und Sedum bepflanzt, mit der Aussicht auf die Bucht von Juan les Pins, die Esterelberge und das tiefblaue Meer, das einen seltsamen Contrast bildete zu den purpurrothen Mesembrianthemumblüthen auf der Terrasse, die in der Sonne prächtig leuchteten und im Schatten geschlossen waren.

Auf dem Rückweg von Cannes blieben wir noch wenige Tage in San Remo, besuchten Frau v. Hüttner in ihrer Villa Parva, die luftig oben am Bergabhang liegt, viele botanische Merkwürdigkeiten enthält und von deren Kostbarkeiten schon häufig dem Botanischen Museum in Breslau gütige Zuwendungen gemacht worden waren. Auch die unvergleichliche Fahrt nach Bordighera machten wir wieder. Nachdem wir die schönsten von den Palmengärten des Herrn Winter gesehen, seinen herrlichen Rosenflor bewundert und die Terrassen der Villa Garnier hinaufgestiegen, fuhren wir gegen Abend zurück. Am Wege blühte und duftete es roth, gelb und weiß, die malerischen Orte flogen an uns vorüber, und wir fuhren auf der schönen Straße, bald hoch oben über der See, bald tiefer am Wasser entlang, wo die Wellen behende heranwogen, uns grüßen mit ihrem ewigen Lied und wieder zurückrollen in das Unendliche. Es ist schon Dämmerung, silbern glänzt der Mond, und fest an einander geschmiegt genießen wir tief und innig den Zauber der Stunde, ein Weh durchbebt uns bei dem Gedanken an das nahe Scheiden von hier, ist es ein Ahnen, daß es ein Abschied für immer sein soll? — — —

Der Schluß dieser Reise ist wieder Genua, ein Besuch im Botanischen Garten bei unserem lieben Freund Professor Otto Penzig, dem Director desselben und des Istituto Hanbury.

Er war im vergangenen Winter in Buitenzorg auf Java gewesen, hatte eine prachtvolle Sammlung botanischer Präparate mitgebracht; welche Schätze seines Museums hatte er außerdem noch zu zeigen, was hatte Ferdinand zu bewundern! Die Herren konnten nicht fertig werden, das Losreißen war schwer, auch von dem Blick auf Genua, das von dem Terrassengarten aus sich stolz und majestätisch aufbaut.

Dennoch traten wir an demselben Abend die Rückreise an und machten noch in Gießen bei den lieben Geschwistern Laura und Moritz Pasch einen kurzen, frohen Aufenthalt. Strahlend frisch und wohl begann Ferdinand das Sommersemester und sein Colleg am 25. April zú der gewohnten frühen Morgenstunde, um 7 Uhr.

Heimgang.

Zu Pfingsten, Anfang Juni, wird erst in Neiße, im Hause unseres Schwagers Ludwig Borchert, die Verlobung seiner Tochter Gertrud mitgefeiert, Ferdinand hält einen heitern Toast in Versen, der Alle entzückt; dann lockt uns die Sehnsucht wieder in das heimische Riesengebirge nach Schreiberhau. Sobald die Feiertage vorüber sind, wird es dort einsamer; desto schöner ist der stille, grüne Wald, die duftenden Wiesen, die Frühlingsstimmung der Gebirgskette, auf deren Einschnitten noch Schnee liegt. Wir machen noch einen Aufstieg nach dem Hochstein, auf dem steilsten Weg, und freuen uns, daß es so gut geht, trotz der „Siebzig".

In Breslau liest Ferdinand wieder gewohnter Weise sein Colleg, er steht früh auf, denn um 7 Uhr muß er schon im Botanischen Garten sein, die Vorlesungen werden auch dann nicht ausgesetzt, als er in der dritten Juniwoche Anfälle von heftigem Magenkrampf verspürt. Er sieht angegriffen aus, ich bin besorgt, doch helfen leichte Hausmittel, von dem treuen Hausarzt und lieben Schwager Dr. Ernst Sandberg verordnet. In diesen Tagen kommt die Trauernachricht von dem schnellen Hinscheiden des von ihm sehr hoch geschätzten Collegen Professor Kerner von Marilaun in Wien, er ist tief ergriffen und wird sehr ernst dadurch gestimmt.

Als Ferdinand am 25. Juni Morgens erwacht, fühlt er sich anscheinend ganz munter. Wie sonst ist er voll sprudelnder Laune, und da Sonnabend kein Colleg ist, geht er erst spät in sein Institut. Wir unterhalten uns in gemüthlichem Verein lange Zeit von allerhand frohen und guten Zukunftsplänen. Unser

lieber ärztlicher Berather kommt, sich nach seinem Befinden zu erkundigen und erklärt ihn wieder aus seiner Fürsorge entlassen. So geht Ferdinand in sein Institut, dort interessirt er sich für alle Arbeiten, bespricht eingehend Arbeitspläne für die nächste Zeit mit Dr. Rosen. Dann fährt er, wie gewöhnlich, in der Elektrischen Bahn zurück und plaudert mit einem befreundeten Herrn, der sich über seine unverminderte Lebhaftigkeit freut. Im Haus unten spricht er freundlich die kleine Tochter des Hausmeisters an und steigt behend, wie immer, die zwei Treppen herauf. Als er mich mit der gewohnten Innigkeit begrüßt, klagt er, daß es draußen so schwül sei. In der nächsten Minute empfindet er wieder heftigen Magenkrampf, und, während er sich im Schlafzimmer auf einen Stuhl niederläßt, bringe ich sofort das Senfpapier, das ihm wenige Tage vorher geholfen. Aber er entfärbt sich, sein Kopf sinkt in meinen Arm zurück, die treuen, lieben, milden Augen werden starr, und der im Augenblick herbeigeeilte Arzt kann nur constatiren, daß ein Herzschlag diesem reichen, edlen Leben ein Ende gemacht. — —

Daß er ahnungslos verschied, ohne Krankheit, ohne Qual, das hat auch die, die ihn liebten, über den ersten unermeßlichen Schmerz hinweggehoben. — — —

Ihn, der die Rosen vor Allem liebte, haben wir ganz in Rosen gebettet. — —

Seine Züge waren selig verklärt, und seine Lippen umspielte ein so wundersames Lächeln, als ob bei allem Streben und Forschen nach der wahren Erkenntniß ihm doch erst jetzt die richtige Lösung geworden wäre.

Die schönen, weiten Räume unserer Wohnung konnten nicht annähernd die Zahl der Leidtragenden fassen, die tieferschüttert gekommen waren, um dem so plötzlich Geschiedenen das letzte Geleit zu geben. Wieder wurden die herrlichsten Blumen gesendet, diesmal als Ausdruck wahrer Trauer, und einer der kostbarsten Kränze trug die Widmung:

Ihrem großen Sohn und Ehrenbürger
die dankbare Stadt Breslau.

Innige Worte der Liebe, der Verehrung, der hohen Werthschätzung klangen ihm nach; zahllose Briefe kamen, in denen in warmer Empfindung seine Verdienste gewürdigt, seiner Persönlichkeit liebevolles Verständniß gezollt wurde. Die Zeitungen des In- und Auslandes brachten rühmenden Nachruf.

Dennoch meine ich, daß er, der seine Person und seine Leistung, in edler Bescheidenheit, am Liebsten in den Hintergrund stellte, wohl selbst auch für sein Leben kein passenderes Schlußwort hätte finden können, als was er einst vor Jahren ahnungsvoll geschrieben:

„Wir sind freilich nur Tropfen in dem uferlosen Strome der Weltgeschichte, dessen Quellen kein Auge geschaut und dessen Mündung kein Verstand zu ahnen vermag, der nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen seinen Lauf nimmt, den keine Macht zu lenken und zu beschränken vermag. Aber auch der Tropfen hat seine Bestimmung erfüllt, wenn er auch nur ein Sandkörnchen von der Stelle gewälzt oder auch nur einen Keim befruchtet hat. Daß es aber auch dem kleinsten Tropfen gegeben ist, in sich Himmel und Erde und die ganze große Weltordnung zu spiegeln, das ist sein Glück und sein Vorzug, dessen er sich erfreuen mag, bis er sich auflösend im Aether verschwindet."



Schriften-Verzeichniss,

das bei der umfangreichen und über viele J[illegible]ie zerstreuten Thätigkeit COHN's leider keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. Kleinere Mittheilungen in der „Schlesischen Gesellschaft", Artikel in Tageszeitungen, Aufsätze in belletristischen Organen sind nicht mit aufgezählt.

1847. Symbola ad seminis physiologiam. — Inaugural-Dissertation. Berlin.

1849. Beiträge zur Physiologie des Samens. — Flora 1849.

— Zur Lehre vom Wachsthum der Pflanzenzelle. — Nova Acta Acad. Caes. Leop. Carol. Vol. XXII.

— GOEPPERT und COHN: Ueber die Rotation des Zellinhaltes in *Nitella flexilis*. — Botanische Zeitung 1849.

— GOEPPERT und COHN: Ueber die Algen Schlesiens. — Schlesische Gesellschaft für Vaterländische Cultur 1849, S. 93.

1850. Ueber *Aldrovanda vesiculosa*. — Schles. Ges. 1850, S. 108, publicirt mit Tafel auch Flora No. 43, 1850.

— De Cuticula, Habilitationsschrift, Halle, publicirt auch in Linnaea 1850 (deutsch).

— Ueber mikroskopische Organismen. — Berichte der Berliner Akademie, Februar 1850.

— Ueber blutähnliche Färbungen durch mikroskopische Organismen. — Schles. Ges. 1850, S. 39.

— Briefe an EHRENBERG über *Monas prodigiosa* auf Bohnen und das Verbot des Bohnenessens bei den Pythagoräern. Berichte der Berl. Akad. der Wiss. 1850.

— Die Menschheit und die Pflanzenwelt. — Antrittsrede. Breslau, Typ. Sulzbach, 1851.

— Nachträge zur Naturgeschichte des *Protococcus pluvialis* Kg. — Nova Acta XXII, März 1850.

1851. Bericht über die Entwickelung der Vegetation in Schlesien während des Jahres 1851. — Schles. Ges. 1851. Fortsetzungen in den folgenden Jahresberichten bis 1857.

1851. Die Entwickelungsgeschichte des *Pilobolus crystallinus*. — Nova Acta XXIII, S. 1. 28. Juni 1851.

— Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Infusorien, I und II. Zeitschrift f. wissensch. Zoologie, Bd. III u. IV.

1852. Ueber den Encystirungsprocess der Infusorien. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. IV u. V. 1.

— Ueber eine neue Gattung aus der Familie der Volvocineen (*Stephanosphaera*). — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. IV.

— Ueber die Keimung der Zygnemeen. — Schles. Ges. 1852.

1853. Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte mikroskopischer Algen und Pilze. — Nova Acta, Vol. XXIV, S. 1.

— Ueber die Einwirkung des Blitzes auf Bäume. — Denkschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Schlesischen Gesellschaft. Breslau 1853.

— Ueber lebendige Organismen im Trinkwasser. — Schles. Ges. 1853. — Ausführlicher publicirt in GÜNZBURG's Zeitschrift für klinische Medicin, Bd. IV, Heft 3.

— Ueber die Krankheit der Runkelrüben. — Schles. Ges. 1853.

1854. Ueber Pilze als Ursache von Thierkrankheiten. — Schles. Ges. 1854.

— Ueber die Drehung der Baumstämme. — Ibidem.

— Der Haushalt der Pflanze. — Leipzig, F. A. BROCKHAUS, 1854.

— Die Wunder des Blutes. — (?) Gedruckt 1854, ausgegeben Wiesbaden 1869.

— Beiträge zur Kenntniss der Infusorien III: Ueber die Cuticula der Infusorien. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. V.

1855. Ueber das Geschlecht der Algen. — Schles. Gesellsch. 1855.

— *Empusa Muscae* und die Krankheit der Stubenfliegen. — Nova Acta XXV.

— Ueber die Fortpflanzung der Räderthiere. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. VII.

— Ueber die Entwickelung und Fortpflanzung der *Sphaeroplea annulina*. — Monatsber. der Kgl. Akad. d. Wissensch., Berlin 1855.

— Mémoire sur le développement et le mode de reproduction du *Sphaeroplea annulina*. — Annales des sciences, Série IV, Tome V, 1855.

1856. Ein interessanter Blitzschlag. — Nova Acta XXVI, S. 1.

— Die Geschichte der Gärten. — Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin 1856.

— Beobachtungen über den Bau und die Fortpflanzung von *Volvox globator*. Schles. Gesellsch. 1856. — Mit Abänderungen veröffentlicht in

— Comptes rendus, T. XLIII, December 1856.

— Tageblatt der Versammlung D. Naturforscher u. Aerzte. — Wien 1856.

— Annales des sciences, Série IV, Tome V, 1856.

1857. Bemerkungen über Räderthiere. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. IX.

1857. COHN und MAX WICHURA: Ueber *Stephanosphaera pluvialis*. — Nova Acta, Vol. XXVI. S. 1.

— Botanische Mittheilungen: 1. Ueber Meeresorganismen im Binnenlande; 2. Ueber mikroskopische Organismen in Bergwerken; 3. Ueber den Zellkern der Bacillariaceen; 4. Ueber die Holzzellen des Weinstockes. Schles. Gesellsch. 1857. —

1858. Botanische Mittheilungen: 1. Ueber die Wettersäule von Mangschütz am 16. Juli 1858; 2. Ueber ein Bacillarienlager in Oberschlesien; 3. Ueber Bacillarienerde von Schimnitz bei Proskau, O.-S.; 4. Ueber einige neue Algen Schlesiens. — Schles. Gesellsch. 1858.

1859. Botanische Mittheilungen: 1. Ueber Proteïnkrystalle in den Kartoffeln; 2. Ueber eine Verbindung von Cellulose mit Kupferoxyd; 3. Ueber die Bewegung der Blätter bei unseren einheimischen *Oxalis*-Arten. — Schles. Gesellsch. 1859.

1860. Ueber den Ursprung der schlesischen Flora. — Schles. Gesellsch. 1860.

— Ueber den botanischen Garten in St. Petersburg. — Botanische Zeitung 1860.

1861. Ueber contractile Gewebe im Pflanzenreich. — Abhandl. der Schles. Gesellsch. 1861.

1862. Ueber die Algen des Carlsbader Sprudels und deren Antheil an der Bildung des Sprudelsinters. — Schles. Gesellsch. 1862.

— Ueber die Verbreitung der Algen, insbesondere in den Meeren Europas. — Ibidem.

— GOETHE und die Metamorphose der Pflanzen. — Deutsches Museum, herausgeg. v. R. PRUTZ, Januar 1862.

— Bemerkungen über Räderthiere III. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. XII.

— Ueder Verunstaltung von Kiefer-Wipfeln durch Insecten. — Verhandlungen des schles. Forstvereins 1862.

1863. Botanische Mittheilungen: 1. Ein neues schlesisches Diatomeenlager; 2. Die verkieselten Zellen eines fossilen Nadelholzes; 3. Ueber die LOHMEYER'schen Modelle; 4. Bericht über eine Reise nach Italien; 5. Verhalten der grünen mikroskopischen Pflanzen und Thiere zum Licht. — Schles. Gesellsch. 1863.

1864. Botanische Mittheilungen: 1. Ueber die Entstehung des Travertin von Tivoli durch Vermittelung von Moosen und Algen; 2. Ueber die Gesetze der Bewegung mikroskopischer Thiere und Pflanzen; 3. Ueber Seeaquarien; 4. Ueber *Dictyota dichotoma*; 2. Ueber *Laminaria digitata*. — Schles. Gesellsch. 1864.

— Ueber den Staubfall vom 22. Januar 1864. — Abhandlungen der Schles. Gesellsch. 1864.

1865. Botanische Mittheilungen: 1. Ueber *Chlorops taeniopus*; 2. Ueber die Cultivirung der Seealgen; 3. Ueber trimorphe Blüthen; 4. Ueber parasitische Algen im Meer. — Schles. Gesellsch. 1865.

1865. Ueber einige Algen von Helgoland. — RABENHORST, Beiträge, Heft 2; 1865.

1866. Ueber das Vorkommen der Mistel auf Eichen. — Schles. Gesellsch. 1866.

— Ueber Oscillarineen und Florideen. — Ibidem.

— Neue Infusorien im Seeaquarium. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. XVI.

— Ueber die Gesetze der Bewegung der mikroskopischen Pflanzen und Thiere unter dem Einfluss des Lichtes. — Bericht der 40. Versamml. D. Naturforscher u. Aerzte, Hannover 1866.

1867. Beiträge zur Physiologie der Phycochromaceen und Florideen. — M. SCHULTZE's Archiv für mikrosk. Anat., Bd. III, 1867.

1868. Botanische Mittheilungen: 1. Ueber die Entstehung der Kohle aus Seetang; 2. Beziehungen des Pflanzenlebens zum Licht. — Schles. Gesellsch. 1868.

1869. Ueber Pilzkrankheiten, welche durch *Tarichium macrospermum* an Erdraupen verursacht werden. — Schles. Gesellsch. 1869.

— Ueber Sternschnuppengallert. — Ibidem und in Hedwigia, 1869, No. 2.

— Untersuchungen über Insectenschaden auf den schlesischen Getreidefeldern im Sommer 1869. — Abhandlungen der Schles. Gesellsch. 1869.

1869—70. Ueber Pilzepidemien bei Insecten. — Schles. Gesellsch. 1869, fortgesetzt 1870.

— LEBERT, H., und COHN: Ueber die Fäule der Cactusstämme. — COHN's Beiträge zur Biologie der Pflanzen, I.

1870. Ueber eine neue Pilzkrankheit der Erdraupen. — COHN's Beiträge, Bd. I.

1870—71. Ueber den Brunnenfaden *(Crenothrix polyspora)*. — COHN's Beiträge, Bd. I.

1871. Grundzüge einer natürlichen Anordnung der kryptogamischen Pflanzen. Schles. Gesellsch. 1871; auch Hedwigia 1872, No. 1.

— Die Entwickelung der Naturwissenschaften in den letzten 25 Jahren. Breslau, J. U. KERN, 1871.

— Zur Bacterienfrage. — Botanische Zeitung XXIX, 1871.

1872. Ueber parasitische Algen. — COHN's Beiträge, Bd. I; auch Schles. Gesellsch. 1872.

— Organismen der Pockenlymphe. — VIRCHOW's Archiv f. path. Anat. u. Physiol., Bd. 55.

— Anleitung zum Gebrauch des Schulmikroskops, sowie Beschreibung der wichtigsten Präparate. Berlin 1872.

— Untersuchungen über Bacterien I. — COHN's Beiträge, Bd. I.

1873. Leuchtende Regenwürmer. — Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. XXIII.

1874. Ueber Algen in den Thermen von Johannisbad und Landeck. — Schles. Gesellsch. 1874.

1874. Die unsichtbaren Feinde in der Luft. — Tageblatt der 47. Versamml. D. Naturforsch. und Aerzte. Breslau 1874.

— Ueber die Function der Blasen von *Aldrovanda* und *Utricularia.* — COHN's Beiträge, Bd. I; auch Tageblatt der 47. Versamml. D. Naturforscher und Aerzte. Breslau 1874.

1875. Die Entwickelung der Gattung *Volvox.* — Festschrift zu GOEPPERT's 50jährigem Doctorjubiläum. Breslau 1875; abgeänderter Abdruck in COHN's Beiträgen I.

— Untersuchungen über Bacterien II. — COHN's Beiträge I.

1876. Bemerkungen über die Organisation einiger Schwärmzellen. — COHN's Beiträge II.

— Untersuchungen über Bacterien IV. — COHN's Beiträge II.

— Apparate für Botanik. — Aus dem Bericht über wissenschaftliche Apparate auf der Londoner internat. Ausstellung 1876. Braunschweig 1881.

1877. Ueber vibrirende Fäden in den Drüsenhaaren von *Dipsacus.* — Tageblatt der Versamml. D. Naturforscher und Aerzte in München 1877.

1879. COHN's Thallophytensystem. — Schles. Gesellsch. 1879.

— *Desmidiaceae Bongoenses.* — Halle, M. NIEMEYER, 1879.

— COHN und BENNO MENDELSOHN: Ueber die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Vermehrung der Bacterien. — COHN's Beiträge III.

1881. Beitrag zur Geschichte der Botanik. — Schles. Gesellsch. 1881.

— Gutachten über die Abwässer verschiedener Rübenzuckerfabriken im Winter 1881.

1882. Die Pflanze. — Vorträge aus dem Gebiet der Botanik. Breslau, J. U. KERN, 1882.

1884—85. Ueber künstlerische Verwendung der Pflanzen. — Schles. Gesellsch. 1884/85.

1887. Ueber Tabaschir. — COHN's Beiträge IV.

— Ueber *Mandragora.* — Schles. Gesellsch. 1887.

1888. Ueber thermogene Wirkung von Pilzen. — Schles. Gesellsch. 1888.

1889. CASPAR SCHWENCKFELD. — Aus: GRÄTZER, Lebensbilder schlesischer Aerzte aus den letzten 4 Jahrhunderten. — Breslau, SCHOTTLÄNDER, 1889.

1890. LAURENTIUS SCHOLZ von Rosenau. — Deutsche Rundschau, 1890.

— Vergangenheit und Zukunft des Scheitniger Parks. — Schles. Gesellsch. 1890.

— Ueber Wärmeerzeugung durch Schimmelpilze und Bacterien. — Schles. Gesellsch. 1890.

1891. COHN und SCHROETER: Untersuchungen über *Pachyma* und *Mylitta.* Abhandl. aus dem Gebiet der Nat.-Wissensch. des Naturwissenschaftl. Vereins zu Hamburg, 1891.

1892. Das Herbar GEORG RUDOLPH's, Herzogs in Schlesien, aus dem Jahr 1612. — Schles. Gesellsch. 1892.

1893. Ueber Formaldehyd und seine Wirkungen auf Bacterien. — Schles. Gesellsch. 1893.

— Ueber Erosion von Kalkgestein durch Algen. — Ibidem.

1897. Die Erzeugnisse der deutschen Landwirthschaft in den tropischen Colonien. — Zeitschrift der Landwirthschaftskammer für die Provinz Schlesien, 1897.

— Die Pflanze, zweite Auflage.

1898. Die Pflanzen in der bildenden Kunst. — Deutsche Rundschau 1898.

Nekrologe: L. WIMMER 1867; H. ITZIGSOHN 1879; R. GOEPPERT 1884; A. DE BARY 1888; FR. HELLWIG 1889; L. JUST 1893; M. TRAUBE 1894; J. SCHROETER 1894; N. PRINGSHEIM 1895; L. AUERBACH 1898.











